TOBY BARLOW

ATLANTIK

# BABA JAGA

ROMAN

A

**Toby Barlow**

# Baba Jaga

*Roman*

*Aus dem Amerikanischen von Giovanni und Ditte Bandini*

Atlantik

*Der Mann jagt und kämpft. Die Frau heckt aus und träumt; sie ist die Mutter der Phantasie, der Götter. Sie hat ein Auge für das Zweite Gesicht; und sie hat Flügel, sich aufzuschwingen in die Unendlichkeit der Sehnsucht und der Vorstellungskraft. Um die Jahreszeiten besser zählen zu können, fragt sie den Himmel ab. Doch die Erde besitzt ebenfalls ihr Herz.*

Jules Michelet

*Die Frauen müssen den Männern immer bestätigen, dass sie die Starken sind. Sie sind die Großen, die Starken, die Wunderbaren. In Wahrheit sind die Frauen die Starken. Das ist nur meine Meinung, ich bin kein Professor.*

Coco Chanel

# Prolog

Es gibt Fakten, und es gibt Lügen. Es gibt treue Geliebte mit schlechten Alibis. Die Welt ist ein wimmelndes Bienenhaus, angefüllt mit Geschichten, die immer aufs Neue erzählt und wiedererzählt worden sind, seit unsere Zungen sprechen lernten und unsere Ohren sich auftaten. Wir hören all das und sind trotzdem ratlos, gerade eben imstande, im bleichen, unbeständigen Licht unseren Weg auszumachen. Wie der alte Grieche sagte: Wir wissen nichts. Aber *das*, kann ich Ihnen versichern, ist wahr, *das* ist passiert. Ich weiß es, weil meine ältere Schwester mir Ende letzten Herbstes in einem Brief davon schrieb – davon, wie in einem Tal unweit der Nordgrenze Frankreichs hinter den hohen Mauern eines versteckten, verfallenden Schlosses eine angejahrte Frau ihre alte Gitarre hervorholte und, sanft darauf zupfend, um die Melodie zu finden, der Nacht ankündigte: »Ich werde dir jetzt ein Lied singen von den Baba Jagas und davon, wie sie nach Paris flohen …«

# Erstes Buch

*Als ich in Paris lebte, hatten wir einen Ausdruck, einen sehr amerikanischen, der die Sache in gewisser Weise besser als alles andere erklärt. Wir sagten damals: »Nehmen wir die Spur auf!« Das bedeutete, sich kopfüber reinstürzen, ins Unbewusste eintauchen, einfach seinen Instinkten gehorchen, seinen Impulsen folgen – des Herzens oder des Bauches, oder wie immer man das nennen will.*

Henry Miller in:
*The Paris Review*

# I

Die Zeit machte Zoja zu schaffen. Sie lag auf dem breiten Bett inmitten der zerknitterten Seidenlaken und hörte Léon dabei zu, wie er sich im Bad schrubbte und wie er gurgelte. Da komponierte sich aus den verschiedenen Geräuschen seiner Abendtoilette fast eine Trickfilmmelodie. Er wusch sich immer, nachdem sie sich geliebt hatten, und parfümierte sich aufs Penibelste – tauchte ein in Seifenschaum, Talkumpuder und eine Wolke von *Eau de Lisbonne*, bevor er heimkehrte, um sich seiner Frau zu stellen. Selbst an Abenden wie diesem, wo seine Claudette nicht in der Stadt war, verrichtete er, aus Gewohnheit, das Ritual. Gewöhnlich störte das Zoja nicht, aber heute Abend machte die Musik sie traurig.

Als er von Dampfschwaden umgeben aus dem Badezimmer herauskam, sah er aus wie ein von einem Kessel ausgespiener grauer Ball von kochendem Blubber. »Stimmt etwas nicht, *ma chérie*?«, fragte er.

Sie erinnerte sich an den Tag, als er sie während eines Spaziergangs durch den Jardin des Plantes gefunden hatte. Wann hatten sie sich noch mal kennengelernt? Im Frühling ’45? Nicht lange nach Kriegsende, als die Pariser Straßen und Klubs vollgestopft waren mit großäugigen amerikanischen und britischen Soldaten, die, frisch dem Zug aus Calais entstiegen, überall Vergnügungen witterten. Sie hätte sich aus dem Schwarm jeden herauspicken können, doch sie nahm stattdessen Léon, einen stämmigen Pariser mittleren Alters mit kantigem Kinn und breiten Schultern, weit entfernt von dem erschlafften dicken Mann, zu dem er inzwischen geworden war. Viel Zeit war vergangen, während der sie zugesehen hatte, wie seine Umrisslinie nachließ und von massig über rundlich zu fett absackte, seine Augen sich trübten, seine leuchtend blauen Iriden sich zu einem fleckigen Grau verfärbten, blutunterlaufen unter den schweren Lidern und verquollenen Säcken von weingetränktem Fleisch. Wenn er von Brandy betrunken war, erzählte er ihr gern, dass er früher, in

seinen Tagen als katholischer Zögling, ein überragender Athlet gewesen war, aber wenn sie ihn jetzt ansah, fiel es ihr schwer, sich das vorzustellen, denn er war einfach ein alter Mann, während sie selbst noch so frisch aussah wie an dem Tag, an dem sie sich zum ersten Mal begegnet waren.

»Ich habe leichte Kopfschmerzen, ich brauche frische Luft«, sagte sie. »Warum ziehst du dich nicht an, und wir machen einen Bummel, bevor du nach Hause gehst?«

»Zu dieser Uhrzeit? Ha! Habe ich dich noch nicht erschöpft?« Als er sich den Rücken mit dem Handtuch abrieb, wackelte sein gewaltiger weißer Bauch. Der Anblick war fast *zu* albern.

»Ich habe den ganzen Tag geschlafen«, sagte sie. »Es ist ein angenehmer Abend, und es wird dir guttun, deine Knochen zu bewegen.« Sie ließ den Blick durch das Zimmer schweifen – über die hohe Kommode, den schlichten Kristallkronleuchter, das gerahmte dunkle Ölbild mit dem toten Fuchs inmitten reifer Herbstäpfel, das über ihrem kleinen Schreibtisch hing. Auch wenn das Gemälde jetzt einen rein dekorativen Zweck erfüllte, konnte sie sich durchaus an die Zeit erinnern, als Stillleben mit vollgehäuften Schüsseln von errötenden Früchten während der tristen Jahreszeiten des kalten Kohls und der Kellerkartoffeln grüne Hoffnungsknospen am Leben erhalten hatten. Schau her, sagten die Bilder, und verliere nicht den Glauben. Birne, Pfirsich, Apfel und Pflaume, alle werden wieder blühen.

Neben dem Gemälde standen, auf dem Kaminsims, drei zusammengehörige Silberuhren. Léon hatte ihr erzählt, dass sie aus der Sammlung Prinzessin Mathildes stammten. Zoja wusste nicht, ob sie ihm das glauben sollte – ihr eitler und aufgeblasener Léon tendierte fraglos zur Übertreibung. Aber sie genoss durchaus die Behaglichkeit, die jeder dieser kunstvoll gestalteten Zeitmesser spendete. Eine der Uhren zählte außer den Stunden auch die Monate, eine andere gab die Mondphasen an, und die dritte war eine astronomische Uhr, die anzeigte, wie sich der Tierkreis im Laufe des Jahres über den Stunden weiterdrehte. Bei Tag und bei Nacht

verliehen die leisen, sanften Glockenspiele dem stillen Appartement eine bezaubernde Note, erdeten Zoja in ihrer gut ausgestatteten Umgebung und verschafften ihr mit ihren zarten Tönen immer wieder eine kleine Freude. Im Lauf der Jahre hatte Léon sie periodisch mit diesen kostbaren Präsenten beschenkt, dazu mit Parfüms, Perlen, Pendants, Fuchsstolen und weichen Lederhandschuhen, hatte ihre anspruchslose Geduld, ihre nachsichtige gute Laune und ihre großzügigen körperlichen Aufmerksamkeiten mit Luxusartikeln vergolten, die sie beschwichtigt und es mit der Zeit fast geschafft hatten, sie das, was bevorstand, vergessen zu lassen. Doch allzu fern war ihr der Gedanke nie. Sie wusste, dass ihr all diese zarten, schönen Schätze fehlen würden; viel würde sie nicht mitnehmen können. Wie für die Sommervögel, die instinktiv die Zweige der Pariser Bäume verließen und sich auf den Weg zu ihren warmen mediterranen Zufluchtsorten machten, war es jetzt auch für sie Zeit zu gehen. Der Fluss der Zeit rauschte ihr bereits laut in den Ohren, schäumte und wallte und spülte das ganze Zimmer fort.

An jenem längst vergangenen ersten Tag hatte sie mit Elga zusammengesessen; die vierschrötige alte Frau war mit halbgeschlossenen Augen eingenickt und sackte immer mehr in die Parkbank, wie ein dickes Plunderstück, das in einem Bäckereiregal abkühlt, während Zoja sich mit einem Roman entspannte. Sie versuchte sich zu erinnern, von wem er gewesen war, mit Sicherheit von einem Russen, Gogol oder Turgenjew. Damals waren sie noch nicht lange in Paris gewesen. Sie erinnerte sich sehr deutlich daran, wie der Schatten über ihre Buchseite gezogen war und dass sie aufgeschaut und Léon erblickt hatte, der da grinsend im Abendlicht stand. Zoja hatte höflich gelächelt. Sie schüttelte die Erinnerung ab und erhob sich vom Bett. »Es ist unser letzter gemeinsamer Abend, bevor deine Claudette in die Stadt zurückkehrt, ich möchte ein Stück mit dir gehen. Keine Sorge, niemand wird uns sehen.« Léon war immer leicht zu durchschauen, spielend zu leiten. »Komm«, sagte sie und warf ihm sein Hemd zu, das auf dem Bett gelegen hatte. »Wir können unten am Fluss

entlanggehen. Du kannst mir auf dem Hinweg von deiner Woche erzählen, und ich erzähle dir auf dem Weg zurück ein altes Märchen.«

Er lächelte. Wie jeder Mann, den sie je gekannt hatte, liebte ihr Léon ihre Geschichten, die alten russischen Sagen, die sie ausspann, um ihn zum Grinsen oder zum Lachen, oder zum Schlafen zu bringen. Viele waren ausgedacht, während andere wahr waren, manche waren zotig, andere blutrünstig, aber sie kleidete sie alle in die samtene Wärme von Volksmärchen ein. Jede von ihnen enthielt eine Lehre, die der Aufmerksame und Neugierige entdecken konnte, aber sosehr Léon die Abenteuer verirrter Kinder und schellenklingelnder Tanzbären, durchnässter, hungriger Soldaten, die in einsamen Häuschen eine trügerische Zuflucht fanden, und von Bräuten mit schlangendurchflochtenem Haar auch genoss, bemühte er sich doch nie, die jeweilige Moral der Geschichte zu verstehen. Nur wenige ihrer Männer hatten das je getan. Sie war zu der Überzeugung gelangt, dass Märchen und Fabeln und selbst Sagen äußerst wenig ausrichteten – die Lehren hatten einfach nicht den nötigen Biss, um hängenzubleiben.

Léon würgte sich die Hose um die ausladende Leibesmitte, streifte sich die Hosenträger über die Schultern und rückte seinen steifen Kragen gerade, während sie ihrerseits Unterkleid, Strümpfe und Kleid auflas. Es war ein schöner, untypisch warmer Herbstabend; die Jahreszeit ließ es langsam angehen, aber dennoch wäre sie eigentlich lieber zu Hause geblieben. Hätte er nur nicht diese scheinbar harmlose Frage gestellt! – erst vor wenigen Augenblicken, während er neben ihr lag und noch immer schwer atmete: »Wie machst du es nur, dass du so jung bleibst?«

Ein inneres Stimmchen ließ ihr keine Ruhe, drängte sie, die Sache zu vergessen und zu warten. So unsensibel, wie er war, wusste er vielleicht gar nicht, was er bemerkt hatte. Sie konnten noch ein paar Nächte, vielleicht sogar noch zwei, drei Monate lang beieinanderliegen, und sie konnte sich, und wenn auch nur noch ein paar Morgen lang, sein fettes Schnarchen anhören, wie es gurgelte und schnaubte – was sie liebenswert

fand. Wozu die Eile? Schließlich war es nur eine hingemurmelte Phrase gewesen, eine Après-Sex-Liebenswürdigkeit. Sie hätte ihn dazu bringen können, diese Feststellung zu vergessen, aber wozu? Sie wusste ja, mit der Zeit würde ihm immer mehr auffallen. *So* dumm war selbst ein blöder, aufgeblasener Ochse wie Léon nicht. Was einmal ungeschickte Komplimente gewesen waren, würde jahrelang nachhallen und sich schließlich zu einem klügeren, konkreten Verdacht bündeln. Er würde erkennen, dass seine Schmerzen nicht die ihren waren, sein verschwommener, milchiger Blick würde missgünstig auf ihre klaren, reinen Züge, ihre weiche Haut und stets scharfsichtigen Augen hinunterschauen, und dann würde sich ein untergründiger, seismischer Groll seines zähflüssigen Bewusstseins bemächtigen. Von dem Moment an würden sich bestimmte vorhersagbare Schwierigkeiten einstellen. Nein, es bestand zwar kein Grund zur Eile, aber es war trotzdem besser, es jetzt zu erledigen. Wie Elga häufig sagte: Reiß das Auge, das dich ärgert, aus, bevor es wieder zuckt.

»Guten Tag, Mademoiselle«, waren die ersten Worte, die Léon an jenem lang vergangenen Tag – mit einer leichten Verbeugung und an seinen Strohhut tippend, ganz der Gentleman – zu ihr gesprochen hatte. Die grüne Pracht des sommerlichen Gartens rahmte seinen Körper ein, sodass er im Zwielicht wie eine extravagant geschnittene Buchsbaumhecke aussah, die vor ihren Augen zum Leben erwachte. Was sie, als sie den Unbekannten taxierte, als Erstes wahrnahm, war Geld – sie besaß ein vielfach erprobtes Talent dafür, so etwas zu erspüren. Und noch besser: Sein plattes, dumpfes Grinsen verriet einen Mann ohne große Befähigung zum Staunen oder selbst nur zur Neugier. Er fasste die Dinge so auf, wie er sie sah, und er sah nicht besonders viel. Das war ideal. Hinzu kam eine grinsende Gutartigkeit und, seinem begierigen Blick nach zu urteilen, ein herzhafter Appetit. Und für hungrige Männer hatte sie etwas übrig.

»Meine Liebe«, sagte Léon heute Abend, »du bist wirklich schön.«

Jetzt umarmte sie ihn, schlang ihre Arme um seinen weiten Wanst und

schmiegte den Kopf an seine weiche Schulter. Wäre er ein sensibler Mann gewesen, hätte er vielleicht ihre tiefer werdende Traurigkeit gespürt. Aber er war keiner. Von Dienstboten aufgezogen und von der rohen, patriarchalischen Gewalt der Konfessionsschulen konditioniert, hatte er vor ihr Intimität nur in einer klug arrangierten Ehe kennengelernt, und das alles hatte ihm die emotionale Empfindungsfähigkeit eines alten, abgehalfterten Arbeitspferdes gelassen.

Als sie sich zur Tür wandten, warf sie einen Blick auf ein gerahmtes Bild auf dem Kaminsims. Es war die einzige Fotografie von ihnen beiden, die überhaupt existierte; sie hatten sie gemacht, als sie wieder einmal auf einem Abendspaziergang gewesen und zufällig in ein Straßenfest geraten waren. Als sie an Pantomimen und Zauberkünstlern, Leierkastenmännern samt Äffchen, Flohzirkussen und behänden Jongleuren vorüberschlenderten, hatten sie ein Fotoatelier entdeckt. Vom Geist der Ausgelassenheit gepackt, hatte Léon seine gewohnte Vorsicht aufgegeben und eingewilligt, sich mit ihr fotografieren zu lassen. Auf dem Porträt, das vor einem grausamtenen Hintergrund aufgenommen worden war, hielt sie sittsam seine Hand, das schwarze Haar unter einen Hut gesteckt, ihre Augen mit offensichtlicher Zuneigung zu ihm aufschauend. Er stand neben ihr, steif aufgerichtet, und grinste in die Kamera wie ein Großwildjäger, der das Gehörn der einen oder anderen prächtigen, toten Beute hochhält.

Léon war so ein komischer Mann, dachte sie, überhaupt nicht mutig (er hatte sich vom Kriegsdienst freigekauft), aber durchaus gutartig. Ein Ehebrecher, ein Lügner, ein diebischer Mann, der seine Klienten auf ungeschickte Weise betrogen und sich anschließend die Probleme mit Geld vom Hals geschafft hatte – das alles war er, aber dies waren eben die Altlasten der meisten reichen Männer, mit denen sie je zu tun gehabt hatte. Sie hatte ihm viel gestohlen, sie hatte anderen viel gestohlen, und wer weiß schon, wann der erste Diebstahl geschehen war? Nur wenige Menschen, die je eine Münze berührt haben, sind rein oder unschuldig. Aber für einen Mann hatte er ein anständiges Herz. Sie wusste, dass sie jetzt, in diesen

letzten Augenblicken, sentimental wurde, ihn sich besser machte, als er war. Sie war wie die Bauerntochter, die liebevoll die süßen, wohlbeleibten Schweine betrachtete, die sich am Morgen der Winterschlachtung grunzend im Schlamm suhlten. »Vergiss nicht, das Licht auszuschalten«, sagte sie.

Einige Zeit zuvor hatten sie durch das offene Fenster ein Geräusch wie von fernem Feuerwerk gehört, aber jetzt lagen die Straßen still da. Sie schlenderten die Rue d'Ulm entlang. Die Märkte waren geschlossen, die Bistros menschenleer, einige wenige Automobile knatterten vorbei. Sie hielt seine Hand, strich sanft mit dem Daumen über seinen fleischigen Ballen. Sie fragte sich, ob sie ihn eigentlich je geliebt hatte.

Sie bogen in die Rue Erasme ein. Léon beklagte sich, wie so oft, über seine steinalte Mutter, für ihn eine ständige Quelle der Frustration. Zoja hatte die Frau nie getroffen, aber Léon zeichnete das Bild einer gestrengen Erzeugerin, die ihren jüngsten Sohn nie anerkannt, einer eiskalten Kreatur, die stets seinen älteren Bruder vorgezogen hatte. »Für mich hat sie nur die Milch der bittersten Gehässigkeit übrig.«

Zoja hörte nur zerstreut zu. Sie versuchte, sich eine undeutliche Sammlung von Wörtern ins Gedächtnis zu rufen, während ihre Augen umherhuschten, die Schatten entlang des Trottoirs nach einem lanzenspitzigen Gitter absuchten, an das sie sich erinnerte. Es würde sich bestens dazu eignen, seinen Schädel aufzuspießen.

# II

Will Van Wyck bemühte sich halbherzig, Monsieur Guizot zuzuhören, aber seine Gedanken schweiften ab. Er versuchte sich darüber klar zu werden, wie sein Leben von nun an aussehen würde. Ihm war bewusst, dass dies kein günstiger Zeitpunkt zum Zerstreutsein war, er musste sich konzentrieren, besonders auf das, worüber sich Guizot momentan verbreitete, denn der kleine Menschenball, der da vor seinem Schreibtisch herumfederte, war genau an dem Tag zu Wills allerletztem Kunden geworden.

An diesem selben Vormittag hatte Will noch zwei Kunden für die Agentur betreut, während er achtzehn Monate zuvor für jeden einzelnen Kunden der Firma persönlich verantwortlich gewesen war. Aber im Laufe der Zeit hatten die französischen Geschäftsführer seinen Tätigkeitsbereich in der Firma langsam, geschickt, mit stets tadelloser Höflichkeit mehr und mehr eingeschränkt. Sie lächelten immer, wenn sie ihm weitere Kundenetats aus der Hand nahmen, und es geschah stets während eines drei- oder viergängigen Menüs bei Fouquet bei ein paar guten Flaschen weißem Burgunder. Aber sosehr sie es auch versuchen mochten – und sie versuchten es durchaus –, gelang es ihnen doch nicht, ihn vollständig auszubooten. Die Zentrale drüben in den Staaten wollte, dass er in der Pariser Niederlassung blieb und einen ganz besonderen Kunden betreute, und genau das hatte er die ganze Zeit getan, ohne je ein Wort der Klage und mit kaum einem verpassten Abgabetermin. Er hatte sich ohne jedes Aufhebens den plumpen und offenkundigen machiavellistischen Manövern seiner französischen Kollegen gefügt, hatte liebend gern Verantwortung abgegeben, wann immer Druck auf ihn ausgeübt wurde, weil er bis heute sicher gewesen war, dass sein wichtigster Kunde seinen Posten garantierte. Die einzige unerwartete Überraschung war die Treue seines anderen Kunden, Guizot, gewesen. Dieser emporgekommene Kleinunternehmer

hatte seinen Kosmetikhandel erst ein paar Jahre zuvor angefangen – mit einer Badewanne voll heimgebrautem Haarwasser, das er unermüdlich verhökert hatte, bis sein Imperium ganz Westeuropa umfasste. Selbst bei dieser Größenordnung war sein Kundenetat kaum von entscheidender Bedeutung für die Agentur, anders als ihre Automobil-, Zigaretten- oder Spirituosenetats, und die Geschäftsführer grinsten und nickten, als er darauf beharrte, dass Will ihn weiter betreuen sollte. »Amerikaner wissen, wie man verkauft!«, hatte Guizot verkündet, und sie hatten ihm den Wunsch mit Vergnügen erfüllt, vor allem weil sie Guizot nicht ausstehen konnten.

»Obacht! Bumm! Ja! Peng! Unsere Kampagne überrollt das Land! Zeitlich perfekt abgestimmt, sodass sie unsere gesamte hirnlose Konkurrenz mit heruntergelassener pissfleckiger Unterhose erwischt!« Guizot war außerstande, seine Begeisterung zu zügeln, er sprang praktisch in Wills Büro herum. Er führte sich immer so auf, wenn sie eine Werbekampagne vorbereiteten. Will führte für ihn die Verhandlungen, entschied, welche Zeitungen und Radiosendungen sie einkaufen würden, während Guizot enthusiastisch das Produkt, das Kapital und selbst die Werbetexte beisteuerte, deren Abfassung er niemandem in der Agentur zutraute. »Was wissen diese Texter schon von Kunst oder Geschäften, was ich nicht wüsste? Wenn sie so großartige Schreiber sind, wo sind dann ihre Gedichte, ihre Literaturpreise? Und wenn sie so gescheit sind, warum ackern sie dann an ihren Schreibmaschinen, in meinen Diensten?« Normalerweise fand Will Guizots Affentheater amüsant, aber heute nicht.

»Wir werden die Gegenseite pulverisieren! Bam! Bam! Bam! Das ist ein echter Feldzug, keine Werbekampagne, sondern ein militärischer Feldzug, mit militärischer Präzision durchgeführt!« Mittlerweile schrie Guizot schon fast, seine Fäuste flogen blindlings durch die Luft, wie die eines weichgeklopften Boxers. »Sie werden uns nicht entkommen, wir haben sie im Visier! Denn sie sind unser – wie nennen Sie das noch mal, Will? Ach ja, ha, unsere ›Zielgruppe‹. Verstehen Sie, was ich meine? Sehen Sie da unser

Zielobjekt, wie es arglos die neueste Ausgabe von *Le Monde* aufschlägt? Bam! Da sind wir! Krawumm! Das Zielobjekt schlägt die *Bonne Soirée* oder *Vogue* auf, aha! Rat-tat-tat! Und wenn es das Radio einschaltet, ah, Will, *da* wird unsere geheimste Geheimwaffe entfesselt! Ja, haha, unsere süße, unschuldige Kleinmädchenstimme wird seine Widerstandskraft zermürben, es einsaugen mit ihrem Lied: ›*Verscheuche deine Pickel. Verscheuche deine Pickel. Ah haha, ah haha* …« Jetzt tanzte er schon, hüpfte und klatschte sich rhythmisch gegen die Schuhsohlen, während er sein selbstkomponiertes Werbeliedchen zum Besten gab. Will starrte ihn ausdruckslos an, praktisch taub, während seine Gedanken noch immer um ein ganz anders verlaufenes Kundengespräch kreisten, das er erst vor wenig mehr als einer Stunde über sich hatte ergehen lassen müssen.

Das vorherige Meeting war viel leiser, fast zu ruhig verlaufen, und sein amerikanischer Kunde, Brandon, hatte in viel vernünftigerem Ton gesprochen. Brandon hatte versucht, nonchalant zu klingen, alle Fakten vollkommen plausibel und logisch klingen zu lassen. Es war eine Veränderung, wie sie eben vorkommen kann, erklärte Brandon, die Prioritäten ändern sich einfach. »Hören Sie, Van Wyck. Ich selbst bin darüber auch nicht glücklich, aber davon geht die Welt nicht unter. Man hat doch Kunden für Sie in Chicago, richtig? Da kommen Sie doch ursprünglich her, stimmt’s?«

»Ich bin aus Detroit.«

»Perfekt, sehen Sie? Nehmen Sie dort einen Job an. Die Etats der Automobilbranche sind beachtlich.« Brandon hatte sich in seinem Sessel zurückgelehnt; es war so, als unterhielten sie sich über ein Baseballspiel oder einen Boxkampf. Seine Zuversicht tröstete Will nicht. Bevor man sie ihm abgenommen hatte, waren Wills Pariser Kunden immer ziemlich respektvoll gewesen. Nicht alle verehrten ihn geradezu, wie Guizot es tat, aber im Allgemeinen glaubten sie doch alle, dass sie von der amerikanischen Werbeindustrie etwas lernen könnten, also hörten sie sich aufmerksam an, was Will zu sagen hatte. Aber da er selbst aus den Staaten

kam, hatte Brandon, mit seiner schnöseligen Ostküstenart und der krummen Nase, die er sich beim Footballspielen auf der renommierten Brown University verdient hatte, Will stets so behandelt, als sei er nur wenig mehr als ein unbedarfter Erstsemester, den man beliebig schikanieren oder mit Charme blenden konnte, je nach augenblicklicher Laune. »Ihr habt doch AMC, Chrysler, GM und Ford, stimmt's? Da werden andere Spielregeln gelten, sicher, aber Sie werden prima klarkommen. Heiraten Sie ein Mädchen aus Michigan und kaufen Sie sich ein hübsches Haus im Grünen. Die haben tolle Vororte dort. Und in einen Vorort werden Sie schon müssen. Die Stadt haben die Nigger vereinnahmt. Aber das wissen Sie ja vermutlich selbst.«

Will hatte Schwierigkeiten damit, die Neuigkeit zu verdauen. Er griff nach einer Zigarette. »Wie lange genau, bis die Aufträge auslaufen?« Brandon zuckte mit den Schultern. »Bis nach der Wahl. Bevor Ike draußen ist, passiert nichts. Bringt nichts, vorher den Stecker zu ziehen. Aber egal wer gewinnt, selbst wenn es Nixons Köter wäre, diese Umorientierung wird kommen. Hier spielt sich einfach nichts mehr ab. Die Regierung verlagert ihre sämtlichen Investitionen nach Asien. Alle unsere Etats wandern dorthin aus.«

»Sie werden ebenfalls versetzt?«

»Ich?« Von Wills Frage überrascht, produzierte Brandon ein komisches Lächeln. »Die möchten gern, dass ich mit ihnen nach Süden ziehe, aber ich würde es lieber vermeiden. Ich bastel gerade an einem Projekt, das mich wenigstens ein bisschen länger hier halten könnte, aber es wird keinerlei Werbemaßnahmen einschließen. Ich würde sagen, Sie haben noch ein Jahr, maximal. An Ihrer Stelle würde ich schon jetzt anfangen, Pläne zu machen. Schadet nie, vorbereitet zu sein.«

Will hatte sich im Zimmer umgesehen. Er war einunddreißig Jahre alt, mit einem Eckbüro in Paris. Er hatte hart gearbeitet, um es dorthin zu schaffen. Wenn er jetzt in die Heimat zurückkehrte, würde er als Zuarbeiter der alten Garde hängenbleiben. Er würde an einem Schreibtisch hocken

und sich anhören müssen, wie die alte Garde endlos darüber dozierte, wie irgendwas gehandhabt wurde. Die alte Garde würde haufenweise langweilige Markterhebungen in Auftrag geben, bevor sie aufbrach, um ihre Kunden im Country Club zur Strecke zu bringen oder in einem Motel ihre Sekretärinnen zu vögeln. Und in zwanzig Jahren würde er, wenn er Glück hatte, selbst zur alten Garde gehören. »Mist!«

Seine Assistentin, Madame Beloc, steckte den Kopf durch die Tür. *»Monsieur Guizot est arrivé.«*

»Danke, wir brauchen nur noch eine Minute.«

*»Il semble très impatient.«*

»Das ist bei ihm nichts Neues«, sagte Will. Sie ging wieder, und Will sah Brandon an. »Ich muss mich jetzt wohl entschuldigen. Wie es aussieht, wartet ein richtiger Kunde auf mich.«

»Ach, was soll das denn heißen«, lachte Brandon. »Ich *bin* ein richtiger Kunde. Wir zahlen euch Burschen gutes Geld. Wenn ich bloß eine Idee hätte, wie ich Sie weiter bei den Fleischtöpfen halten könnte, würde ich's tun, glauben Sie mir. Aber sie wickeln diese Sparte ab, und der Kram, mit dem ich mich jetzt abgebe, ist etliche Nummern zu groß für Sie. Sie können froh sein, es ist mörderisch, ein 24-Stunden-Tag.« Brandon schnippte mit den Fingern. »Oh verdammt, da fällt mir ein, hier« – er griff in seine Westentasche und zog zwei Eintrittskarten heraus –, »ich wollte eigentlich bei diesem Empfang heute Abend im Hôtel Rothschild vorbeischauen, aber ich kann nicht. Die Eintrittskarte gehört Ihnen, wenn Sie sie wollen. Es ist an der Rue Balzac, nur ein paar Häuserblocks von hier. Alle Getränke frei, und ich wette, der Sprit wird von der guten Sorte sein. Gehen Sie sich besaufen, nehmen Sie ein Mädchen mit oder lernen Sie dort eins kennen, oder noch besser, lernen Sie dort zwei Mädchen kennen.« Brandon lachte über seinen eigenen Witz, während er zum Gehen aufstand. »Mal ernsthaft, Sie hatten doch nicht geglaubt, es würde ewig so weitergehen, oder? Und jetzt geben Sie mir den Bericht, damit ich meinen Leuten zeigen kann, dass Sie noch immer mit dem Herzen dabei sind.«

Will händigte ihm die Rhône-Poulenc-Akte aus. Penibel zusammengestellt, enthielt die Akte eine Zusammenfassung der Expansionspläne des Chemie- und Pharmaunternehmens, dessen Zulieferer und dessen Bilanz, dazu eine gesonderte Analyse, die die gegenwärtigen Beziehungen des Unternehmens zu den verschiedenen Waffengattungen der französischen Streitkräfte aufschlüsselte. »Sieht so aus, als hätten Sie alles abgedeckt.«

»Das tun wir immer.«

»Haben Sie sonst noch was für mich?«, hatte Brandon gesagt.

Will zuckte leicht zusammen; in letzter Zeit wollte Brandon dauernd mehr. Früher war er vollkommen zufrieden gewesen mit einem monatlichen Bericht über alles, was Will interessant fand. Diese Berichte benutzten die Amerikaner dazu, Europa im Auge zu behalten. Wills übrige Kunden hatten keine Ahnung, dass die Geschäftsgeheimnisse, die sie ihrer Werbeagentur anvertrauten, an eine fremde Regierung weitergegeben wurden, und sie wären mit Sicherheit nicht glücklich gewesen, hätten sie etwas davon erfahren. Die Zentrale schaffte es gut, dies geheim zu halten, selbst vor der Geschäftsführung der Pariser Filiale. Deswegen hatten sie Will die letzten paar Jahre lang dort behalten. Er war der Einzige, der genau wusste, wozu die Berichte dienten und wer sie erhielt. Er wusste, dass er diese Firmen, schlicht gesagt, für Brandon ausspionierte. Das störte ihn nicht, da es sich überhaupt nicht kriminell anfühlte. Die Akten enthielten nichts als die nackten Daten, Berichte über Rohstoffpreise, geschätzte Produktionszyklen, Versorgungsstände und Versandanalysen. Sie mochten einen Einblick in die Expansion eines Mischkonzerns geben oder in neue Geschäftsbeziehungen, die ein Bankunternehmen in Erwägung zog. In letzter Zeit aber waren Brandons Anfragen immer häufiger geworden und hatten sich grundsätzlich auf pharmazeutische, Chemie- und medizintechnische Unternehmen bezogen. Allein in den letzten sechs Wochen hatte Will Brandon Einschätzungen fünf verschiedener Firmen abgegeben, und zwei weitere Berichte hatte er in der

Mache. Normalerweise hätte es ihm nichts ausgemacht, aber es erschien ihm nicht richtig, dass Brandon hereinspaziert kam und Will praktisch feuerte – und gleichzeitig solche Ansprüche stellte. Trotzdem, der Kunde war König. »Nächste Woche habe ich den Bericht über Bayer fertig«, sagte Will.

»Prächtig, nur immer weiter her damit« – Brandon lächelte –, »zumindest bis wir das Licht ausdrehen. Sie wollen doch bestimmt nicht die Central Intelligence Agency anpissen, korrekt?«

Will nickte. »Korrekt.« Die Vorstellung, wieder in die USA zurückzugehen, deprimierte ihn so sehr, dass er nicht einmal aufsah, als Brandon den Raum verließ.

Als er jetzt darüber nachdachte, begriff Will, dass dies seine letzte Karte war; er hatte nicht mehr genügend Material, um seinen weiteren Verbleib in Paris zu rechtfertigen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er einen dieser neuen Transatlantikflüge der TWA zurück in die Staaten buchen müsste. Paris hatte einfach so viele Reize, von den hellen Lichtern der Brasserien über die kreischenden Papageien auf dem Vogelmarkt bis hin zum grünen Ausblick von Montparnasse aus. Natürlich gab es außerdem noch die pastellgelb-und-rosa berockten Mädchen, die so lecker wie Sahneschnittchen aussahen, wenn sie mit ihren Büchern unter dem Arm zur Sorbonne schwärmten, und es gab diesen knubbeligen kleinen Bovist von einem Mann, der gerade von Pickeln sang und in Wills Büro herumtanzte. Während er Guizot dabei zusah, wie er durch die Gegend dotzte, wurde Will bewusst, dass er jeden einzelnen Tag, den er in dieser Stadt verbracht hatte, genossen, ausgekostet und zelebriert hatte – und dass es jetzt damit offenbar vorbei war. »Scheiße«, sagte er.

Guizot blieb stehen und hob die Hände in die Höhe. »Jetzt kommen Sie, es ist ein *gutes* Lied!«

# III

Kommissar Vidot stand in der schön möblierten Wohnung herum und kam sich mies vor. Verbrechen waren immer schlimm, und allzu oft waren sie tragisch, abscheulich und durch und durch grauenvoll, und dennoch: Wann immer sie besondere oder ungewöhnliche Umstände aufwiesen, spürte Vidot unweigerlich ein wundersam köstliches Gefühl in seinem Herzen aufwallen, eine wonnevolle Empfindung, die an einen leichten Schwindel grenzte und ihm fast jedes Mal ein extrabreites Lächeln ins Gesicht zauberte. Es war eine blamable Angewohnheit, gegen die er lange angekämpft hatte. Er leitete sie aus der Tatsache ab, dass er schon seit seiner Kindheit einen Riesenspaß an Rätseln, Rebussen, Puzzles, Anagrammen, Wortspielen und Scharaden hatte. Die klassischen Kriminalgeschichten um Dupin, Sherlock Holmes und Inspektor Lecoq hatten den Initialfunken zu seiner Berufswahl geliefert. Seitdem er aber tatsächlich Kriminalbeamter war, zeitigte dieses Lächeln beklagenswerte Folgen, insbesondere wenn seine Amtspflichten die Vernehmung trauernder Hinterbliebener, Nachbarn oder traumatisierter Kollegen einschlossen. Allzu oft war ihm dieses lausbubenhafte Grinsen herausgerutscht und hatte die betrübten Seelen derer, die er gerade befragte, in einen Zustand noch desperaterer Verzweiflung gestürzt. Anrufe waren getätigt, Beschwerden eingereicht worden, und jahrelang hatte er darum gerungen, es aus seinen Zügen zu verbannen und nach Möglichkeit teilnehmender, mitfühlender zu wirken. Doch das kleine Lächeln schlich sich jedes Mal wieder auf seine Lippen und tanzte um seine Mundwinkel, spitzbübisch, fast wie ein nervöser Tic.

Nur gut, dass gerade keine Freunde oder Angehörigen des bedauernswerten Opfers zugegen waren, denn dieser spezielle Fall ließ ihn schon seit dem allerersten Augenblick von einem Ohr zum anderen grinsen.

Auf dem Hügel, der sich im 5. Arrondissement erhob, unweit der Rue Mouffetard, hatte einst, vor langer Zeit, an der Rue Rataud ein hohes spitzenbewehrtes Tor gestanden, das die keuschen, frommen Nonnen, die in dem Kloster lebten, schützte. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war das Leben in der Stadt zu chaotisch geworden, also waren die Nonnen ausgezogen, und das Tor war fast vollständig abgerissen worden. Aber aufgrund einer Reihe von Meinungsverschiedenheiten zwischen den beauftragten Abbrucharbeitern, durchweg Anhänger des Protosozialisten Saint-Simon, und den konservativeren katholischen Buchhaltern waren die Arbeiten nie richtig abgeschlossen worden. Der Torbogen war intakt geblieben, er wölbte sich über den Torweg, während sich die scharfspitzigen, schweren nach unten gebogenen Spieße, die ihn bekrönten – primitive Vorläufer des modernen Stacheldrahts –, bedrohlich in Richtung Kopfsteinpflaster krümmten. Ebendort hatte man am frühen Montagmorgen den Leichnam Léon Vallets aufgefunden, herabhängend und durch Schädel und Hals aufgespießt. Blut war über die Wand und die Katzenköpfe gespritzt, wie verschüttete Tünche.

»Wie ist er bloß da hochgekommen?«, war die erste Frage gewesen und die naheliegendste geblieben. Es gab darauf keine überzeugende Antwort. Ein Polizist hatte spekuliert, der Mann sei irgendwie vom Nachbarhaus gestürzt, aber Vidot sah, dass das unmöglich war. Die Haken wiesen ja nach unten, Léon Vallet musste also aufwärts in sie hineingestoßen worden sein. Das kleine Team, das den Tatort untersuchte, stellte mehrere Theorien auf. Vielleicht hatte er auf einem hohen Laster gesessen, der durch das Tor gefahren war. Aber Lastwagen fuhren nicht durch diese engen Straßen, und abgesehen davon – was hätte ein erfolgreicher Finanzmann auf so einem Laster zu suchen gehabt? Hatte er etwa eine Heuwagenfahrt unternommen? Nein, nein. Vielleicht hatte ihn eine Explosion nach oben geschleudert? Das war leicht zu widerlegen gewesen, da es keinerlei Verbrennungsspuren gab, weder am Leichnam noch auf dem Pflaster darunter.

»Hat jemand angegeben, ungewöhnliche Geräusche gehört zu haben?«, fragte Vidot.

»Nein«, sagte ein Streifenbeamter. »Wir haben in der Nachbarschaft gefragt. Es hieß, es sei eine ruhige Nacht gewesen.«

Vidot nickte. Er sah auf die Leiche, die jetzt auf der Straße lag. Das Team hatte über eine halbe Stunde gebraucht, um das Opfer loszuhaken und vorsichtig herunterzulassen. Es war unglaublich, dass Schädel und Hals überhaupt stabil genug gewesen waren, um dieses gewaltige Gewicht zu tragen. Vidot hätte angenommen, dass die Schwerkraft den Rumpf vom Haken herunterreißen und den Inhalt des Körpers auf dem Pflaster verspritzen würde, während der aufgespießte Kopf allein oben blieb, aber andererseits, sagte er sich, ist die menschliche Anatomie eine zähe Angelegenheit, und Knochen hängen ebenso verbissen an Knochen, wie das Leben am Leben hängt.

Die folgenden zwei Tage vergingen mit dem üblichen Vorgeplänkel zur eigentlichen Ermittlung. Vallets Frau, Claudette, wurde über den Mord informiert. Sie war auf dem Land gewesen, im Château der Familie, und hatte erst bei ihrer Heimkehr von der Tragödie erfahren. Sie war gramgebeugt, und auch wenn sie eine Verdächtige blieb, hielt Vidot sie für keine besonders aussichtsreiche. Bei seiner einzigen Begegnung mit der Frau hatte er sie als kleines, mäusiges Wesen kennengelernt, das höchstwahrscheinlich schon vor kräftigen Sommerbrisen und Nachmittagsschatten erschrak – nicht gerade die Sorte, die zu solch einer makabren Tat fähig gewesen wäre. Erste, oberflächliche Recherchen hatten mittlerweile auf einen reichen Fundus an potenziell rachedurstigen Feinden hingedeutet, da sich herausstellte, dass Léon Vallet als Geschäftsmann nicht die größten Skrupel gehabt hatte.

Noch vielversprechender war die Entdeckung, die man bei Durchsicht seiner Kontoauszüge machte: Léon Vallet hatte Miete für ein Appartement bezahlt, das sich nur wenige Häuserblocks vom Tatort entfernt befand. Vidot machte sich in Begleitung von drei Polizisten auf den Weg in die

Wohnung. Schon beim ersten Betreten der geräumigen Zimmer war klar, dass, wer immer dort gewohnt hatte, für die Dauer seines Aufenthalts gut versorgt gewesen war: Ölgemälde an den Wänden, teure Laken für das große Bett und in der Anrichte ein vollständiges Service aus feinem Wedgwood-Porzellan. Es interessierte Vidot nicht, dass Léon Vallet ein so behaglich ausgepolstertes Liebesnest gehabt hatte. *Was* Vidot interessierte, während er in der leeren Kommode schnüffelte und im kahlen Kleiderschrank stöberte, war die Tatsache, dass Léons Geliebte ausgeflogen war.

Er stand mitten im Schlafzimmer und erwog die verschiedenen Möglichkeiten, während die anderen Polizeibeamten die Haussuchung fortsetzen, unters Bett, hinter Sofakissen schauten, die Schubladen des kleinen Sekretärs herauszogen und die Wände des imposanten Kleiderschranks nach doppelten Böden abklopften. Lächelnd, so wie ein Junge, der gekitzelt wird, grinst, bevor er in Gelächter ausbricht, durchquerte Vidot das Zimmer und musterte einen silbernen Bilderrahmen. Er konzentrierte sich einen Moment lang auf das leere Innere des Rahmens, als prägte er sich Details eines Bildes ein, das nicht da war. Dann ging er einen Schritt weiter und richtete seine Aufmerksamkeit auf zwei Uhren, die nicht ganz in der Mitte des Kaminsimses hockten. Er ging so nah heran, dass seine Nase praktisch ihre Glasgesichter berührte, und deutete dann auf den breiten Zwischenraum zwischen ihnen. »Eine Lücke«, sagte er und wandte sich zu dem jungen Polizisten, der neben der Tür stand. »Sie da, wie heißen Sie?«

»Bemm, *Monsieur le commissaire*.«

»Schön, Bemm, ich möchte, dass Sie bei sämtlichen Pfandleihhäusern und Antiquitätenläden im Umkreis von fünf Kilometern nach einer Tischuhr fragen, ich vermute, dass es ein sehr seltenes Stück ist, das entweder dem Geschäft direkt verkauft oder in Kommission überlassen wurde. Und wenn die Besitzer in letzter Zeit keine hereinbekommen haben, bitten Sie sie bitte darum, die Augen offen zu halten. Deuten Sie an – aber

versprechen Sie nichts! –, dass ihre Aufmerksamkeit sich auszahlen könnte.«

Dann ging Vidot in die kleine Küche. Als er hinter die Spüle schaute, sah er zu seiner Freude, dass die Beamten noch nicht in den kleinen Mülleimer geschaut hatten, der neben dem Spültisch an der Wand stand. Das war eine der Stellen, an denen Vidot am liebsten suchte. Die Leute machten sich tendenziell keine großen Gedanken um ihren Müll, und selbst die verschlagensten Verbrecher hatten die Angewohnheit, eine Fülle von nützlichem Material zu hinterlassen – Notizen, Briefe, in einem Fall sogar eine Einkaufsliste von verschiedenartigen giftigen Pharmazeutika. Im Abfalleimer entsorgte Indizien wurden von den Schuldigen fast immer vergessen, als ob jeglicher Müll in dem Augenblick, wo der Deckel zuklappte, dem Nichtsein anheimfiele. Vidot wusste es besser. Er hatte schon mehr als nur ein paar Nachmittage knietief in den Müllkippen und Deponien am Stadtrand verbracht und im Unrat nach klitschigen und verrottenden Beweisstücken geschürft. Er wusste, dass nichts wirklich je verschwand – es wechselte nur seine Form.

Er kippte den Inhalt des Mülleimers in die Spüle und begann, ihn zu durchforsten. Weder Post noch private Aufzeichnungen fanden sich darin, nur drei Eierschalen, ein paar ausgequetschte Zitronen, Fetzen von losgekratztem angebranntem Reis, die ungenutzten Enden eines Baguettes, Überreste einer Gurke, einer Zwiebel und Karotten-Abschabsel, ein Batzen schimmliger Käse und ein paar verschmutzte Seiten von *Le Monde*. Es gab auch ein paar Knochenfragmente, die er zunächst für Hähnchenreste hielt, obwohl sie rätselhafterweise in etwas eingebettet waren, das wie ein Klumpen faserigen Torfs aussah. Er löste diese Masse behutsam aus dem übrigen Unrat und legte sie auf die Arbeitsfläche.

Der Polizist, der gerade die Küchenschubladen durchsuchte, warf einen Blick über seine Schulter. »So was habe ich lange nicht mehr gesehen.«

»Was ist das?«, fragte Vidot.

»Wir haben früher im Wald danach gesucht, am Landhaus meiner

Großeltern. Wir nannten sie Eulenklöten.«

Vidot grinste ihn an. »Eulenklöten?«

»Ja, das sind die Überreste von Mäusen, Ratten oder Kaninchenjungen, was immer die Eule erbeutet und verspeist hat. Die Eule stößt auf die Tiere nieder und verschlingt sie am Stück. Später würgt sie die unverdaulichen Bestandteile in rundlichen Ballen wieder aus. Das ist das, was Sie da haben, da würde ich drauf schwören.«

»Eulenklöten«, sagte Vidot, die Augen auf die Fragmente gerichtet, während er den Gedanken mit einem Gefühl köstlichen Erstaunens in seinem Kopf wälzte.

# IV

Obwohl es fast zwei Monate her war, dass sie sich zuletzt gesehen oder gesprochen hatten, hatte keine von beiden viel gesagt, als die Jüngere plötzlich vor der Tür stand. Elga hatte sie hereingelassen und dann den Wasserkessel aufgesetzt. Zoja ließ ihr Gepäck fallen und humpelte zum Sofa. Bevor auch nur das Wasser kochte, schlief sie schon tief und fest. Während der nächsten paar Tage sagte die Alte wenig, sie kochte für sie beide und ging gelegentlich aus dem Haus, um Brühe für die Suppe und Eiswürfel für Zojas blaues Auge zu besorgen.

»Er hat dich geschlagen?«

Zoja schüttelte den Kopf. »Nein. Das hätte er nie getan. Die Worte haben ihn ausschlagen lassen, sein Schuh hat mich erwischt, während er in die Luft ging.«

»Er ist in die Luft gegangen?«

»Der Zauber ist schiefgelaufen. Über mir waren Eisenspitzen, die ich nicht gesehen hatte. Die Worte haben ihn dorthin gezogen. Ich hatte eigentlich ein Eisentor an der Ecke im Auge gehabt. Es ging ganz schnell, und er hat während des Flugs gestrampelt.«

»Wer kann’s ihm übelnehmen, wenn er gestrampelt hat? Niemand möchte sterben.« Elga nickte. »Hast du deine Wohnung leer geräumt?«

»Größtenteils, es war zu viel da, um alles mitnehmen zu können. Aber keine Angst, ich war gründlich genug. Ich habe einen Schrankkoffer aufgegeben und zum Gare de Luxembourg schaffen lassen, einen anderen hat das Taxi am Gare du Nord abgesetzt. Sobald ich eine Bleibe habe, lasse ich sie holen.« Zoja spürte, wie ihr Atem, der aus ihrem Körper kroch, sich erschöpfte. Vielleicht ging es zu Ende. Sie hätte nichts dagegen gehabt, ihre Knochen waren so müde. Ihr Magen fühlte sich so an, als gärte verrottendes Unkraut auf seinem Grund. Da tat sie es schon wieder – zählte auf die Geduld und Nachsicht dieser gebeugten, uralten Kreatur, die weder

zur einen noch zur anderen neigte.

Ihr ging auf, dass die Dauer ihrer Aufenthalte bei der alten Frau im Laufe der Jahre, parallel zum Schwinden von deren Geduld, stetig abgenommen hatte. Vielleicht waren sie sich nach so langer Zeit endlich doch entwachsen. Aber sie wusste auch, dass sie die alte Frau als einen Teil ihres Lebens brauchte, ja sogar wollte. Sie waren, soweit sie wusste, die einzigen zwei Verbliebenen.

Früher hatte es auch andere gegeben, und nicht nur die Frauen, mit denen sie zusammen gereist waren, sondern noch weitere, die man auf frühmorgendlichen Märkten oder belebten Straßen gesichtet und mit Blicken und wissendem Nicken gegrüßt hatte, aber diejenigen, die sie mit Namen gekannt hatte, waren seit langem verschwunden, und keine neuen Gesichter waren aus der Menge hervorgetreten. Also schienen sie die Letzten zu sein und mittlerweile einander entwöhnt, und so würde sie nach dieser kleinen Pause wieder allein losziehen – wahrscheinlich noch ehe sie ganz wieder zu Atem gekommen wäre.

Die nächsten paar Tage lag Zoja auf dem Sofa und hörte einem stocktauben Akkordeonspieler dabei zu, wie er irgendwo über ihnen seine Musettes übte. Sie hatte keine Ahnung, wie Elga ihre kleine Souterrainwohnung bezahlte, mit Geld sicherlich nicht, die alte Frau war zu geizig, um sich von einer Münze zu trennen, wenn es auch mit List und Tücke ging. Vielleicht ließ sie dem Vermieter irgendein schmutziges Geheimnis über dem Gewissen baumeln. Oder vielleicht hatte sie ihn dazu gebracht, zu glauben, sie sei überhaupt nicht da, obwohl das ein ziemlich anspruchsvoller Zauber gewesen wäre, selbst für Elga. Diese Frau war schwer zu verstecken. Das Zimmer quoll über von Stößen staubiger Schriften, Haufen getrockneter Kräuter und Regalen über Regalen, vollgestellt mit trüben Einmachgläsern mit eingelegten purpurnen Organen, Klauen und Schnauzen. Die Wände schwitzten einen nasskalten, durchdringenden Geruch von Schimmel aus, vermischt mit verbranntem Ingwer und angegangenem Käse, und aus den dunklen Ecken war ein

ständiges Rascheln, Kratzen und Scharren zu hören.

Elga holte einen weiteren Kessel und goss den Tee auf. Zoja sah hinunter auf die stockfleckigen, knotigen Hände der Alten, die Adern erinnerten sie an die knorrigen Baumwurzeln, die sich in den Wäldern des Nordens hartnäckig an die flechtenbewachsenen Steinblöcke klammerten.

»Ich habe ein Geschenk für dich«, sagte Zoja zu der alten Frau. Sie wühlte in ihrer Reisetasche und holte einen großen, in ein Laken geschlagenen Gegenstand heraus. Nachdem sie ihn auf das Sofa gestellt hatte, schälte sie ihn behutsam aus dem Stoff und hielt ihn Elga zum Bewundern hin.

Die Alte warf einen gleichgültigen Blick darauf. »Was soll ich mit einer Uhr?«

Zoja zuckte die Achseln. »Ich dachte, sie würde dir gefallen. Schau …« Sie zeigte auf den kleinen goldenen Schwan, der auf dem Scheitel saß. »Ist sie nicht schön? Wie die Schätze aus dem Palast.«

Elga sagte kein Wort, nahm Zoja aber die Uhr aus den Händen und schob sie auf einen der Papierstöße im Regal. Es war schon immer so gewesen, dass man bei der alten Frau nie wusste – Zoja hatte sie schon wegen eines simplen Zuckerwürfels vor Freude gackern und hüpfen sehen –, aber in diesen letzten paar Tagen schien ihre Laune noch unberechenbarer und finsterer als sonst geworden zu sein.

Die Alte setzte sich auf den Fußboden und fing an, Sonnenblumenkerne zu knacken, während Zoja sich auf das Sofa legte. Ein ständiges Pfeifen im Zimmer hinderte sie am Einschlafen. Zoja schlug die Augen auf und sah, wie der hagere schwarze Ratz endlich unter dem Sofa hervorkam und begann, an der Ecke des Teppichs zu nagen. »Lass dich von Max nicht stören«, knurrte Elga. »Ich schicke ihn gleich raus, seine Besorgungen machen.«

Zoja nickte und schloss die Augen wieder. Sie fühlte sich so, als habe man sie unter Drogen gesetzt, aber sie wusste, dass es am Zauber lag, der sie völlig ausgelaugt hatte. Außerdem hatte sie es von jeher verabscheut,

kein eigenes Bett und kein eigenes Zimmer zu haben, wo immer sie auch gerade sein mochte. Bei jemandem zu Gast sein bereitete ihr stets Unbehagen, bei Elga ganz besonders. Ihre Reisen brachten sie immer wieder – für eine Handvoll Tage, einen ganzen Mondumlauf, gelegentlich sogar für Jahre – zusammen, aber dann trennten sich ihre Wege wieder und führten Zoja in die Arme eines betuchten Gönners und Elga zu ihren brodelnden Eintöpfen.

Als Zoja von ihrem kurzen Schlaf erwachte, saß die alte Frau auf der anderen Seite des Zimmers und blätterte, die fetten Füßchen auf dem kalten Holzofen, den *Figaro* durch. »Hier steht nichts von deinem Léon. Ich schätze, mehr als *Was?* konnten sie nicht sagen. Seine Frau ist untröstlich, und die Polizei ist noch immer am Schnüffeln.«

Elga knüllte die Zeitung zusammen und warf sie in den Ofen. Dann stapfte sie hinüber zum Sofa und machte sich neben Zoja breit. Die Alte senkte den Kopf und murmelte, mit dem Kopf nickend, vor sich hin. Zoja wartete. Im Zimmer war es still, selbst der Ratz hatte endlich Ruhe gegeben. Als Elga aufsah, war es so, als sei sie zu einer unwiderruflichen Entscheidung gelangt.

Mit einem wütenden Schlag ohrfeigte sie Zoja so fest, dass es dem Mädchen den Schrei von den Lippen riss. Sie packte Zojas Haar, zog sie zu sich heran und bohrte ihre rot glotzenden Augen in das entsetzte Gesicht des Mädchens. »Gab’s keinen Zug, vor den er fallen konnte?«, zischte sie. »Wirkt Gift dir zu langsam? Du musstest schon immer zu dick auftragen, dich zu dämlich aufführen, so eine fürchterliche, lästige Person! Fehler kann man vermeiden. Man *muss* sie vermeiden! Mein Gott, wie du mich ankotzt!« Sie ohrfeigte sie noch einmal, jetzt fester.

Zojas Worte fielen zwischen ihren Tränen heraus. »Tut mir leid, tut mir leid! Ich bin in Panik geraten. Er hatte es gemerkt, Elga, ich hatte Angst!«

Elga ließ ihr Haar los und stand auf. »Er merkt es, na und? Lutsch einem Mann den Schwanz, und er vergisst so manches. Das ist einfacher, als seinen Kopf auf eine eiserne Spitze zu stecken.« Sie kehrte zu ihrem Stuhl

zurück, und das Mädchen rollte sich zu einer weinenden Kugel zusammen. »Bah. Schön. Reiß dich zusammen.« Sie nahm eine Schachtel Streichhölzer aus dem Regal und zündete den Ofen an, ohne Zoja eines weiteren Blickes zu würdigen. »Du machst alles zu unsicher. Die Polizei schnüffelt herum. Wir werden die Stadt verlassen und wieder von vorn anfangen müssen. Warum muss ich bloß deinetwegen diese alten Knochen durch die Gegend schleppen? Ich war hier vollauf zufrieden, bis du aufgekreuzt bist und alles ruiniert hast!«

»Nein, Elga, ist schon gut. Ich gehe. Ich werde dir nicht zur Last fallen.«

»Schön. Geh bald. Du behinderst mich beim Denken, und die Nachbarn werden merken, dass du hier bist. Ich kann ihre Fragen nicht gebrauchen.«

Weniger als eine Stunde später war Zoja abreisebereit, erleichtert, bald da weg zu sein. Unfreundlich drückte die alte Frau ihr eine Einkaufstüte voll Karotten, roten Kartoffeln und ein paar Lauchstangen in die Hand und steckte ihr dann zwei kleine weiße Eier in die Taschen. Zoja fand, dass ein freundliches Wort – keine Entschuldigung, aber vielleicht irgendeine zärtliche Redensart – auch nicht geschadet hätte, aber alles, was die Alte sagte, war: »Komm nicht wieder her. Wenn ich umziehe, werde ich es dich wissen lassen, aber komm nicht wieder. Solltest du Hilfe brauchen, na, halt nach Max Ausschau. Er wird immer in der Nähe sein. Jetzt geh.« Das Mädchen sah auf den Ratz hinunter, der in der Ecke saß und guckte. Sie nickte vor sich hin, die Zähne entschlossen zusammengebissen. Elga hatte recht, es war Zeit zu gehen. Sie hatte sich wahrscheinlich genug erholt, und ihr lädiertes Auge war abgeschwollen, jetzt war nur noch ein dunkler Streifen da, mehr Schmutz- als blauer Fleck, der sie wie ein rußbeschmiertes obdachloses Kaminkehrerkind aussehen ließ.

Die Alte folgte ihr nach draußen bis zur Haustür und sah ihr dann nach, wie sie die Kopfsteingasse entlangging. Ein Brechreiz juckte in Elgas Eingeweiden. Das Mädchen brachte ihr Blut zum Kochen. So viele Jahre lang hatte sie Zoja gebraucht, hatte sich auf sie gestützt, hatte sie dazu benutzt, einen Zufluchtsort zu finden, als sie durch die brutale Landschaft

getrieben wurden. Es war für sie beide eine ermüdende Reise gewesen, aus der fernen ländlichen Stille längst verschwundener Wälder durch die schwarzen wogenden Rauchschwaden und das schrille Kreischen stählerner Eisenbahnräder, immer weiter, von Bahnhof zu Bahnhof, sich duckend und ausweichend zwischen der ineinander verbissenen Kriegsmaschinerie sich bekämpfender Imperien und dem zunehmenden technischen Fortschritt. Die Zivilisation überwucherte alles, nahm sie in die Zange, umzingelte sie und vernebelte ihnen den Weg mit dem Pulverdampf und Rauch von Dampfmaschinen, drängte und presste sie durch enge Gassen, die ins Nichts führten, nahm ihnen Trümpfe aus der Hand und zerrte ihnen Flüche aus dem Mund, wenn es ihnen ein ums andere Mal gelang, aus der Gefahrenzone zu springen.

Aber jetzt war alles ruhig, jetzt vergingen Wochen, sogar Monate, ohne dass sie das Mädchen auch nur sah. Es war nicht nötig. Der Kontinent war so friedlich wie ein schlafendes Lamm, und sie beide hatten sich darin eingerichtet. Die Zeitungen sprachen von einem »kalten Krieg«, aber das erschien Elga wie eine seltsame Bezeichnung, sie kannte kalte Kriege, das waren die, wo Beile und Messer, von halberfrorenen Fingern geführt, aus steifgefrorenen Hengstkadavern harte Bratenstücke hackten. Diese wahrhaft kalten Kriege hatten nichts mit dem gemein, was sie jetzt in den Zeitungen las, es war wirklich eine einfachere Zeit, und als der Schlachtenlärm abklang, stellte sie fest, dass das hübsche dunkelhaarige Mädchen mit den schmalen Hüften und dem üppigen Busen allmählich lästig wurde. Jedes Mal, wenn sie Zoja sah, regte es sie mehr auf, wie ein dämliches Bauernlied, das man auf den Tod nicht ausstehen kann, aber gezwungen ist tausendmal über sich ergehen zu lassen, bis man es nicht mehr aus dem Ohr kriegt. Sie wusste den Grund für ihre Gereiztheit nicht zu sagen, aber das Gefühl war so intensiv, dass es sich fast wie eine Geschwulst in ihr anfühlte. Zeit, sie rauszuschneiden, dachte sie, und tschüs.

Wind kam auf, und sie schnüffelte. Kohlenruß, Meersalz, Schinken, Hefe

und Hundehaar, nichts Neues, nichts Besorgniserregendes. Sie stand gedankenverloren da, während ihr sinnlose Wörter durch den Kopf purzelten, bis eine Nachbarin mit einem Kasten leerer Milchflaschen lärmend herauskam. Aus ihrem Tagtraum gerissen, watschelte Elga in ihre Wohnung zurück und zog die Tür fest hinter sich zu.

# V

Das besmokingte Jazztrio spielte ein quietschvergnügtes Stück, das er nicht kannte, im Getümmel von Abendanzügen war kein Gesicht zu sehen, das ihm vertraut gewesen wäre, und das Durchschnittsalter der Frauen lag irgendwo nördlich der fünfzig. Doch verführt von den Zaubern einer Gratis-Bar, harrte Will aus. Der Anlass war vorgeblich eine Buchpräsentation zu Ehren der Gattin eines Pariser Politikers, aber Will fand nicht, dass die geschwätzigen Gäste sonderlich belesen aussahen. Das Ganze wirkte eher wie die *Reader's Digest*-Version vom Untergang des Abendlandes. Die Männer schienen bei ihren Anzügen alle um eine Größe danebengegriffen zu haben, und die Kleider der Frauen waren entweder trist und öde oder aus schrillem Taft. Neben ihm plauderte ein uraltes Gespann von Grandes Dames in kleinen Bunten, die so aussahen, als seien sie aus Tapetenmustern geschneidert, über Sommereinkäufe in Monte Carlo. Eine von ihnen ertappte Will beim Lauschen und fragte abrupt: *»Êtes-vous un critique?«*

»Nein«, antwortete er höflich, »ich bin nur wegen der Cocktails hier.«

Die Frauen lachten beide, eine Spur zu laut. »Natürlich, wir auch«, sagte die in Blau. Mit den exzessiv geschminkten Gesichtern und nachgezogenen Augenbrauen sahen sie aus wie Wachspuppen, die zu lange in der Sonne gestanden hatten.

»Sind Sie Brite?«, fragte eine.

»Amerikaner«, sagte Will.

»Ah!« Bei dieser Neuigkeit strahlten beide Frauen auf. »Sind Sie Schriftsteller? Künstler?«, fragte das rote Kleid.

»Sind Sie aus New York?«, fiel das blaue Kleid ein.

Will schüttelte zu beiden Fragen den Kopf. »Eigentlich bin ich aus Detroit. Ich arbeite hier bei einer Werbeagentur.«

Bei dieser Eröffnung machten die Frauen ein komisches Gesicht, als

hätten sie beide in etwas Widerliches gebissen. Will war sich nicht sicher, ob es das Wort »Werbeagentur« oder »Detroit« war, was ihnen die Laune verhagelt hatte, aber er vermutete, beides. Er entschuldigte sich mit einem höflichen Nicken und bahnte sich einen Weg durch die Menge, bis er bei dem Tisch, auf dem die Bücher gestapelt lagen, ein ruhigeres Plätzchen fand. Er zündete sich eine Zigarette an, lauschte der Musik des Jazztrios und schlug ein Exemplar auf. Laut Auskunft des Umschlags handelte *Rendezvous in Saint-Cloud* von einer verbotenen Liebe in der Résistance. Er blätterte gerade darin, auf der Suche nach Abbildungen, als eine amerikanische Stimme, die mit einem unüberhörbar aristokratischen Ostküsten-Akzent sprach, ihn von hinten unterbrach.

»Ein hübsches Kunstmärchen, meinen Sie nicht auch?«

Will drehte sich um und sah einen hochgewachsenen, dünnen Mann mit sandfarbenem Haar, der die Bücherstapel mit dem Anflug eines Grinsens beäugte.

»Verzeihung?«, sagte Will.

»Deren Widerstandskampf im Untergrund«, sagte der Mann und deutete auf die Bücher. »Ein einziger charmanter Mumpitz, absurd, tatsächlich nichts weiter als eine kollektive Halluzination.«

Will zuckte innerlich leicht zurück und sah sich nervös um. »Tja also, ich weiß nicht, ob ich so weit gehen würde, von –«

»Wissen Sie« – der Mann nahm ein Buch in die Hand und musterte den Umschlag –, »ich hab mal einen ehemaligen GI kennengelernt, der auf dem Höhepunkt der deutschen Besetzung hinter den Linien abgeworfen wurde. Als ich ihn kennenlernte, war dieser Bursche ein großer Säufer vor dem Herrn, die Sorte mit voll ausgebildeter Schnapsnase, mit der man kleine Kinder erschrecken kann, aber in seiner Glanzzeit muss er ein richtiger Teufelskerl gewesen sein. Er erzählte mir, wie das OSS ihn mit einer Kiste voll Browning-Maschinengewehren, Revolvern, Granaten, ein paar Thompsons absetzte, eine regelrechte Schatztruhe, wirklich, alles Geschenke für unsere Freunde hier im Untergrund. Das Problem war:

Einmal gelandet, konnte er keine Menschenseele finden, die bereit gewesen wäre, ihm das Zeug abzunehmen. Ist wochenlang durch die Stadt geirrt, und alles, was er fand, waren die üblichen perfiden Schwarzmarkthändler, verkommene Kollaborateure und mehr als nur ein paar schnelle Nazikugeln, vor denen er sich ducken musste. Am Ende vergrub er die Waffen am westlichen Stadtrand, irgendwo unten in der Kanalisation, und türmte dann schleunigst über den Ärmelkanal. Er und ich hatten einen richtig netten Abend im Algonquin. Er schenkte mir sogar einen selbstgezeichneten Lageplan von dem Schatz. Sollen wir mal sehen, ob wir ihn ausgraben können?«

»Pardon? Was ausgraben?« Will war ein wenig verwirrt.

Der Mann lächelte. »Die Waffen natürlich. Sie liegen irgendwo da draußen.«

Will war nicht ganz klar, ob man ihn gerade verscheißerte. »Nein, muss nicht sein.«

»Vielleicht ein andermal.« Der Mann trank einen Schluck aus seinem Glas und klopfte sich auf die Jackettbrust. »Ich habe die Karte immer bei mir, in meiner Brieftasche, für den Fall, dass ich je Bedarf an einer Maschinenpistole haben sollte. Klingt vernünftig, meinen Sie nicht auch?«

Will sah sich um, niemand schien sich um diesen kuriosen Mann mit den seltsamen Ideen zu kümmern. Der Bursche streckte die Hand aus. »Angenehm, übrigens. Oliver Pierce Ames.«

»Will Van Wyck.«

»›Van Wyck‹, ja, wie diese neue Schnellstraße drüben in New York. Sie soll ja ganz großartig sein. Sagen Sie, was für Zigaretten haben Sie bei sich?«

»Chesterfield. Möchten Sie eine?«, sagte Will.

»Ah, Gott segne Sie! Von dem Knaster, den die hierzulande verkaufen, hab ich mehr als genug.« Oliver brachte es fertig, die Zigarette zu nehmen und sie sich anzustecken, ohne seinen Vortrag zu unterbrechen. Er war ein gesprächiger Bursche. »Wissen Sie, ich hab Sie reinkommen sehen und

wusste auf Anhieb, dass Sie ein Yank sind. Sie sind zu breitschultrig für einen Franzosen. Und so amerikanische Zähne! Also, was hat Sie heute Abend hierher verschlagen?«

»Ein Freund hat mir eine Karte geschenkt.«

»Ein *Freund?* Was für ein Freund schickt Sie denn auf eine Party wie diese?«

»Na ja, genau genommen war es ein Kollege namens Brandon, er war auf einer Einladungskarte sitzengeblieben. Ich glaube, er nahm an, es würde eine etwas andere Sorte Party werden.«

»Ja, bei Buchpräsentationen kann man nie wissen. Da geht manchmal so richtig die Post ab.« Oliver sah ihn neugierig an. »Ehrlich gesagt, als ich Sie sah, dachte ich zuerst, Sie wären möglicherweise die Eskorte der zwei Grandes Dames dort drüben.

Will lachte. »Nein, nein. Ich bin allein hier.«

Oliver nippte wieder an seinem Drink und sah sich im Saal um. »Brandon, sagen Sie? Nicht zufällig Bob Brandon, was?«

»Doch. Ich habe beruflich mit ihm zu tun. Kennen Sie ihn?«

»Nur oberflächlich. Für Amerikaner ist Paris ein Dorf. Scheint mir ein guter Mann zu sein. Sie arbeiten für die Firma?«

»Ja. Ich wurde vor zwei Jahren von den Staaten hierherversetzt.«

»Wirklich?«, sagte Oliver. »Na, und was tun Sie da?«

»Zurzeit nicht viel«, sagte Will. »Früher habe ich eine Menge Aktionen organisiert, aber neuerdings ist es ziemlich ruhig …«

»Ja, tja« – Oliver trank einen Schluck –, »kann nicht behaupten, ich hätte eine klare Vorstellung davon, wie die Firma arbeitet. Ist wohl auch nicht nötig. Gottchen, nichts ist langweiliger als fachsimpeln, finden Sie nicht?« Oliver warf ihm einen kurzen, neugierigen Blick zu. »Aber das wüsste ich doch gern, wie in Gottes Namen Brandon meinen konnte, *das hier* könnte für Sie amüsant werden!«

»Das fragte ich mich gerade auch.«

»Aber wirklich. Ich glaube, Ihr Freund muss eine sadistische Ader haben,

Sie wie ein Stück Frischfleisch diesen verwahrlosten Witwen zum Fraß vorzuwerfen.«

Will lächelte. »Wie kommt's, dass *Sie* hier sind?«

»Ich kenne den Verleger, wir spielen gelegentlich Pikett. Ich hatte gehofft, hier ein paar richtige Schriftsteller zu finden, aber die leben sehr versteckt.« Oliver sah auf seine Uhr. »Eigentlich soll ich mich gleich mit zwei Mädchen treffen, hier grad um die Ecke. Im Taillevent, schon mal da gewesen?«

Will schüttelte den Kopf.

»Da wären also zwei Mädchen, und ich bin nur einer. Vielleicht sollten Sie mitkommen? Im Restaurant geht's ein Spürchen steif zu, aber das Essen ist sagenhaft, und die Krebsremoulade spottet jeder Beschreibung. Kommen Sie mit, bitte. Es ist immer gut, einen Vierten zu haben.«

Will zögerte noch etwas. Oliver sah ihm in die Augen und lächelte.

Fünf Stunden später lag Will sturzbetrunken auf einer Bank unter dem Pont Neuf und starrte verschwommen auf die Lichter, die auf der tanzenden Oberfläche des nachtschwarzen Flusses spielten. Ein paar Schritte weiter summte Oliver einen Walzer, während er mit der jungen Brünetten namens Juliette einen Schieber tanzte. Sie trug ein kurzes weißes Kleid mit weißen Perlen. Das andere Mädchen, schöner als Juliette und viel zu hübsch für Will, hatte schon vor Stunden ein Taxi nach Hause genommen. Der gelbe Mond stand auf kurz vor voll, und die Sterne oben am Himmel sahen verschwommen und zerlaufen aus, als hätte jemand Wasser darübergekippt, bevor sie ganz trocken waren. Will versuchte, sich zu erinnern, welcher Tag gerade war, und betete, es sei Samstag oder Sonntag. Die Sonne würde bald aufgehen, und er war nicht in der Verfassung, zur Arbeit zu gehen.

Das Abendessen war erfreulich gewesen. Oliver hatte Will als einen alten Freund aus Amerika vorgestellt, und die zwei französischen Mädchen hatten ihm schnell Komplimente wegen seiner Sprachkenntnisse gemacht. Er erklärte, dass die Familie seiner Mutter aus dem frankophonen Kanada

nach Detroit ausgewandert war (»Ah, Detroit!«, rief Oliver aus, »das Paris des Mittleren Westens!«), und so sei er mit der französischen Sprache aufgewachsen – jedenfalls mit einer grobschlächtigen, kolonialen Variante davon. Während seines Aufenthalts in Paris sei sein Französisch etwas aufpoliert worden, aber es sei längst nicht perfekt (*»Absolument«*, lachten die Mädchen, *»c'est pas du tout parfait!«*). Er wollte ihnen schon noch mehr erzählen, aber Oliver unterbrach ihn mit einer langen Anekdote, die in die nächste überschwappte, und als der Abend voranschritt, zeigte sich, dass Will praktisch keine Chance mehr bekommen würde, sonst noch etwas zu sagen. Also hörte er zusammen mit den Mädchen weiter zu, während der scheinbar omnipräsente Sommelier Flasche um Flasche 47er Clos Saint Jean entkorkte und Oliver von Klatschgeschichten, Gerüchten, Anekdoten und offen zweideutigen Andeutungen übersprudelte, die die Mädchen erröten und in ihre Servietten kichern ließen. Will störte es nicht, Oliver erwies sich als ein sowohl faszinierender als auch amüsant-verrückter Typ, der im Laufe des Abends erzählte, wie er einmal den Oldtimer seiner Mutter, einen Jordan Roadster, in den Connecticut River gesetzt hatte, ihnen ein paar Fetzen von alten Schlachtgesängen der Phillips Exeter Academy vorsang, mit schon leicht knödeliger Diktion ein paar Keats-Verse missglückt-melodramatisch massakrierte und dann, vollends betrunken, eine Reinszenierung seines Einmarschs in Rom mit der U. S. Army darbot.

»Sie waren bei der Infanterie?«, fragte Will, mittlerweile ebenfalls ziemlich beschwipst.

»Ja, nichts besonders Heroisches, hauptsächlich Schreibarbeit. Versorgungskram. Mein Vater hatte natürlich auf einen viel höheren Rang gehofft, aber wie sich herausstellte, geben die verträumten, poetischen Typen eher bescheidenes Offiziersmaterial ab.«

»Na ja, er muss stolz auf Sie gewesen sein, Sie haben Ihren Beitrag geleistet.«

»Oh, stolz war er durchaus. Ich hab ihm ein Foto von mir mit General Patton geschickt. Das hat den alten Herrn eindeutig aufgepulvert«, sagte

Oliver und füllte sein Glas nach. »Was ist mit Ihnen? Sie sehen zu jung aus, um damals gedient zu haben, haben Sie Korea mitgemacht?«

»Nein …« Will zögerte, leicht verlegen. Da er aus einer Arbeiterfamilie kam, wusste er, dass er Glück gehabt hatte, nicht eingezogen worden zu sein, und ein Stipendium hatte ihn vor der Notwendigkeit bewahrt, sich freiwillig zu melden, um die Collegegebühren bezahlen zu können. Aber er hatte sich deswegen nie als Glückspilz gefühlt, ganz besonders dann nicht, wenn er mit einem Kriegsveteranen wie Oliver sprach. Das war einer der Gründe, warum er gern im Ausland, in Frankreich lebte, da fühlte er sich diesem Druck weit weniger ausgesetzt. Das Thema kam selten auf; in Paris neigten die Leute dazu, über das, was sie im Krieg gemacht hatten, zu schweigen.

»Na ja, vielleicht haben Sie damals nicht gedient, aber dafür dienen Sie doch jetzt, oder?«, sagte Oliver und beugte sich mit einem wissenden Lächeln vor. »Wir alle dienen.«

Das verwirrte Will, und er wollte schon nachfragen, was Oliver damit meinte, als sein Freund zwei Löffel ergriff und sie den Cancan tanzen ließ, was ihre Damenbegleitung zum Kichern brachte, und die Gelegenheit verstrich, löste sich in allerlei von Obstbränden begleiteten Schokoladen- und Meringendesserts auf, denen weitere Gänge von Olivers überschäumendem Geplauder folgten, diesmal über eine Verschwörung, von der er geradezu besessen war, eine Vertuschungsaktion um eine silberfarbene fliegende Untertasse, die in New Mexico aufgefunden worden sei. Alle lachten über seine Imitation eines kleinen grünen Männchens vom Mars.

Die zwei Mädchen fingen an, Oliver zu verschiedenen Themen nach seiner Meinung zu fragen, und Will begriff, dass er selbst etwas mehr über diese Dinge wissen sollte – Filmregisseure wie Chabrol und Truffaut, die gerade en vogue waren, nebst einigen neuen Autoren, von denen er noch nie etwas gehört hatte: Robbe-Grillet, Butor und Duras. Ein bisschen wusste er wohl über aktuelle Ereignisse, die Lage in Algier und die Rückkehr de

Gaulles, aber nur so viel, wie ihm die Schlagzeilen verrieten, nicht genug, um eine fundierte Meinung darüber haben zu können. Während er zuhörte, wie die Gesprächsthemen an ihm vorüberzogen wie Zugwaggons, die durch die Nacht ratterten, wurde Will zunehmend bewusst, dass Paris, trotz der Zeit, die er da verbracht, und der Gewohnheiten, die er entwickelt hatte, ihm nach wie vor riesig und unüberwindlich fremd erschien. Zum ersten Mal seit dieser ersten aufregenden Zeit, als er buchstäblich frisch vom Schiff gewesen war, fühlte sich die Stadt wieder exotisch an.

Als er vor über zwei Jahren angekommen war, hatte Will ernsthaft vorgehabt, kopfüber in Kunst, Museen, Theater und Literatur einzutauchen, kultivierter, ja weltgewandter zu werden. Er stellte sich vor, wie er an Führungen durch den Louvre teilnehmen und Vorlesungen an der Sorbonne besuchen würde. Doch ermüdet von den langweiligen Tagen im Büro, konzentrierte er sich in seiner Freizeit ausschließlich auf Essen, Wein und Frauen, anstatt sich auch nur in eine der aktuellen philosophischen oder gesellschaftlichen Entwicklungen zu vertiefen. Er hatte mehr Zeit damit verbracht, die eulenäugigen Mädchen mit den gerade geschnittenen grauen Röcken und den nackten Beinen anzuquatschen, die er, zwischen den Regalen von Shakespeare & Company oder Galignani schlendernd, kennenlernte, als die Bücher zu lesen. Tatsächlich drang er nur selten bis zu den Büchern vor. Es fiel schwer, deswegen ein schlechtes Gewissen zu haben, wenn selbst die niedersten Vergnügungen in Paris so reichlich vorhanden und durch und durch erhebend waren. An diesem Abend allerdings zwickten ihn doch gewisse Schuldgefühle wegen der ganzen Zeit, die er verplempert hatte. Er nickte und lächelte vor sich hin und schämte sich wegen seiner Ignoranz, während er still und leise den letzten Mokka aus seinem *pot de crème* kratzte, derweil seine Tischgenossen weiter über protosozialistische Revolutionen und strukturalistische Linguistik schwatzten.

Zu Wills Erleichterung fand nicht nur das ganze intellektuelle Gerede endlich ein Ende, sondern schnappte sich Oliver, nachdem die letzte

Käseplatte leer gegessen und der Tisch zu guter Letzt abgeräumt war, auch noch die Rechnung, und dies mit einer Geste beruhigenden Selbstvertrauens, die verriet, dass er sie anstandslos begleichen würde. Dann stopften sie sich alle vier, noch immer lachend und schwatzend, in ein Taxi und machten sich auf die betrunkene, fruchtlose Suche nach irgendeiner mythischen Jazzband aus dem Quartier Latin. Oliver behauptete, die Musiker der Kapelle zu kennen. »Die Typen haben's irre drauf! Ihre Musik *phosphoresziert*!«, hörte er nicht auf zu brüllen, obwohl sich nach etlichen Zwischenstopps und Drinks herausstellte, dass die Kapelle in keinem der Lokale, in denen sie gewesen waren, spielte und die verschiedenen Kellnerinnen und Barkeeper noch nie was von ihr gehört hatten. Schließlich begann das hübschere Mädchen zu gähnen und setzte sich mit ein paar höflichen Abschiedsküssen auf Wills gerötete Wangen von ihnen ab. Er irrte mit den zwei anderen weiter, bis sie schließlich an diesem abgeschiedenen Fleckchen unter der Seine-Brücke landeten.

Die Flasche Drambuie, die Oliver dem letzten Barkeeper abgekauft hatte, war bis auf den letzten Tropfen geleert, und die Chesterfields pflasterten nur noch als Stummel ihren Weg. Will lag auf der Bank und hörte Oliver zu, wie er dem Mädchen seinen kleinen Walzer vorsummte, während sie den Kiesweg entlangtanzten. Er sah zu, wie ein tiefliegender Kahn sich nah dem jenseitigen Ufer langsam den Fluss hinauf an ihnen vorbeischleppte. Seiner hochkant liegenden Vorstellung schienen die kleinen flackernden Gaslaternen an den Bootsflanken auf dem Weg zu einem Rendezvous mit den Sternen zu sein, ihren Schwestern in den schwimmenden Konstellationen.

Das Geräusch des Wassers am Bug des Frachtkahns erinnerte Will daran, wie er einmal als Junge von der Jefferson Avenue aus den gewaltigen grauen Schiffen zugeschaut hatte, die den Detroit River heruntergestampft kamen, unterwegs zu den gigantischen, finster aufragenden Rouge-Werken. Diese riesigen, hässlichen Schiffe, so massig, dass sie kaum zwischen Ufer und Ufer hindurchzupassen schienen, waren vollbeladen mit Eisenerz, das

im Iron Range abgebaut wurde und verhüttet und geschmiedet und zur neuen industriellen Haut für die ganze weite Welt gehämmert werden würde. Und womit waren diese bezaubernden Pariser Kähne gefüllt? Mit Säcken von Weizen für junge Lämmer? Maisschrot für Gänse? Frischgemahlenem Weizenweißmehl für die allmorgendlichen Croissants und Baguettes? Und warum fand er den kleinen Lastkahn so schön und romantisch, während jene viel größeren in seinen Augen nur hässlich und erdrückend gewesen waren? Warum lieben wir die kleinen Dinge so sehr? Will grinste vor sich hin. Sieh mal einer an, dachte er, auch ich kann philosophisch sein. Er gluckste alkoholisiert, und seine Lider flackerten, während, eine nach der anderen, eine Kette von imaginären gelben Entchen flink über die See seines inneren Sinns schwamm, ein jedes von ihnen flüchtige Rauchwölkchen hervorküssend.

Er wachte in seinem Anzug verrenkt auf, als der erste rosige Hauch des Morgens gerade dabei war, den Wolken rote, gelbe und orangefarbene Tupfer und den Pariser Dächern Spritzer von Gold und Bronze zu entlocken. Er setzte sich auf der Bank auf und sah sich um. Nur hier, erkannte er, konnte man wie ein Clochard aufwachen und sich so vom Glück gesegnet fühlen. Mit Licht übersprenkelt, sah die Stadt impressionistisch und von ihrem nächtlichen Schlummer durch und durch erfrischt aus. Als er in sein Jackett griff, um sich zu vergewissern, dass seine Brieftasche noch da war, stieß er auf einen Zettel – die Rechnung vom Abendessen, auf deren Rückseite ein paar Zeilen gekritzelt standen: »Teures Diner. Das klären wir heute Abend. Treffpunkt Rue Gît-le-Cœur 9, 20.00 Uhr. Sei pünktlich. Gruß, O. P. A.« Er starrte das Briefchen an – sagte Oliver da etwa, dass Will ihm was fürs Essen schuldete? Das erschien ihm nicht korrekt. Aber was hätten sie sonst zu klären gehabt? Außerdem waren unten noch ein paar Worte hingekrakelt, die er nicht entziffern konnte, bis er es endlich, anhand eines sorgfältigen Handschriftvergleichs, doch noch schaffte: »PS: Bring ein Messer mit.«

# VI

Die meisten französischen Männer, so sein Vater und seine Onkel, überließen die Küchenarbeit nur zu gerne ihren Frauen. Charles Vidot aber machte es Spaß, zusammen mit Adèle zu kochen. Ihre Küche war winzig und vollgestopft, aber nach zehnjähriger geduldiger Übung bewegten sie sich jetzt, wie er fand, wie in einem glatt choreographierten Pas de deux umeinander. Sie würfelte, während er mischte, sie goss, während er simmerte. Währenddessen erzählten sie von ihrem jeweiligen Tag, und in dieser Abfolge kleiner, flinker Bewegungen gelang es ihm, sich aus seinem Arbeitstag zu entwirren und sich wieder an die behaglichen und befriedigenden Freuden der Häuslichkeit anzukoppeln. Das Radio flötete Debussy in die Stube. »Offenbar«, sagte er zu ihr, »hatte Monsieur Vallet eine Geliebte.«

»Eine Geliebte«, sagte sie.

Er konnte nicht erkennen, ob sie lediglich seine Worte wiederholte oder nach näheren Einzelheiten fragte. »Ja« – er stellte die Pfanne auf den Herd und drehte das Gas auf –, »eine Geliebte, die spurlos verschwunden ist, wenn man von dem allerleisesten Hauch ihres Parfüms auf dem Kissen absieht.«

Adèle lächelte. »Du hast am Kissen geschnüffelt?«

»Na ja« – er lächelte –, »ich wäre doch wohl ein schlechter Ermittler, wenn ich das nicht getan hätte.«

Adèle nickte. »Und? Wie hat es gerochen?«

Charles dachte kurz nach. »Zitrusfrüchte und Jasmin … teuer.«

»Dann hat also, wer immer ihn getötet hat, auch sie vertrieben.«

»Vielleicht«, sagte er skeptisch. Er legte die zwei Hühnerbrustfilets in die Pfanne und ließ sie mit dem Knoblauch und der Butter schmurgeln.

»Aber du hast sie in Verdacht?«

»Wahrscheinlich ja. Sie ist mit Sicherheit das interessanteste Teilchen in

diesem Fall.« Er erzählte ihr vom Mülleimer des Mädchens und von den seltsamen Überresten, die er darin entdeckt hatte.

»Ein paar von einer Eule ausgespuckte Mäuseknochen machen sie nicht unbedingt verdächtig«, sagte Adèle.

»Völlig richtig. Und wenn sie greifbar wäre, bin ich sicher, dass sie eine nachvollziehbare Erklärung geliefert hätte. Aber das ist sie nicht, folglich …«

In der Miniküche war so wenig Platz, dass ihre Hüfte die ihres Mannes streifte, während er die Pfanne rüttelte. Er lächelte dazu, kostete die kleinen Freuden aus, die ihr Zusammenleben bereicherten. Er sah ihr zu, wie sie eine Zitrone über einer Schüssel Karottenjulienne auspresste und diese dann beiseitestellte. Sie schenkte ihm ein kleines Lächeln. War es ein distanziertes Lächeln? Ein zögerndes? Er konnte es nicht erkennen. In letzter Zeit war sie schwer zu deuten.

»Sind deine Kopfschmerzen wiedergekommen?«

»Ja, Anfang der Woche«, sagte sie, »aber die neuen Pillen aus der Apotheke scheinen zu helfen.«

»Mehr als der Tee?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht. Der Arzt meint, meine Teemischung wäre nur so ein Altweiberrezept.«

»Hauptsache, sie wirkt.« Charles lehnte sich hinüber und küsste sie auf die Wange. »Ich bin froh, dass ich es heute früh nach Hause geschafft habe.« Er hatte mit dem Gedanken gespielt, länger im Büro zu bleiben, um verschiedene Notizen zum Fall durchzusehen, Befragungen zu sichten und den Bericht des Pathologen zu studieren, aber in letzter Zeit hielt er sich äußerst ungern im Kommissariat auf. Paris hatte kürzlich einen neuen Polizeipräsidenten bekommen, Maurice Papon. Vidot hielt Papon für einen durch und durch ehrlosen Mann, der sich zwanzig Jahre zuvor als einer der schlimmsten Vichy-Kollaborateure überhaupt hervorgetan hatte. Doch die Geschichte war in Frankreich ein flatterhaftes Ding, und als die Nation von ihrem tiefen Trauma zu genesen begann, hatten die da oben ein Pöstchen

für Papon gefunden. Kaum mit seinem neuen Amt betraut, hatte dieser Quisling schnell gehandelt und verschiedene weitere gleichermaßen minderwertige Gestalten an die Schaltstellen der Polizeimacht manövriert, darunter auch Vidots neuen Vorgesetzten auf dem Revier – eine vierschrötige, lethargische Kröte namens Maroc. Als Ermittler war Vidot schon vielen unangenehmen Typen begegnet, sowohl Kriminellen als auch Zivilisten, und er betrachtete sich gern als einen geduldigen Menschen, der jeden tolerieren konnte, solange er nicht aktiv bei seiner Arbeit behindert wurde; doch Maroc stellte seine Geduld auf eine harte Probe. Jede Lebensäußerung des Mannes suggerierte entweder Unehrlichkeit oder Trägheit. Vidot fand ihn zum Kotzen, und er konnte es nicht ausstehen, sich auch nur im selben Häuserblock wie der Kerl aufzuhalten, also hatte er an diesem Abend, sobald er seinen Bericht mit Durchschlag getippt und eine Ausfertigung in Marocs Posteingangskorb gelegt hatte, seine Akten eingeschlossen und sich auf den Heimweg gemacht.

Aber fertig war er mit dem Fall für den Tag noch nicht, denn Vidot ließ seine Arbeit abends nie einfach im Büro zurück. Er lebte und atmete und träumte sogar häufig seine Fälle, bis sie erledigt waren. »Ich habe einen leidenschaftlichen Ehemann«, pflegte Adèle ihren Freundinnen gegenüber trocken zu witzeln. »Unglücklicherweise ist seine Leidenschaft die Polizeiarbeit.« Also wandten sich seine Gedanken jetzt in der Küche dem Rätsel von Léons verschollener Geliebter zu. Dafür, dass er eine Mätresse gehabt hatte, verurteilte Vidot den Mann nicht allzu streng. Derlei kam in der französischen Gesellschaft nur zu oft vor, es war so gewöhnlich wie das Scheibchen Zitronenschale, das seinen Morgenkaffee begleitete. Doch in seinen Augen war es bei einem Mann ein Zeichen von Schwäche und Geistlosigkeit. Eine Frau verführen konnte jeder Idiot, doch seine Gefährtin zu kennen und zu lieben erforderte wahre Intelligenz. Frauen waren für Charles Vidot absolute, faszinierende Geheimnisse. Sie bewegten sich durch die Welt, als ob für sie eine andere Schwerkraft gälte, und gehorchten unübersetzbaren Forderungen des Körpers und der Seele. Wie oft hatte

Adèle ihn schon, besonders in letzter Zeit, mit ihren plötzlichen Stimmungswechseln und unerwarteten Reaktionen verwirrt! Tränen flossen und Zornausbrüche flammten ohne Vorwarnung auf, um sich so rasch wieder zu verflüchtigen, als hätte ein unsichtbarer wohlwollender Wind sie fortgeweht. Ihm war klar, dass solcherart unvorhersagbare Stimmungsumschwünge geringere Männer oftmals entnervten und ernüchterten und sie auf die Suche nach anderen, scheinbar bequemeren Betten trieb, aber für Vidot waren die Rätsel einer Frau nichts, wovor man Reißaus nahm, jedes von ihnen war ein weiteres Enigma, das es zu lösen, ein weiterer kurioser Knoten, den es aufzuknüpfen galt. Er wusste, dass er das Wunder, die Seltsamkeit, die seine Frau darstellte, nie ganz und gar würde erfassen können – wie könnte eine Seele auch je eine andere kennen? –, wohl aber liebte er jede kleine Herausforderung, vor die sie ihn stellte, jeden verschatteten, geheimnisträchtigen Augenblick, den sie lieferte, ganz und gar. Körperlich mochten sie sich nicht mehr so nah sein, wie sie es mal gewesen waren, ja in letzter Zeit schien sie seine Berührung sogar zu meiden, aber das war schon in Ordnung; schließlich waren sie keine triebgesteuerten Schulkinder mehr. Fragte man Vidot, war ihre Einheit eine vollkommene, die alle Harmonien und inhärenten Widersprüche in sich fasste, die jede Beziehung aufzuweisen hoffen konnte.

Sie setzten sich zu Tisch, hielten sich bei den Händen und sprachen ihr gewohntes kleines Gebet. Charles schlug einen dicken Band der Enzyklopädie auf und begann, während er aß, einen Artikel über Eulen zu lesen. Rasch zog ihn eine Beschreibung des unglaublichen Hörvermögens dieses seltsamen Vogels (eine hoch in einem Baum sitzende Eule konnte die Geräusche einer dreißig Zentimeter unter dem Schnee krabbelnden Maus wahrnehmen!) in ihren Bann, während Adèle schweigend langsam zu Ende aß. Sie schien nie etwas dagegen zu haben, wenn er am abendlichen Esstisch arbeitete. Tatsächlich verbrachten sie viele Abende auf diese Weise. Sie war bei der Universitätsbibliothek beschäftigt und brachte ihm

oft Bücher zu Themen nach Hause, die mit seinen Fällen zu tun hatten. Es machte ihn glücklich, sie an seiner Arbeit teilhaben zu lassen, und er war für ihre aufmerksame Unterstützung und ihre Intuitionen immer dankbar. Für ihn war es so, als seien sie ein einziger Organismus, unterschiedliche Arme und Beine, die die zwei Hälften eines beachtlichen Verstandes trugen und bedienten.

Schließlich stand Adèle auf und begann, den Tisch abzuräumen. »Vielleicht ist die Frau ebenfalls tot. Man könnte ihren Leichnam in den Fluss geworfen haben«, sagte sie auf dem Weg in die Küche.

»Nein«, sagte Charles und sah von seiner Lektüre auf. »Ich bin mir sehr sicher, dass Léon Vallets Geliebte quicklebendig ist. Nicht nur war ihre Kommode ausgeräumt, sondern auch der Boden ihres Kleiderschranks war vollkommen leer. Und eine tote Frau nimmt selten alle ihre Schuhe mit – so gern sie das vielleicht auch täte.«

# VII

Zoja wählte das Hotel unterhalb der Place Pigalle deswegen aus, weil es zwei Stockwerke höher war als alle anderen Gebäude des Häuserblocks. Außerdem war es preisgünstig, und der Block, in dem es sich befand, war zwar belebt, aber ohne die lauten Nachtklubs und Neonreklamen, die den Rest des Viertels füllten. Der Mann, der im kleinen, gelbgefliesten Foyer an der Rezeption arbeitete, trug keinen Anzug, nicht einmal ein Jackett, sondern lediglich ein weißes ärmelloses Unterhemd und Hosenträger. Er kratzte sich, während sie sich ins Gästebuch eintrug.

»Das kommt nicht von Bettwanzen oder Flöhen, will ich hoffen«, sagte sie.

»Nein«, sagte der Mann mit einem verlegenen Grinsen. »Das ist nur ein kleiner Ausschlag.«

Sie kannte ein Myrrhenpräparat für sein Leiden, aber sie war nicht zu Großzügigkeit aufgelegt. »Ich brauche ein Zimmer, wenn möglich im obersten Stock, eins mit Bad.«

»Kein Problem«, sagte er. »Der oberste Stock ist leer, weil der Fahrstuhl defekt ist. Ich habe da oben nur ein Zimmer mit eigenem Bad, aber es ist unser teuerstes.«

»*Pardonnez-moi?* Das teuerste? Ohne Fahrstuhl?«

Der Mann zuckte die Achseln. »Es ist eigentlich eine kleine Wohnung. Sehr sonnig.«

»Schön, ich nehme es«, sagte sie. »Aber ich werde etwas Hilfe brauchen, wenn mein Gepäck vom Bahnhof kommt. Ich hoffe, das ist kein Problem.«

Der Rezeptionist lächelte. »Für mich jedenfalls nicht. In zehn Minuten bin ich weg. Das kann der Nächste erledigen.«

Sie zählte Geldscheine für ihn ab, während er erklärte, jedes Zimmer habe eine Kochecke mit einem Ein-Platten-Herd, aber das einzige funktionierende Telefon stehe an der Rezeption. »Wir erlauben Gästen die

Benutzung nur in Notfällen. Ansonsten gibt es die Straße runter eine Telefonzelle. Die Jetons dafür gibt es unten im Kiosk zu kaufen.« Oben angekommen, stellte sie fest, dass das Zimmer tatsächlich recht geräumig war. Sie drehte den Wasserhahn auf. Die Rohre ratterten und knallten, doch das Wasser kam sauber heraus. Sie öffnete die Fenster und holte dann aus ihrer Handtasche einen roten Kerzenstummel heraus. Nachdem sie ihn angezündet hatte, fischte sie ein paar gebänderte Federn aus der Tasche und legte sie draußen auf den Fenstersims. Sie ließ das Kerzenwachs auf ihre dünnen Kiele tropfen, um sie am Sims zu befestigen, und drückte sie mit Centime-Münzen fest. Die Vögel würden sie finden, vielleicht nicht schon heute Nacht, aber bald.

Aus einer anderen Tasche holte sie ein Stück Kreide und schrieb damit eine Reihe von kurzen Wörtern auf die Innenseite der Hotelzimmertür. Dann ließ sie die Wanne einlaufen und zog sich aus.

Ein heißes Bad erinnerte sie fast immer an die grimmige, eisige Kälte, die im Laufe der Jahre so oft die Fänge in ihre Knochen geschlagen hatte. Sie musste mit diesen Erinnerungen vorsichtig sein. Wenn sie sie unerwartet überfluteten, ausgelöst vielleicht durch etwas so Geringfügiges wie den Duft blühender Nelken oder den Geschmack von Anis, konnten sie sie überwältigen und ihr die Kräfte rauben. Aber sich jene tödlichen Tage von Eis und Kälte ins Gedächtnis zu rufen, während sie behaglich in einem warmen Bad lag, fühlte sich ungefährlich an. Es war so, als würde der wilde Jäger Frost sie, von der dichten Wolke aufsteigenden Dampfs umwallt und umhüllt, nicht finden können.

Sie waren zu fünft gewesen, als sie in Sankt Petersburg ihre Flucht nach Westen begonnen hatten. Sie hatten jedem einzelnen Zug nachgeschaut, der den Warschauer Bahnhof verließ und nach Südwesten Richtung Polen davonfuhr, die Waggons vollgestopft mit desertierten Soldaten, die allesamt bleich und betrunken waren von Verzweiflung, billigstem Wodka und der mächtigen Erleichterung der Entronnenen. Sämtliche Pferde der Stadt waren verschwunden – aufgegessen oder konfisziert –, und die

Handvoll Automobile waren ebenfalls beschlagnahmt worden, von Popen in Panik requiriert und überquellend von den verängstigten Überresten ihrer zerschlagenen Gemeinden. Ihre Gesichter starrten nach draußen, während sie in ihren gestohlenen Wagen vorübersausten und mit Vollgas auf die Grenze zuhielten. Zu müde, um sich eine Mitfahrgelegenheit zu erschmeicheln, noch immer erschöpft von den wochenlangen, verbissen gewirkten Schutzzaubern, hatten die fünf Frauen zugesehen, wie jeder, der konnte, aus der Stadt floh, und waren ihnen dann zu Fuß gefolgt, der stotternden schwarzen Abgaswolke des letzten Fahrzeugs hinterher, beharrlich die gefrorenen Straßen entlangwandernd, in Richtung Nichts.

Als Erste, schon am zweiten Tag ihrer Reise, hatten sie Mazza verloren, sie wurde erschossen, als sie gerade mit zwei aus einer Scheune gestohlenen Stuten fliehen wollten. Als sie den Knall des Gewehrs hörte, hatte sich Zoja umgedreht und gesehen, wie Mazzas Auge in einem wilden karmesinroten Schwall hervorspritzte. Sie hatten ihr Tempo nicht verlangsamt und den Leichnam der Frau zurückgelassen, verkrümmt daliegend, das Gesicht im Schnee, der sich rings um sie mit Scharlach färbte, während sie auf ihren neuerworbenen Pferden davongaloppierten.

Drei Tage später, die abgehetzten Stuten waren inzwischen krepiert, hasteten die Frauen gerade über die gefrorene Mündung eines Flusses, als Lyda einbrach und mit nur einem halben gurgelnden Schrei unterging und die schwere unsichtbare Strömung hungrig ihr letztes Nachluftschnappen verschlang, wobei ihre dicke gestrickte Kleidung dem Fluss das Schlucken erleichterte. Wieder hielten sie nicht inne – niemand sah zurück, und nichts wurde gesagt. Worte hätten sie nur gebremst.

Bascha ging als Letzte. In der Absicht, sich von ihrem Lager in ein nahegelegenes Dorf zu schleichen, um nach Lebensmitteln zu suchen, hatte sie einen kleinen Schutzzauber gemurmelt und war nicht zurückgekehrt. Elga hatte in dieser Nacht tief geschlafen, zusammengerollt in ihrem kehligen Schnarchen, aber Zoja lag wach und starrte auf die nackten Klauen von Winterzweigen, die über ihr ragten, wartete darauf, dass sich

Baschas vertrauter Schritt dem Lager wieder näherte. Als Elga am nächsten Morgen endlich aufwachte und sah, dass Bascha nicht zurückgekehrt war, bestand sie darauf, dass sie sofort aufbrachen. Elga steckte sich den sperrigen Nagant in den Gürtel und tätschelte den Revolver. »Wir können hier sitzen bleiben und abwarten, wer kommt. Aber wenn es nicht Bascha ist, tja, mein Vorrat an Patronen ist begrenzt. Weißt du, ich sage immer, der beste Plan heißt ›Beine in die Hand‹.« Also wandten sie sich nach Süden und nahmen die Beine in die Hand.

Während der restlichen Wanderung konnte Zoja die drei verlorenen Frauen spüren, wie sie ihrer Spur folgten, eine blutig und blind, eine durchnässt, Fischschuppen ausspuckend, und eine unsichtbar, ein Geist von einem Geist. Sie konnte sie an ihren Fersen spüren, über ihr schwebend und spukend, während sie und Elga weiterhasteten, Straßen entlangtrabten, sich vor durchziehenden Armeen versteckten und vergessenes Wurzelgemüse und halberfrorene Kohlköpfe aus dem harten Boden gruben. Endlich, im labyrinthischen Straßengewirr der Krakauer Altstadt, schlüpften sie und die Alte aus der Schlinge ihrer Vergangenheit und fanden reiche Ausbeute in der klassischen Behaglichkeit des Schoßes wohlhabender Männer und fetter Bankkonten. Klaviere spielten munter, während sie lachte und kicherte, sich in die tiefen Plüschsofas und weichen Samtsessel fallen ließ und Gänse-Pâté, Pilz-*pierogi* und heiße *naleśniki* mit einem Klacks finnischer Moltebeeren obendrauf verspeiste, während sie aus Kristallgläsern nie versiegenden prickelnden Perlwein trank und Winterbier aus schäumenden Humpen. Die Welt war aufs Neue jung. Sie erinnerte sich, dass auch Elga lachte, wenn sie hinter Vorhängen und beschlagenen Durchreichefenstern hervorspähte, sich in den Schatten der Küchen und Garderoben herumdrückte und dabei vor Erleichterung gluckste und in die Hände klatschte, wenn Zojas Falle zuschnappte, wenn sie für die Väter von Richtern, die Söhne von Straßenhändlern und für jeden betrunkenen Pelzhändleronkel Kussmündchen machte, schmachtete und kicherte. Vom musikalischen, munteren Tamburinklirren und

Pianogeklimper übertönt, zogen sich Zojas drei Gespenster endlich zurück, so wie Wasser im Erdreich versickert, obwohl sie spürte, dass sie sich lediglich unter dem Sediment festsetzten, jederzeit nah, unbeirrbar in ihrem Warten.

Es klopfte an der Tür. Zoja stieg aus der Wanne und wickelte sich in ihren Bademantel. Der neue Mann an der Rezeption, ein großgewachsener, schwitzender Junge mit roten Aknepickeln, hatte einen ihrer Schrankkoffer heraufgewuchtet. Sie gab ihm ein Trinkgeld und entließ ihn.

Nach kurzem Kramen fand sie das weiße Kleid mit den verblassten orangenen Tupfen und die roten Stöckelschuhe. Es war nicht viel, aber mehr brauchte sie nicht. Krakau war längst Vergangenheit, und jetzt hatte die Zeit sie in diese Ecke getrieben, in dieses kahle Zimmer, diese knochendürre Armut. Aber an diesem Punkt war sie schon viele Male zuvor gewesen. Als sie einen prüfenden Blick in den Badezimmerspiegel warf, sah sie über hundert Jahre dieser Hatz, dieses nie endenden Rennens. Sie kannte seine vorhersagbaren Rhythmen, sein stählern elektrisches Summen, sie kannte die nötigen Schritte, die ihr Vorgehen bestimmen würden. Sie konnte fast hören, wie das Tempo jetzt allmählich lebhafter wurde, die Melodie, die zu diesem Tanz aufspielte, den sie so gut kannte. Er führte zum unersättlichen Hunger der Herzen, zu lüsternen, forschenden Augen und zuversichtlich-zudringlichen Händen, zu Seelen, die glaubten, was sie berühren konnten, könnten sie auch besitzen. Sie würde ihnen alles geben, was sie wollten: lüsternes Flüstern, falsche Versprechen, ekstatisches Stöhnen und, wenn sie es wünschten, sogar Flehen, neckische spitze Schmerzensschreie. Jedes Verlangen würde seine Erfüllung finden, Nacht für Nacht, und auch am Morgen, bis im Handumdrehen oder Halsumdrehen, Stich oder Schubs, jene letzte Frage, das größte Mysterium von allen, worüber sie in ihren Kirchenbänken und Vorlesungssälen so lange gegrübelt hatten, ihnen endlich offenbart werden würde. Welch ein Geschenk würde sie ihnen machen! Sie lächelte ihrem Spiegelbild nervös zu. Ja, ihnen würde es an nichts mangeln. Dafür sorgte sie stets. Die

Erinnerungsarbeit war erledigt. Jetzt war es Zeit für die Jagd.

# VIII

Will sah auf seine Uhr. Es war erst zwanzig nach acht, aber der kleine Nachtklub war schon jetzt eine laute, überfüllte Dunstglocke aus Gitanes- und Gauloises-Rauch. Eine Cannonball-Adderley-LP boppte Altsaxophonphrasen aus dürftigen Boxen, und die Leute übertönten die Musik mit rauem kakophonem Geschrei. Es überraschte Will nicht, dass sein neuer Freund sich verspätete, Oliver schien von der Sorte *joie de vivre* durchdrungen zu sein, die sich nicht zu Pünktlichkeit hergab. Überraschter war Will schon darüber, sich selbst da wiederzufinden. Er hatte kein ausgeprägtes Bedürfnis, neue Freunde zu gewinnen, da es immer genügend Ausländerabende gab – der Lions Club veranstaltete an dem Abend sein allwöchentliches Treffen, wo er immer noch zu den ortsansässigen Midwesternern hinzustoßen konnte – und, noch erfreulicher, Verabredungen mit hübschen Mädchen nie allzu schwer zu bewerkstelligen waren.

Obgleich er Romanzen neuerdings eine gewisse Skepsis entgegenbrachte. Nach seiner Ankunft hatte er sich rasch und freudig an die Nonchalance der Pariser Romantik gewöhnt. Anfangs hatte er sich nur mit ausländischen Mädchen verabredet, stellte aber bald fest, dass Britinnen und Amerikanerinnen nicht nur zu viel rauchten, sondern außerdem jede Zigarette mit derselben dezidierten Pose hielten, als seien sie ständig im Begriff, etwas eminent Wichtiges zu sagen. Dann redeten sie unweigerlich atemlos und prätentiös und sagten nichts, was ihn im mindesten interessiert hätte. Sie waren junge, überhitzte Rosalind Russells oder Katherine Hepburns, aber ohne den dazugehörigen Drehbuchautor, der sie mit brauchbarem Textmaterial beliefert hätte. Hinzu kam, dass viel zu wenige von ihnen sich ausreichend entspannten, um lächeln zu können, und selbst wenn er sie ins Bett bekam, blieben sie auch da affektiert, als täten sie das, was ihrer Ansicht nach von einer Frau erwartet wurde, und

nicht etwa, wofür sie einen Instinkt oder worauf sie gar Lust gehabt hätten.

Mit der Zeit baute er genügend Selbstvertrauen auf, um es mit den einheimischen Mädchen zu versuchen; sie waren ungezwungener mit ihm, verspielt, neckisch und lustig, und es machte ihnen Freude, ihm dabei zu helfen, sein Französisch zu verbessern. Ein Mädchen bezeichnete sich selbst als sein »Kopfkissen-Wörterbuch«, und seine unbeholfenen Versuche, seinen bäurischen frankokanadischen Akzent in einen kosmopolitisch-pariserischen zu verwandeln, hatten zu manch einer durchlachten Nacht verholfen. Zwar schüchterten ihn die Pariserinnen schon ein wenig ein, wie einen frisch in der Großstadt eingetroffenen Hinterwäldler, aber sie waren fast durchweg freundliche und großzügige Mädchen, rücksichtsvoll und umgänglich. Wichtiger noch, er genoss ihre Forschheit und ihre Einstellung zur Sexualität: Sie waren weit offener in körperlichen Dingen als die Amerikanerinnen und Britinnen, manche bestanden darauf, wie böse Mädchen den Hintern versohlt zu bekommen, während andere wie wilde Tiere überwältigt werden wollten und wieder andere schlicht ohnmächtig wurden und seufzten wie moderne Tänzerinnen und sich anschließend eine Zigarette mit ihm teilten. Aber es war alles wunderbar unkompliziert, sie traten in sein Leben und verzogen sich irgendwann wieder mit einer Nonchalance, die er verblüffend fand.

Mit zwei von ihnen, Marie und Nicole, war er jeweils längere Zeit gegangen, hatte die eine zum Skilaufen nach Morzine mitgenommen, die andere zum Segeln an die bretonische Küste, aber beide Beziehungen waren irgendwie eingeschlafen, die Mädchen hatten immer langsamer auf seine Zeilen geantwortet, bis seine Visitenkarten überhaupt keine Reaktion mehr gezeitigt hatten. Ihn störte es nicht, denn so großzügig er mit den Zigaretten, Seidenstrümpfen und Kaugummis, die ihr Herz begehrte, auch gewesen war, hatte er doch gespürt, dass sie mehr auf Männer mit eigenen Chalets und Jachten aus waren.

Gelegentlich sah er ein Mädchen, mit dem er früher mal zusammen gewesen war, auf dem Rücken einer Vespa den Boulevard entlangrauschen

oder zusammen mit einem Jungen an einem Zinktresen rauchen, und alle winkten und lächelten ihm ganz unbefangen zu. Alles erschien völlig natürlich, aber nach einer Weile begann es ihm etwas auszumachen, es gab ihm das Gefühl, für keine von ihnen mehr gewesen zu sein als ein exotischer Appetithappen, *»l'américain«*, oder, wie die hiesigen Speisekarten es formulierten, *»le dessert du moment«*.

Und so ging er zwar weiterhin ziemlich regelmäßig mit Mädchen aus, zum Tanzen oder ins Kino, empfand aber eine ganze Nacht mit ihnen zunehmend als das, was diese prätentiösen britischen Mädchen als »existenziell inhaltsleeres Ereignis« bezeichnet hätten. Er wusste nicht recht, wie er selbst es nennen sollte. Er wusste nur eins: Wenn er neben irgendeinem neuen Mädchen aufwachte, sei es bei sich oder in ihrer Wohnung, fühlte er sich oft substanziell vermindert, als ob er mit jeder Begegnung ein weiteres Stück von sich selbst verlöre, sich langsam verflüchtigte, im Vakuum der Welt auflöste und mit jeder Eroberung irgendwie hohler würde. Es war das genaue Gegenteil dessen, was er durch diese rauschhaften libidinösen Siege zu empfinden erwartet hatte, er war dazu erzogen worden zu glauben, dass sie ihm eine Art Bestätigung verschaffen würden; das zumindest hatte er daraus geschlossen, wie seine Onkel von Frauen sprachen (»Puppen«, »Schätzchen«, »Bräute«), wenn sie ihn auf die Jagd mitnahmen, hoch oben in Nord-Michigan. Dann gaben sie bierselig zotige Geschichten von Junggesellenabenden und derben Burleskdarbietungen von sich, die großherzige, fettärschige und vollbusige Frauen beinhalteten, die einem für einen Dollar zwei Titten ins Gesicht drückten, aber an deren Namen sich keiner je erinnerte.

Es war nicht schwer, die Leere abzuschütteln und hinter sich zu lassen, aber sie zeigte dennoch Wirkung. Neuerdings verspürte er weniger die Neigung, dem hübschen Lächeln der Mädchen von Paris nachzujagen, und dafür mehr, seine Zeit damit zu verbringen, allein durch die Straßen zu schweifen, in den Bistros zu essen und Zeitung zu lesen oder abends mit einem Buch lange aufzubleiben, einem Roman von Herman Wouk,

Hemingways *Nick-Adams-Stories* oder einem Band Kurzgeschichten von Stephen Crane. Er war nicht einsam, aber er war selbstgenügsam geworden, gesättigt, zumindest vorerst, von dem, was das Leben ihm bot. Er war zu etwas Neuem bereit. Vielleicht war er deswegen hier, sagte er sich, während er sich in der Bar umsah und auf seinen charismatischen neuen Freund wartete, der mit einer ganzen Wagenladung von trivialen Anekdoten, eindrucksvollen Beziehungen und entsprechender Intelligenz ausgestattet zu sein schien.

Das Paar, das rechts von Will an der Theke saß, hatte seit seiner Ankunft ununterbrochen geknutscht, und trotz der frühen Stunde gab es an einem Tisch schon einen Mann, der, obwohl er aufrecht auf seinem Stuhl saß, zu schlafen schien. Der Kopf des Schlafenden wippte, ob zur Musik oder schlicht aus einem Reflex heraus, war nicht zu ermitteln. Will trank seinen Pernod und drückte seine Zigarette aus und wollte schon aufstehen und gehen, als ihm jemand auf die Schulter tippte.

»Hallihallo«, sagte Oliver mit einem Lächeln. »Entschuldige die Verspätung. William, ich möchte dich mit Boris und Ned bekannt machen.« Er deutete mit dem Kopf auf das seltsame Paar, das neben ihm stand. Der eine von beiden – Boris, wie Will vermutete, da der Mann wie die Karikatur eines russischen Schlägers aussah – ragte mit einer Körpergröße, die Will auf nördlich der eins fünfundneunzig taxierte, bedrohlich über ihnen auf. Dieser Boris war ein hohlwangiger Mann mit dem Brustkasten eines Kodiakbären und Schultern, so breit, dass sie Will die Aussicht auf den Rest der Bar versperrten. Seine Züge hatten einen unangenehmen Ausdruck, als hätte man ihm einen schmuddeligen nassen Wischlappen ins Gesicht gedrückt. Die Frau, die neben ihm stand, war so kurz, wie Boris lang war, anderthalb Meter bestenfalls, und ihr Fähengesicht zeigte dieselbe düster-angewiderte Miene wie der Russe. Sie paffte an einer Fünf-Cent-Zigarre, die sie wie ein kauziger Cowboy aus einem alten Walter-Brennan-Western aussehen ließ. »Boris ist nicht sein wirklicher Name«, erklärte Oliver schmunzelnd, »aber er passt wie die Faust aufs Auge, findest du nicht?

Andererseits heißt Ned wirklich Ned. Haha. Sie sieht fieser aus, als sie ist, Will, mein Ehrenwort, aber ich muss dich warnen, sie ist beim Domino eine echte Killerin – gegen diese Frau spielst du auf dein eigenes Risiko. Also dann« – er lehnte sich konspirativ hinüber zu Will –, »hast du das Messer mitgebracht?«

Will wollte gerade antworten, als Ned an Olivers Ärmel zog und auf den benachbarten Tisch zeigte.

»Nein, so was, schaut! Da ist ja Jake!«, brüllte Oliver, packte Will am Arm und führte ihn zu dem schlafenden Mann, der mit dem Kopf boppte. »Jake, alter Knabe! Aufwachen!«, sagte er und trat dem Stuhl des Mannes ans Bein.

Der Mann schreckte hoch und bedachte sie mit einem verwilderten, desorientierten Blick, grinste dann und entspannte sich wieder. »Ach, Oliver … ja … hallo.«

»Reiß dich zusammen, mein Freund, wir haben Essenzielles zu bereden. Komm, ich hab hinten ein Séparée für uns reserviert.« Oliver stolzierte zur hinteren Ecke und riss mit theatralischer Geste einen schwarzen Vorhang auf, hinter dem ein kleiner, trüb beleuchteter, für fünf Personen gedeckter Tisch sichtbar wurde.

Will folgte den anderen, die einzeln hineingingen und sich einen Platz suchten. »Ich möchte euch unseren neuen Freund vorstellen«, sagte Oliver, indem er den Vorhang wieder zuzog und sich setzte, um den Kreis zu schließen. »Das ist William, er arbeitet bei der Firma. Und, Will, diese prächtigen Leute arbeiten alle in der einen oder anderen Funktion mit mir zusammen. Jeder von uns hat spezifische Fertigkeiten, Passionen, Motive, aber eines ist uns allen gemeinsam, nämlich der kollektive Traum, was diese Stadt sein könnte und was wir hier machen können, und so möchte ich –«

»Moment mal, diese Leute arbeiten für dich? Ich verstehe nicht.« Will hatte nicht unterbrechen wollen, aber er war verwirrt. Er blickte in die Runde. »Hattest du nicht gesagt, du seist Schriftsteller?«

»Nein, so was. Hab ich das? Tut mir leid, haha«, lachte Oliver liebenswürdig. »Weißt du, ich dachte, die Firma hätte dir ein paar Hintergrundinformationen geliefert. Ehrlich, wir müssen weniger wichtig sein, als ich es mir einbilde. Na schön, dann werde ich dich einweihen. Ich bin eine Art Schriftsteller, ja, von Zeit zu Zeit, aber relevanter für dieses bestimmte Gespräch ist die Tatsache, dass ich der Gründer und Herausgeber der *Gargoyle Press* bin, und diese braven Leute hier sind, in der einen oder anderen Funktion, einige meiner geschätzten Kollegen.«

»Die *Gargoyle Press*? Ist das eine Zeitschrift? Tut mir leid, aber ich habe noch nie davon gehört.«

Oliver rang sich ein Lächeln ab. »Ah, ja, Will, es ist eine Literaturzeitschrift, wir drucken Prosa, Essays, gute und schlechte Lyrik, Interviews mit jedem Autor, dessen wir habhaft werden können, und gelegentlich Grafik. Aber wenn man dir nicht von uns erzählt hat, dann wundert es mich nicht, dass du nichts von unserer Existenz weißt. Momentan haben wir nur eine bescheidene Auflage.«

»›Eine bescheidene Auflage‹ ist eine bescheidene Übertreibung«, knurrte Ned.

»Haha, ja, danke, Ned. Möglicherweise.« Oliver grinste. »Und um genau das zu diskutieren, sind wir heute Abend hier.«

»Okay, ich verstehe. Ich glaube, ich hab’s kapiert. Ihr habt irgendein Problem mit eurer Auflagenhöhe?«, sagte Will, der langsam zum Leben erwachte. Bislang hatte ihn die ganze Versammlung nur verwirrt, aber jetzt hatte er das Gefühl, allmählich die Sache in den Griff zu bekommen. Sehr oft wurde er von Leuten um Rat angegangen, wie sie ihr Kleinunternehmen bewerben könnten; ja erst vor ein paar Monaten hatte der kleine Baske, dem das Bistro bei ihm um die Ecke gehörte, ihn gebeten, ihm dabei zu helfen, mehr Gäste zu bekommen. Will hatte die Jungs im Klebeumbruch darauf angesetzt, eine neue Schaufensterbeschriftung für den Basken zu entwerfen, indem sie den Schriftschnitt etwas auffetteten und Schlagschatten hinzufügten, sodass der Name den Passanten ins Auge

springen würde, und obwohl nicht erwiesen war, dass das tatsächlich zu einer Umsatzsteigerung geführt hatte, war der Baske glücklich und jetzt jederzeit bereit, Will ein belgisches Bier aufs Haus zu zapfen. Dann hatte er Will mit einem Floristen und einem Kurzwarenhändler in Kontakt gebracht, und Will hatte auch deren Signets von seinen Leuten neu zeichnen lassen. Will hatte keinem von ihnen auch nur einen Groschen berechnet; seine Firma verdiente so viel gutes Geld an ihren Großkunden, dass auch nur der Gedanke daran, diesen winzigen Unternehmen etwas in Rechnung zu stellen, lächerlich unwirtschaftlich war. Aber diese Akte der Großzügigkeit gaben ihm etwas mehr das Gefühl, Teil der Pariser Bevölkerung zu sein und weniger ein Tourist auf der Durchreise.

Also richtete er sich auf und bot noch einmal freudig seine Hilfe an. »Hör zu, vielleicht könnte die Firma euch ein paar Tipps für die Anzeigenakquise geben oder das Interesse an Abos ankurbeln? Ich bin sicher, es gibt einen ganzen Haufen Werbemaßnahmen, die wir auf die Beine stellen könnten. Hast du je daran gedacht, ein Leser-Gewinnspiel zu veranstalten oder ein Preisausschreiben …?« Spätestens als die letzten Worte seine Lippen verlassen hatten, starrte ihn die gesamte Gruppe mit einem Sortiment von verblüfften Mienen an, die ihn verstummen ließen, vom Verdacht gepackt, dass er, auf eine unerklärliche, aber umso schwerwiegendere Weise, etwas Falsches gesagt hatte.

Boris hustete. Ned fixierte die Tischplatte. »Herrje, also, ein Preisausschreiben, sagst du? Ich glaube nicht, dass es genau das ist, was wir wollen«, sagte Oliver langsam. »Genau genommen ist es nicht einmal eine Frage des Wollens, es ist eine Frage des Brauchens, und was wir brauchen, ist das genaue … Also, jetzt bin ich verwirrt – was ich in diesem Moment tatsächlich sowohl will als auch brauche, ist ein Drink. Wie wär’s mit einer Runde Whisky?« Damit sprang er auf und schoss aus dem Raum.

Sobald der Vorhang hinter ihm zufiel, senkte sich Schweigen über die Runde. Will fühlte sich ungemütlich. Ein paar Minuten lang sprach keiner ein Wort, bis sich Ned endlich zu Jake wandte. »Wo wir grad eine Minute

Zeit haben«, sagte sie, »wie ich von Boris höre, könnte dein Freund, der Doc, mehr Hilfe gebrauchen. Ich weiß, mit was für Typen er gearbeitet hat, da ist für ihn mehr drin. Boris und ich wären beide bereit einzusteigen, aber der Doktor muss zahlen.« Jake nickte, seine Augen sahen immer noch verschlafen aus. »Ich weiß zwar nicht, ob ich euch empfehlen würde, für den Doktor zu arbeiten, Ned. Aber wenn du willst, gebe ich das so weiter.«

»Ja. Bitte. Bei all den Kürzungen könnten wir das Geld gebrauchen.«

Will hatte keine Ahnung, wovon sie redeten, war aber froh, nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. Gerade in dem Moment sah Jake aber, sichtlich bestrebt, das Thema zu wechseln – worum auch immer es zwischen ihm und Ned gegangen sein mochte –, zu ihm hinüber. »Schön, mein Freund, in welcher Abteilung der Firma arbeiten Sie eigentlich?«

Will lächelte, unerklärlich nervös. »Ich leite die Rechercheabteilung unserer Pariser Niederlassung und helfe bei der Betreuung eines unserer europäischen Kunden. Früher hatte ich mehr davon, aber Sie wissen ja« – er zuckte mit den Schultern –, »die Politik.«

»Kunden?«, sagte Jake. »Interessant. Was für Kunden denn so?«

»Och, ich habe für die verschiedensten Leute gearbeitet«, sagte Will. »International, national. Ich habe mit Automobilkonzernen, der Pharma- und Seifenindustrie und der Hotelbranche zu tun gehabt. Mit jedem, der Werbung will oder braucht.«

Jake sah ihn neugierig an. »Werbung? Was meinen Sie mit ›Werbung‹?«

»Na ja, jede Art von Dienstleistung, die eine Werbeagentur eben anbietet.« Will nickte.

»Sie arbeiten also bei einer Werbefirma?«

»Ja, natürlich, wo sollte ich denn sonst arbeiten?«

Niemand antwortete auf Wills Frage. Jake saß wie vor den Kopf geschlagen da, während Ned einen einzigen Lacher schnaubte und Boris anfing zu grinsen. Dies missfiel Will, und zwar umso mehr, als sich niemand zu einer Erklärung herabließ, was sie eigentlich so amüsant fanden. Wieder verstummte die Runde. So saßen sie alle in, wie Will fand,

unbehaglichem Schweigen, bis der Vorhang mit dramatischer Wirkung aufflog und Oliver, zwei Flaschen Whisky in den Händen, auf denen bibbernd umgestülpte Gläser saßen, ins Séparée zurückkehrte. Als er ihre Mienen sah, stutzte er. »Ei, ei, ei, was habe ich verpasst?«

»Oliver, es gibt Neuigkeiten von deinem Freund hier«, sagte Jake, auf Will deutend. »Er arbeitet nicht für *die* Firma, er arbeitet bei einer *Werbe*firma.«

»Herrjemine, wirklich?« Oliver guckte verwirrt. »Aber ich dachte, du hättest gesagt, dass du mit Bob Brandon bei der Firma arbeitest?«

»Nein, ich meinte nur …« Plötzlich begriff er zu viel, und rot vor Verlegenheit stand Will schnell auf. »Es tut mir leid, ich sollte wohl besser gehen, ihr habt bestimmt Dinge zu besprechen, und ich … ich habe eine Verabredung. Es scheint sowieso ein ziemliches Missverständnis vorzuliegen. Ich glaube nicht, dass ich dir helfen kann. Bob Brandon kenne ich eigentlich nur privat.« Wills Herz raste, niemand sollte wissen, worin seine Arbeit bestand. Diese seltsame Abfolge von Ereignissen hatte ihn fast dazu gebracht, die eine Sache auszuplaudern, die er unter keinen Umständen verraten durfte, eine Tatsache, die er, solange er in der Stadt war, noch keiner Menschenseele anvertraut hatte. Wie dumm. Es war kaum zu glauben, dass er auch nur hatte durchblicken lassen, dass er Brandon überhaupt kannte. Wie war das nur passiert? Er erinnerte sich an sein Gespräch mit Oliver auf dem Empfang, wie leicht und unschuldig ihm Brandons Name herausgerutscht war, und alles nur, weil er sich mit einem anderen geselligen Amerikaner unterhalten hatte. Hatte einer von ihnen beiden an dem Abend die Central Intelligence Agency erwähnt? Er konnte sich nur mühsam erinnern. Das flaue Gefühl im Magen wurde schlimmer. Vielleicht war alles ein abgekartetes Spiel gewesen. Was, wenn Oliver mit den Russen unter einer Decke steckte und die zwei hübschen Mädchen beim Essen ebenfalls Agentinnen gewesen waren? War das der Fall, dann, begriff Will, hatte er sich auf etwas eingelassen, was etliche Nummern zu groß für ihn war. Er hätte brav in seinem Büro bleiben und Berichte

schreiben sollen. Er war wirklich besser als Manager, beziehungsweise eigentlich nur ein besserer Schreibtischhengst, den man nicht allein durch die Straßen von Paris laufen lassen sollte, damit er jedem sympathischen Kerl, der ihm zufällig über den Weg lief, sein Herz ausschüttete. Er sollte eigentlich zu Hause sein und arbeiten, er musste noch immer den Bayer-Bericht fertigstellen, was trieb er sich in Bars herum?

»Entspann dich, Will, es ist schon gut, nur ein simples Missverständnis.« Oliver schien das mit einem Achselzucken abzutun. »Wie wär's mit einem Drink?«

»Danke, nein.« Will schlüpfte, so schnell er konnte, in seinen Mantel. »Es hat mich sehr gefreut, Sie alle kennenzulernen, wirklich, danke. Ehrlich, ich muss flitzen.« Er setzte seinen Hut auf und nickte der leicht verdutzten Tischrunde zum Abschied zu. Wie sie da im trüb beleuchteten Raum zusammensaßen und ihm zusahen, wie er über seine eigenen Füße stolperte, erinnerten ihn die vier starrenden Gestalten an eine finstere Versammlung auf irgendeinem düsteren Rembrandt. Will schob den Vorhang beiseite, und Cannonball Adderleys Saxophonsolo schlug ihm laut ins Gesicht, wovon ihm der Kopf nur noch heftiger rotierte, während er zur Tür stürzte.

Draußen fiel ein kalter feiner Regen. Die Luft war neblig und roch nach rußenden Kaminen. Er schaute die Straße hinauf und hinunter, konnte aber kein Taxi sehen, also ging er rasch in Richtung Metro-Station, in der Hoffnung, von der Abendluft wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Als er die Hände in die Manteltaschen schob, um sie warm zu halten, stieß er mit der Handfläche gegen das lange Messer, das er mitgenommen hatte, um es Oliver zu zeigen. Er hatte es völlig vergessen und dankte Gott dafür, dass es zusammengeklappt war.

Am Messer hingen sentimentale Erinnerungen: ein fünfunddreißig Zentimeter langes altertümliches Klappmesser mit Knochengriff, das sein Großvater ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, als er erst sechs oder sieben war. Er erinnerte sich, dass sein Großvater ihm erzählt hatte, es sei

aus Toledo in Spanien, was Will irgendwie komisch gefunden hatte, da er ziemlich sicher war, dass Toledo nur einen Katzensprung von Detroit lag, irgendwo in Ohio. Er erinnerte sich auch, dass sein Großvater erklärte, dieses bestimmte Messer sei am besten zum Fischeausnehmen und es gebe ein ganzes Spektrum von anderen Messern, die er sammeln könnte und die sich am besten für die Jagd, fürs Kochen auf dem Lagerfeuer oder zum Schnitzen eigneten. »Und was ist mit einem Messer zum Kämpfen?«, erinnerte sich Will gefragt zu haben. »Oh«, sagte sein Großvater. »Jedes Messer ist zum Kämpfen geeignet. Selbst ein Buttermesser kann einen Mann töten, wenn man weiß, wo es hineingehört.« Will erinnerte sich, dass die ganze Verwandtschaft darüber gelacht hatte.

Er hatte seinen Großvater – einen gerissenen Frankokanadier, der oben in Sault Ste. Marie in der Binnenschifffahrt gearbeitet hatte, ehe er nach Süden gezogen war, um am Ufer des Lake St. Clair eine Bootswerft zu eröffnen – regelrecht vergöttert. Er brachte Will Dutzende von Knoten bei und zauberte ständig exotische Geschenke aus seinen Jackentaschen: wie Schildkröten gemusterte Petoskey-Steine, Bandachate und indianische Pfeilspitzen, die er gefunden hatte, als er noch die Großen Seen befuhr. Aber das kostbarste Geschenk war für Will das Messer. Er konnte sich erinnern, wie er als Junge damit im Garten spielte, es immer wieder auf- und zuklappte, wie gebannt von seinem scharfen, hungrigen mechanischen Schnappen. Er tänzelte dann im Schatten der Bäume herum; in seiner kindlichen Phantasie bewegte er sich mit der Anmut eines Errol Flynn oder Douglas Fairbanks, wenn er bei seinen imaginären Mantel-und-Degen-Kämpfen in die Luft stach, und sein Messer war das potenteste Symbol seiner potenziellen Abenteuer gewesen. Auch als er älter wurde, hatte er dieses Geschenk immer in seiner Nähe gehabt, als Kind auf dem Regal neben seinem Bett und auf dem College in seiner Schreibtischschublade, bevor er es nach Paris mitgenommen hatte. Und da war er jetzt, mitten in einem realen missglückten Abenteuer, stümperte vor sich hin und stieß sich mit dem Messer die Hand an. Ihm fiel ein, dass Errol Flynn erst letzte

Woche gestorben war, er hatte es in der Zeitung gelesen, und Douglas Fairbanks war schon seit Jahren tot. Sein Großvater war vor fast zwanzig Jahren gestorben. All die anmutigen und artistischen Abenteurer starben allmählich aus, sodass nur noch unbeholfene Tölpel wie er die Erde bevölkerten. Will fragte sich, warum in aller Welt Oliver überhaupt gewollt hatte, dass er es mitbrachte. Es spielte keine Rolle, sagte er sich, das ging ihn jetzt gar nichts mehr an. Aber es fiel ihm schwer, die Ereignisse des Abends hinter sich zu lassen.

Während er unter dem weißgekachelten Tonnengewölbe der Metro-Station stand und auf den Zug wartete, nagte seine Beklommenheit an ihm. »Ist schon okay, schon okay«, versuchte er immer wieder, sich zu beruhigen: Schließlich war nichts von Belang verraten worden, die Geheimnisse waren noch immer sicher. Es war sogar irgendwie komisch. Wie konnte man die Mantel-und-Degen-Welt der Central Intelligence Agency mit einem Haufen von Typen verwechseln, die schmissige Werbeliedchen für Abführmittel und Frühstücksflocken verfassten? Es war lächerlich. Als die Metro schließlich einfuhr und er im Waggon einen Sitzplatz gefunden hatte, fing er endlich an, sich zu entspannen. Es war ein schlichtes Missverständnis gewesen, das war alles. Er konnte es vollständig aufklären. Wenn er am Montag Brandon die Bayer-Akte aushändigte, würde er ihm alles erzählen, und wenn auch nur zur Sicherheit. Vielleicht konnte er eine amüsante Geschichte daraus machen, das hätte sein Großvater getan, mit einem Glucksen und ein bisschen Spucke.

In Châtelet wechselte er in einen fast leeren Zug der Linie 1. Der einzige andere Fahrgast in seinem Waggon war eine Frau, die etwa in der Mitte der Bank saß. Sie lächelte ihn höflich an. Als er sich setzte, sagte sie etwas zu ihm, das er wegen des Ratterns des Zuges nicht ganz verstand. Er hatte noch nie Fremde im Zug miteinander reden sehen, außer um sich zu beschweren. Das war eines der Dinge, die er an Paris mochte, die Leute ließen einen in Ruhe. Aber sie war hübsch, also rückte er näher.

*»Pardonnez-moi?«,* sagte er.

*»C'est une belle nuit«,* wiederholte sie. Sie sprach mit einem gewissen Akzent. Polnisch? Russisch?

»Ja, es ist eine sehr schöne Nacht, wenn man Regen mag«, antwortete er auf Französisch. Er grinste, und sie lächelte zurück. Station um Station zog vorüber, und sie schwiegen. Er schaute auf seine Füße und las die Schilder und Anschläge im Waggon, aber seine Augen schweiften immer wieder zu ihr zurück. Sie trug einen roten Pullover, einen gelben Schal und eine schlichte Baskenmütze, aus der ihr langes schwarzes Haar herausquoll und um ihre Schultern herabfiel. Ihre hohen Wangenknochen rahmten zwei starke, klare blaue Iriden ein, die es schafften, seinen Blick, wann immer er zu ihrem Gesicht abschweifte, einzufangen. Dann wandten sie sich beide stets ab, erröteten und lächelten. Ein kleiner dunkler Bluterguss unter ihrem rechten Auge erweckte sofort seine Beschützerinstinkte. War sie geschlagen worden? Wer würde eine Frau schlagen?

Als sie sich der Station George V näherten, sagte sie schließlich: »Verzeihung, sind wir uns schon mal begegnet?«

»Nein, vielleicht, ich weiß nicht, ich glaube, wenn, dann würde ich mich erinnern.« Er verhaspelte sich, verlegen und unbeholfen. Der Zug kam kreischend zum Stehen, und er stand auf, um auszusteigen. Er spielte mit dem Gedanken, sie um ihre Telefonnummer zu bitten, aber es fühlte sich zu ungeschickt, zu unvermittelt an. Trotzdem, dieser Blick …

»Also dann«, sagte sie und stand ebenfalls auf, »bis zum nächsten Mal.«

Er nickte höflich. Als sie den Waggon verlassen hatten, wandte sie sich zum südlichen Ausgang der Station. Er spielte mit dem Gedanken, ihr zu folgen und sie anzuhalten, etwas Lustiges oder Charmantes zu sagen, zumindest noch einmal ihre Augen zu sehen, aber es kam ihm albern vor, und er war müde. Obwohl es noch relativ früh war, fühlte er sich, als hätte er schon eine lange Nacht hinter sich und habe keine Zeit für welche weiteren Dummheiten auch immer. Oben auf der Straße hatte es aufgehört zu regnen. Er bog von den Champs-Élysées ab und erreichte bald sein Viertel, in dem aus jeder Wohnung und jedem Café die tröstlichen Gerüche

dampfender Kochtöpfe sickerten. Die Abendessenszeit war schon weit gediehen, und die Aromen von bratendem Zitronenhähnchen, Knochblauchwürsten und Lamm *au poivre* ergossen sich auf den Bürgersteig und vermischten sich dort mit dem durchdringenden Duft von nassem Asphalt, der jedem Herbstregen folgte. Will wurde bewusst, dass er noch nicht gegessen hatte, und er kehrte beim Basken auf eine Schüssel gedünstete Muscheln und einen Pichet Wein ein. Auf dem Tisch lag eine Zeitung, und er nahm sie und las. Es gab einen Artikel über eine Konferenz, zu der sich die führenden Industrienationen zusammengesetzt hatten, um die Antarktis wie einen Kuchen unter sich aufzuteilen. Er bezahlte die Rechnung und ging nach Hause.

Sein Briefkasten war leer, und der Fahrstuhl kam nur langsam hoch. Als er endlich die Tür zu seiner dunklen Wohnung öffnete, knallte ihm Boris das Telefonbuch ins Gesicht und legte ihn auf die kalten Fliesen.

Eine Lampe wurde eingeschaltet, und er öffnete die Augen. »Hallo.« Oliver stand über ihm mit einer Miene, die Will an das Grinsen erinnerte, mit dem kleine Jungen ihre gefangenen Schmetterlinge bedenken, unmittelbar bevor sie darangehen, ihnen die Flügel abzurupfen. Dann verlor er wieder die Besinnung.

# IX

*Erstes Hexenlied*

Wart, wart, renn nicht so schnell vorbei
wie das wuselig wetzende rötliche Hörnchen, du da,
huscht hin und her überm hartkahlen Feld, wohin?
Dorthin? Zum vernesselten Freihafen dieser Hecke?
Vorsicht, auch in jenen Schatten könnten Zähne lauern.
Schau erst hierher zurück, durchs Getümmel der Zeit,
ja, hierher, sieh dieses Bündel von Schmutzwäsche,
ausgestopft jetzt mit so viel unnützem Fleisch,
ganz ausgeschüttet, den reinen Schnee zu besudeln
mit tiefrotem Blut, das ungehindert sickert
aus meiner angeknackten, hohl werdenden Hülle,
während Schwestern und Leben davongaloppieren
auf frischgestohlenen Pferden.

Einsam trauernd, allein wie der Schwarzmond,
folgte ich den vieren, schleppte mich hin, bis ich meine Lyda fand,
verirrt umherirrend wie ein ausgerissenes Muli,
ein einsames triefendes Gespenst,
diese rohgezimmerten Eisbänke entlang,
vollgestapelt die Küste mit Stein und Wintergezweig
so grau wie meine leeren, ausgedörrten Adern.

Lyda stotterte, spuckte Schuppen aus,
redete schon so dumm wie ein toter Fisch.
Ich sagte ihr, komm mit, und sie kam.

Die Spuren der Toten stapfen weiter,
wir halten nie zu Festmahl oder Lied,

unter den skelettierten Winterbäumen wandernd,
unser Gewicht nicht mehr als eines strengen Frostes Flüstern.
Endlich spürten wir auch Bascha kommen,
unsichtbar, schmollend und brütend,
ihre einzige Substanz das Schattenschwarz,
das sich mörderisch ballt und verdichtet.
Stumm wie Schiefer, höre mich verkünden:
Ihr Geist macht mir sogar Angst.

Eine feine Gesellschaft hab ich also,
eines Flusses rohes Fleischgericht, ein Magen prall von Gas,
und beide sagen nichts, was ich verstünde,
aber stupsen, zeigen, weissagen einen Weg.
Ohne die Festigkeit der Moiren sind wir bloß
kaputte Klaviere, gewellte Tasten, zerbrochne Hämmer,
die Notenblätter flattern mit dem schlaffen, freudlosen Wind davon,
doch unsere bestimmte Melodie haben wir doch, ja? Haben wir doch,
nicht wahr?

Siehst du das Mädchen dem jungen Mann begegnen?
Siehst du den Mann dem jungen Mann begegnen?
Siehst du den jungen Mann dann – zu was werden?
Noch nicht? Vielleicht auch nie?

Jede Seele glaubt, ihren eignen Weg zu gehen
und ihres Pfades Faden aus kühnem freiem Willen auszuspinnen,
und doch sind *wir* die Spinnen – etwa nicht?
Gefräßig und sicher
krabbelnd, lockend und lauernd und
den Umfang abschreitend
jener gestrafften Trossen.

Bascha weist uns den Weg
mit dem ganzen Aplomb einer Friedhofs-Schwerkraft,
sie und wir gehen hier und da lang,
und dann hält sie von Zeit zu Zeit an,
um mit zischenden Vipern zu singen, mit Eulen zu tuten
und mit anderen listig äugenden Tieren zu flüstern.
Sie ist unsre rachgierige Kupplerin,
ihr ganzes Sinnen und Trachten
auf Dorf-Tod aus.

Es gibt einen Endpunkt, ein festgelegtes Ziel,
und wenn wir auch kochen, hacken und sieden,
kann ich nicht sagen, wie es schmecken wird.
Doch schau ich Lyda an, die emsig mithilft,
denke ich mir: sicherlich nach Fisch.

# X

Da es noch früh war, als er die Metro verließ, ließ sich Charles Vidot Zeit für den Weg ins Revier. Maroc, sein erst kürzlich eingesetzter Vorgesetzter und jetzt tagtäglicher Angstgegner, hatte am Vorabend den Wochenplan ausgegeben und, offenbar aus Gehässigkeit, Vidot für eine zusätzliche Schicht eingeteilt. Das bedeutete, dass Vidot an zwei Abenden die Woche bis zwei Uhr nachts im Büro würde bleiben müssen. Dazu konnte man einen Beamten von Vidots Dienstalter und Rang eigentlich nicht verdonnern, aber wie es aussah, hatte er auf die eine oder andere Weise unbeabsichtigt einen Wettkampf der Willenskräfte ausgelöst, und dies war eine seiner Auswirkungen. Wohlvertraut mit der Dynamik der Macht, schätzte Vidot seine Siegeschancen eher bescheiden ein.

Nachdem er kurz gehalten hatte, um sich vom Stapel vor dem Laden an der Ecke seine gewohnte Renette zu pflücken und wie immer dem zahnlosen Gemüsehändler (der nie auch nur einen Sou annahm) Geld dafür anzubieten, setzte Vidot seinen Weg fort und grübelte dabei weiter über die leicht vertrackte politische Lage. Er wusste aus eigener Erfahrung, dass jeder – und wenn auch unterschwellig – fortgesetzte Machtkampf gegen einen Vorgesetzten früher oder später unweigerlich zum Untergang führte, da einem leicht eine bittere Äußerung entschlüpfen und eine klug geplante Beamtenlaufbahn rasch auf der Müllkippe enden konnte. Er wusste, er würde einen Weg finden müssen, sich unbeschadet aus diesem dornigen Dilemma zu befreien. Vidot machte sich keine ernsthaften Sorgen, er war ein praktisch veranlagter, pragmatischer Mensch mit einem scharfen strategischen Verstand; donquichottischer Idealismus war nicht sein Stil, er war sich vollauf bewusst, dass er Maroc nicht einfach mit Verachtung strafen konnte. Er musste an seine Pension denken und an seine Frau, die er zu versorgen hatte, also wusste er, dass er wachsam bleiben, ein paar behutsame taktische Anpassungen vornehmen und sich zu günstigerem

Terrain durchschlagen würde. Die Bitterkeit in ihm begann nachzulassen, sich in vertraute Vorfreude aufzulösen, und schon schlich sich das kleine Lächeln auf seine Lippen, und er war wieder dabei, sein kleines Rätsel auszukosten. Während er die letzten Stufen zum Polizeirevier hinaufstieg, war Vidot so tief in Gedanken versunken, dass ihn Wachtmeister Bemm, der just da aus der Tür schoss, fast über den Haufen gerannt hätte. Der junge Beamte sah ganz aufgeregt aus.

»Monsieur! Guten Morgen, ich war gerade auf der Suche nach Ihnen! Ich habe heute Morgen einen Anruf von einem der Antiquitätengeschäfte bekommen, eine alte Frau hat versucht, eine Uhr zu verkaufen.«

»Eine Uhr?« Vidot brauchte sich nur einen Moment zu besinnen, und schon flogen seine Brauen in die Höhe. »Ach ja, eine Uhr, ich erinnere mich! Gut gemacht! Fahren wir sofort hin! Ja! Besorgen Sie einen Wagen. Auf der Stelle.«

Minuten später erreichten sie das Antiquitätengeschäft, am Rand des 6. Arrondissements. Es war eine enge, belebte Straße, und einen Parkplatz fanden sie erst mehr als einen Häuserblock weiter. Der Gedanke, dass er in seinem mysteriösen Fall echte Fortschritte machte, verscheuchte sämtlichen Ärger über Maroc aus Vidots Kopf. Als er das Geschäft betrat, zwang er sich, seinen Freudentaumel zu bändigen. Jetzt hieß es professionell handeln.

Anders als die geräumigen und gut ausgestatteten Antiquitätengeschäfte im Zentrum war dieser Laden ein Kuddelmuddel von Plunder. Sie kämpften sich gerade durch die enge Hohlgasse zwischen Schränkchen und Sekretären hindurch, als ein kleiner dicker Mann mit buschigem Schnauzbart und Glotzaugen aus dem hinteren Teil des Ladens hervorquoll.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja, Monsieur, Sie haben beim Polizeirevier angerufen und eine Nachricht hinterlassen«, sagte Bemm.

Augenblicklich schaltete der Mann in einen Zustand erhöhter

Dringlichkeit um. »*Mon dieu*, Sie kommen fast zu spät, sie kann jeden Augenblick hier sein. Rasch, folgen Sie mir ins Lager, schnell, schnell!«

Er führte sie in den rückwärtigen Raum, der sogar noch vollgestopfter mit Antiquitäten war. Sie schlängelten sich vorsichtig zwischen Halden von Kerzenständern, Schwüngen von Gemälden und Stapeln von Schmuckschatullen hindurch, bis sie ein Eckchen fanden, wo sie reden konnten. »Sie kam gestern Abend, gerade als ich zumachen wollte«, sagte der Mann. »Ich sagte ihr, ich hätte nicht so viel Bargeld in der Kasse und sie möchte heute wiederkommen. Sie hat eine Kaminuhr, spätes 18. Jahrhundert, sehr schöne Arbeit, Rokoko. Mehr als ein paar hunderttausend Franc wert, da bin ich mir sicher. Wie eine Zigeunerin wie sie die in die Finger bekommen hat, ist mir schleierhaft. Ich habe Sie natürlich unverzüglich angerufen. Als Geschäftsmann bin ich absolut korrekt.«

Der Kommissar nickte respektvoll.

»Also, worum geht es hier eigentlich?«, fuhr der Ladenbesitzer händereibend fort. »Ist sie eine Diebin? Die Anführerin einer Bande? Ist es Schmuggelware aus dem Krieg? Ich frage nur, weil ich weiß, dass die Belohnung sich höchstwahrscheinlich nach der Natur –«

Vidot machte leise »Ts-ts«. Er gab nie gern Informationen zu laufenden Ermittlungen heraus. Er war froh, dass die Kunde vom unmöglich hoch über der Rue Rataud aufgespießten Pariser es wie durch ein Wunder noch nicht in die Lokalblätter geschafft hatte. Er konnte keine öffentliche Aufmerksamkeit gebrauchen. Er hätte angenommen, dass ein unerhörter Todesfall wie dieser einen Aufmacher wert sein würde, vielleicht gar als Verbrechen des Jahres, aber Mitterrands Skandal, Kubas charismatischer junger Führer Fidel Castro und die andauernden Unruhen in Algerien beanspruchten nach wie vor sämtliche Schlagzeilen. Vidot sagte sich, dass das wahrhaft erstaunliche Zeiten waren, in denen ein Mann hoch über einer Straße am Schädel aufgespießt werden konnte, ohne dass jemand Notiz davon nahm. Er nahm die Hand des Ladenbesitzers und tätschelte sie

sanft. »Geduld, Monsieur. Sollte sich die Information als nützlich erweisen, werden wir Sie mit Freuden belohnen. Aber zuallererst sagen Sie uns bitte, um wie viel Uhr erwarten Sie diese Zigeunerin zurück?«

»Sie kann jeden Augenblick hier sein! Deswegen musste ich Sie doch in diesem Raum verstecken! Jetzt warten Sie hier. Wenn sie hereinkommt, können Sie sich auf sie stürzen!«

Vidot schüttelte den Kopf. »Nein, danke, wir werden sie von der anderen Straßenseite aus beobachten. Geben Sie ihr einfach das Geld, und, bitte, verhalten Sie sich möglichst natürlich.«

Er und Bemm verließen den Lagerraum durch die Hintertür, die auf die Querstraße ging, bogen um die Ecke und betraten eine Apotheke, die sich genau gegenüber dem Laden befand. Kunden waren keine da, und während Vidot dem Ehepaar hinter der Verkaufstheke die Situation erklärte, drehte Bemm das »Offen/Geschlossen«-Schild an der Tür herum. Dann bezogen die zwei Polizisten diskret Posten hinter dem Schaufenster und begannen zu warten.

Kurze Zeit später fragte Bemm: »Darf ich Ihnen einen Kaffee holen?«

»Nein, nein«, sagte Vidot, »es dürfte nicht lange dauern.«

»Warum nehmen wir sie nicht einfach fest?«

Vidot lächelte. »Glauben Sie, eine schwache alte Frau könnte einen dicken Mann zu diesen Spießen hochwuchten? Nein, dahinter steckt mehr. Sehen wir uns die Frau ein bisschen genauer an, und schauen wir, was wir in Erfahrung bringen können.«

Zwanzig Minuten später sahen sie die untersetzte Alte mit einem schweren Paket bepackt die Straße entlangwatscheln und den Antiquitätenladen betreten. Nach fünf Minuten kam sie mit leeren Händen wieder heraus. Während sie zur Tür eilten, sagte Bemm: »Im Auto ist ein Funkgerät, ich könnte Verstärkung anfordern.«

»Ich bitte Sie!«, höhnte Vidot. »Ich bin sicher, wir werden auch allein mit ihr fertig. Sie mit Ihrer Uniform sind zu auffällig. Halten Sie also großen Abstand, und folgen Sie mir; ich kann ihr dicht auf den Fersen bleiben.«

Auch Vidot blieb bei der Beschattung auf Distanz und bedeutete Bemm, der mehr als einen Block hinter ihm folgte, durch unauffällige Zeichen, auf keinen Fall näher zu kommen. Dies erwies sich als klug, da die Frau immer wieder stehen blieb und sich umzuschauen schien. Vidot konnte nicht entscheiden, ob sie vorsichtig war oder lediglich versuchte, sich zu orientieren. Er war nicht übermäßig besorgt; dank jahrelanger Erfahrung wusste er, wie man eine verdächtige Person beschattet, und auf den mittäglich belebten Straßen fiel es den Beamten nicht schwer, ihr unbemerkt zu folgen.

Auf Vidot wirkte sie mitleiderregend alt. Als er ihre geschwollenen, von Krampfadern überzogenen nackten Beine dabei beobachtete, wie sie sich die Gasse entlangarbeiteten, spürte Vidot förmlich den Schmerz, den jeder Schritt bereitete. Während er und Bemm ihr durch das Labyrinth von kopfsteingepflasterten Sträßchen folgten – und immer wieder stehen blieben, um die Schaufenster zu bewundern, wenn sie einen Blick zurück warf –, verfiel Vidot in philosophische Betrachtungen über des Menschen lange Lebensspanne, darüber, wie langsam sich das Alter hinzieht, nachdem die Jugend verflossen ist, und dass, wie ihm logisch erschien, während er sie beim Gehen beobachtete, die Nomadenvölker der Vorzeit ihre ersten, primitiven Siedlungen aus keinem anderen Grund gegründet haben konnten, als um ihren greisen Müttern und Vätern einen Ort zum Hinsetzen und Ruhen zu bieten. Vidot graute vor dem Gedanken, älter zu werden, sein Vater war relativ jung gestorben, mit Anfang fünfzig. Doch seine Mutter ging auf die neunzig zu und wurde von einer angestellten Pflegeschwester zu Hause versorgt. Natürlich war Vidot froh darüber, dass sie noch immer am Leben war, nicht nur weil er sie liebte, sondern auch weil sie seit dem Tod seines Vaters tatsächlich merklich freundlicher, ja sogar fröhlich geworden war. Jeden Nachmittag spielte die Schwester im Sonnenzimmer alte Schallplatten ab, während seine Mutter mit unsichtbaren Partnern selig walzte. Vielleicht tanzte sie mit der Erinnerung an seinen Vater, stellte sich Vidot vor, oder vielleicht auch mit anderen

Verehrern aus einer längst verflossenen Zeit.

Während er jetzt dieser müden Kreatur folgte, war Vidot sicher, dass diese Beine nie im Leben tanzen könnten, geschweige denn sie noch einen Häuserblock weiter tragen, und tatsächlich bog sie in eine kleine Sackgasse ein. Vidot spähte um die Ecke und sah sie in einer Souterrainwohnung verschwinden.

Augenblicke später holte Bemm ihn ein. »Kommen Sie«, sagte Vidot, »hören wir uns an, was unsere neue Freundin zu erzählen hat.«

Die alte Frau sah nicht überrascht aus, als sie auf ihr Klopfen hin die Tür öffnete, und ihre Augen verrieten nur wenig Besorgnis oder Interesse, als sie sich vorstellten. Vidot hatte das Gefühl, dass sie ebenso gut Elektroinstallateure oder Klempner hätten sein können, auf die sie gewartet hatte. »Schön, ja, hallo, kommen Sie rein«, sagte sie und machte die Tür fest hinter ihnen zu.

Vidot war gleich von der kleinen, vollgestopften Wohnung fasziniert. Das hereindringende Licht war gelb getönt, und die Luft war schwer und staubbeladen. Noch der kleinste Winkel war mit irgendetwas vollgepackt. Stapel von Büchern mit kyrillisch bedruckten Umschlägen drängten sich unordentlich auf den schiefen Regalbrettern, und weitere standen in Stößen in den Ecken, alle gekrönt und bedeckt mit Bündeln getrockneter Kräuter, Gläsern von eingemachten Wurzeln und lehmfarbener Erde. Grüppchen von Pilzen sprossen aus schimmligen Rissen in der Fensterbank, und als Vidot in einen offenen Kupfertopf spähte, sah er in einer trüben, senfbraunen Brühe winzige orangefarbene Fischlein umherschwimmen. Sie schienen zu phosphoreszieren.

»Bah, rühren Sie den Topf nicht an. Ist mein Abendessen«, sagte die Alte und schlurfte in die Küche. »Ich wollte grad den Kessel aufsetzen, möchten Sie einen Tee? Wer, sagten Sie noch mal, sind Sie?«

»Ich bin Kommissar Vidot, und das ist mein Kollege, Wachtmeister Bemm«, sagte er, der jetzt versuchte, die Titel der Bücher im Regal zu entziffern. »Wir hätten ein paar Fragen zu der Uhr, die Sie dem

Antiquitätenhändler ein paar Straßen weiter angeboten haben.«

»Hmmm«, sagte sie. »Wollten Sie jetzt Tee oder nicht?«

»Wir brauchen nichts zu trinken, Madame, aber danke für das freundliche Angebot.«

Vidot und Bemm hörten Schranktüren knallen und Teller und Töpfe klirren, bis die Alte wieder aus der Küche kam. Sie strich mit einem dampfenden Krug in der Hand an ihnen vorbei und setzte sich in einen abgewetzten Sessel in der Ecke. »Die Uhr? Die Uhr? Hmmm. Oh, ja, *die* Uhr« – sie schüttelte stirnrunzelnd den Kopf –, »die hat mir ein Mädchen gestern gegeben.«

»Dürften wir fragen, wer dieses Mädchen ist?«

»Ein Mädchen, sie ist ein Mädchen, sie macht nur Ärger, sie ist das Unheil in Person. Sie heißt Zoja Iljitschowitsch. Sie ist umgezogen, hat die Stadt verlassen und brauchte die Uhr nicht mehr. Ich konnte sie ebenso wenig gebrauchen, sehen Sie sich nur diese dumme Bruchbude an. Wo sollte ich hier wohl so ein hübsches Ding hinstellen?« Sie trat gegen die ramponierte Ottomane, die vor ihr stand. »Kein Platz. Nichts Hübsches da. Ha! Außerdem, in meinem Alter ist auf eine Uhr starren schlimmer als ein Dolch im Auge. Als küsste man einen Feind. Bah, das brauch ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Aber wie gesagt, dieses Mädchen, Zoja, sie schuldete mir Geld, also habe ich diese Uhr genommen. Wollen Sie sich nicht hinsetzen? Sie machen mich nervös.«

Vidot und Bemm setzten sich umständlich auf das Sofa. »Das sind alles sehr hilfreiche Informationen. Und dürfte ich *Ihren* Namen wissen?«

Die Alte beugte sich vor und sprach ihren Namen sehr deutlich aus: »Ich heiße Elga Sossoka.«

»Sind Sie Russin?«

»Ja, aber ich hab das Land, na, wann, ah« – sie zählte mit den Fingern in der Luft –, »1917 verlassen.« Sie führte ihre Tasse Tee an die Lippen und hielt dann inne. »Warum grinsen Sie wie ein Vollidiot?«

»Um ehrlich zu sein, Madame, arbeite ich schon seit einer ganzen Weile

an diesem Fall, und wir hatten bislang keine wirkliche Spur. Deswegen ist es sehr erfreulich, auch nur diese wenigen Informationen zu erhalten.«

»Ah! Ich verstehe, ich verstehe.« Ihre Augen leuchteten auf, mit einem Mal wirkte sie wach und ganz da, beinah jung. »Dann sind Sie also einer von *der* Sorte, hüpfen gern durch die Gegend und denken über Rätsel nach, ja, natürlich, natürlich, hmmm, ja, dann sollten Sie es sich anschauen, ein seltsames, lästiges Problem, bei dem Sie mir helfen könnten. Sie sehen eindeutig wie ein Mann aus, der sich Dinge zusammenreimen kann, das wird also ein Kinderspiel für Sie sein, da bin ich mir sicher.« Die alte Frau setzte ihre Tasse wackelig auf der Ottomane ab, stemmte sich gelenksteif hoch und watschelte zum Bücherregal. Während er ihr zusah, wie sie sich, die Arme nach oben gereckt, durch die Regalbretter wühlte, fühlte Vidot wieder mit den Schmerzen der Frau mit. Und er erstaunte über die seltsame Parallele, die zwischen Schmerz und Alter besteht, darüber, wie sorglos wir leben, solange wir jung und ohne Beschwerden sind, wie wir ohne den geringsten Gedanken physisch alles aufs Spiel setzen, und erst wenn wir älter sind, wenn uns solch Elend in Knochen, Gelenk und Zahn zuteilgeworden ist, wenn unser Geruchs- und Geschmackssinn längst dahin sind und unsere Augen sich umwölkt und unsere Ohren sich zugeschmalzt haben – dass wir uns dann so besessen ans Leben klammern, so sehr darum kämpfen, es fortzusetzen, obwohl wir nur noch wenig mehr als eine Kollektion von Qualen sind.

»Ah, da ist es«, sagte sie. Die Greisin stand auf Zehenspitzen, reckte sich grunzend und griff nach einem staubigen dicken Wälzer, der auf dem obersten Brett hockte. »Ich glaub, ich komm ran.« Vidot wollte schon aufstehen, um ihr zu helfen, als die Alte aus Tollpatschigkeit zwei Einmachgläser vom Brett fegte. Sie zerschellten beide mit einem lauten Knall, worauf sich Glasscherben und die dunkle, rote Erde auf dem Teppich verteilten. »Ach, entschuldigen Sie, ich bin so eine Eselin!«, sagte sie und bückte sich hinunter.

»Ach, Sie brauchen das nicht aufzu…«, begann Vidot zu sagen, als sie sich

urplötzlich aufrichtete, dazu einen lauten heiseren Schrei ausstieß und den beiden Polizisten die rote Erde handvollweise ins Gesicht schmiss. Vidot konnte nicht anders, als die Erdmixtur in seine Lungen einzusaugen, und schlagartig fühlte er sich wie erstarrt, außerstande, auch nur den Blick auf Bemm zu richten. Keins der Worte, die aus dem Mund des Weibes gellten, war verständlich, ja sie klangen nicht einmal wie Sprache, lediglich wie ein Geschlängel von Bell- und Zischlauten, von Schreien und kehligen Räusperern. Adern schwollen ihr an Stirn und Hals, als sie sich nach hinten warf, ein weiteres Glas aus dem Regal riss und es wütend auf dem Fußboden zerschmetterte. Weiterer Staub wölkte um sie auf und löschte alles aus außer den dicken Balken von Ockerlicht, die sich zwischen die Vorhänge zwängten. Vidot fühlte schwere Schatten von allen Seiten herankriechen; er schaute nach unten und sah zu seinem Entsetzen, dass sich seine Nägel einwärts verlängerten, von innen seinen Arm hinaufkrochen, sein Fleisch aufrissen. Sein Körper schüttelte sich, und seine alte Haut verrauchte von ihm wie Herbstblätter auf einem schwelenden Haufen. Sein Rückgrat verbog sich und zog sich zusammen, unerträgliche Krämpfe in Oberschenkel und Bauch ließen ihn vornüberkippen, und er brach am Boden zusammen. Im Fallen sah er flüchtig, dass auch sein Partner taumelte, das Gesicht bedeckt von einer Haut von Blut und sein Mund zu einem lautlosen Schrei aufgerissen.

Er schaute auf, und das Letzte, was er sah, bevor alles schwarz wurde, waren die gequälte Miene der Alten und ihre Hände, die wie wahnsinnig durch die Luft fuchtelten, als spielte sie auf einer gigantischen, grauenvollen Harfe. Da hörte der Schmerz auf. Es schien ihm, als schliefe er monate-, jahrelang vielleicht, und als er die Augen wieder aufschlug, staunte er, wie unmöglich groß der Raum geworden war.

# XI

Zoja saß auf der Bank gegenüber dem Mietshaus und starrte hinauf zum fernen hellen Fenster. Sie war sich fast sicher, dass der Mann nicht gesehen hatte, wie sie umgekehrt und ihm nachgeschlichen war, als er die Metro-Station verlassen hatte. Er war leicht zu verfolgen gewesen, sie war ihm einfach mit kurzem Abstand nachgegangen, immer auf der dunklen Straßenseite. Nachdem sie ihm von der Metro bis ins Restaurant gefolgt war, hatte sie ihn von der Theke aus, halb hinter einem Pfeiler versteckt, dabei beobachtet, wie er allein aß, war immer wieder hinter der Speisekarte abgetaucht, wenn er in ihre Richtung sah. Danach waren es nur noch ein paar Pirschschritte gewesen, und sie hatten das Haus erreicht, in dem er wohnte. Ein paar Minuten nachdem er in der Eingangshalle verschwunden war, ging das einsame Licht im sechsten Stock an, also nahm sie an, dass er dort wohnte. Sie wachte und wartete und dachte nach.

Der erste Eindruck war für sie immer ausschlaggebend, auch wenn sie anschließend nicht immer in Worte fassen konnte, warum sie eine bestimmte Beute einer anderen vorgezogen hatte. Aus seinem gebügelten Anzug und seiner adretten Erscheinung hatte sie geschlossen, er sei irgendeine Art Geschäftsmann. Er schien etwas weniger erfolgreich und zugleich eine Spur intelligenter als der arme Léon zu sein. Vielleicht hatte es ihr sein amerikanischer Akzent angetan, der Gedanke, dass er ein Ausländer war, der nicht wusste, welche Dinge genau ihn argwöhnisch machen sollten, welche kaum merklichen Indizien eine junge Frau aus einem fremden Land *zu* mysteriös erscheinen lassen könnten. Sie beide kamen von ungeheuer weit her, von entgegengesetzten Horizonten, wodurch sich jede Frage und jede Neugier umso leichter mit Mythen und Märchen und Lügen befriedigen ließ.

Von Zeit zu Zeit fragte sie sich, ob es nicht so war, dass sie in Wirklichkeit nie die Beute auswählte, ob es nicht vielleicht die lange Hand

des Schicksals war, die das Opfer zeichnete. Ihr missfiel die Möglichkeit, dass sie nichts zu sagen haben könnte. »Das Schicksal ist so launisch wie ein Betrunkener am Klavier«, pflegte Elga zu sagen. »Hörst du ihm zu, trägst du selbst die Folgen.«

Zoja sah Schatten, die sich im Zimmer bewegten, nicht eine, sondern zwei Silhouetten. Eine Geliebte? Eine Ehefrau? Ehefrauen machten die Sache einfacher, sie gaben den Männern genug zu denken und zu bangen. Die kontinuierliche Konstruktion von Ausreden und Alibis brachte Schuldgefühle mit sich, und oft auch Selbstbesinnung, und es war ihr lieber, wenn ihre Männer zurück- und nach innen schauten – wohin auch immer eigentlich, solange nicht zu genau auf *sie*.

Doch es konnte auch vorkommen, dass eine Ehefrau für Zoja nichts Gutes verhieß, das war generell von der Veranlagung des Mannes abhängig. Durch ihr kurzes Gespräch in der Metro hatte dieser eine bei ihr den Eindruck erweckt, fast zu unkompliziert zu sein. Waren sie erst einmal verheiratet, arbeiteten Männer wie dieser oft hart daran, treu zu bleiben. Trotzdem war auch ein Mann mit einem festen Glauben an das Ehegelübde nie gänzlich uneinnehmbar, sie hatte jede Menge Zauberkunststücke auf Lager, aber es machte häufig Mühe. Wohler fühlte sie sich mit Männern, die das Doppelspiel bevorzugten. Die Zwielichtigen waren für sie viel leichter zu handhaben. Schließlich hatte sie mit einem von der Sorte überhaupt angefangen.

Ihr erstes Abenteuer war Grigori gewesen. Sie arbeitete damals auf dem Gut von Grigoris Vater, einem wohlhabenden, gleichwohl unbedeutenden Grafen, der seine Tage vornehmlich der Parforcejagd widmete. Ihr Vater, Foma, war der Aufseher der Stallungen. Ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben, und so wuchs Zoja allein mit ihrem Vater auf, in einem Hüttchen, das hinter dem Herrenhaus stand. Grigori war das einzige Kind des Grafen, und man erlaubte ihnen, miteinander zu spielen; sie spielten gern Verstecken im Garten und ließen Steine über den Fischteich hüpfen. Als sie das Alter erreichte, in dem sie anfangen konnte, die Betten zu

machen, hatte man ihn schon längst auf die Kadettenschule geschickt.

Seine Schule war zu weit entfernt, als dass er zu jedem Feiertag hätte heimkommen können, und so sah sie ihn erst in den Ernteferien wieder. Sie spürte fast sofort eine Veränderung. Jetzt war er ihr gegenüber steif und förmlich, und sie ertappte sich dabei, dass sie sich unter seinem Blick duckte. Wenn er sie überhaupt ansah, dann so, als kannte er sie nicht, der jungenhafte Funke war verschwunden, als sei das Licht in seinen Augen ausgelöscht worden. Die Veränderung in seinem Verhalten tat ihrem Herzen auf eine verwirrende Weise weh, aber sie ging weiter ihren Pflichten nach, sie wusch und plättete und legte die reinen Wäschestücke zurecht. Sie ging ihm aus dem Weg, blieb so lange wie möglich in der Gesindestube, aber seine Stimme konnte sie trotzdem hören, wie sie die Dienstboten barsch herumkommandierte, Foma schroff anwies, ihm das Pferd zu satteln. Die Abende waren vom Geräusch von Grigoris harten Stiefeln erfüllt, die, ein Zimmer nach dem anderen, über die Dielen des großen Hauses stampften.

Am letzten Nachmittag vor seiner Rückreise in die Schule war sie gerade dabei, im Gästeflügel die Betten frisch zu beziehen, als sie draußen auf dem Gang seine Stiefel hörte. Ohne innezuhalten, konzentrierte sie sich weiter darauf, die Kissenbezüge zurechtzuzupfen und das Federbett glatt zu streichen. Die Stiefel kamen näher, jeder Schritt hallte lauter als der vorige, ohrenbetäubend fast, bis das Geräusch endlich verstummte und sie wusste, dass er da, bei ihr im Zimmer war. Sie schaute auf. Grigori lächelte sie an. Sie lächelte zurück, errötend vor Erleichterung, denn endlich kam ein Zeichen von Wärme von ihm. Dann stutzte sie, wieder nervös, da sie spürte, dass sein Lächeln nicht das Lächeln des Jungen war, den sie einmal gekannt hatte. Es besaß ein stählernes Funkeln, das ihr fremd war. »Heute ist mein Geburtstag«, sagte er.

Sie roch den Alkohol in seinem Atem, als seine kalte Hand sie am Genick packte und sie aufs Bett drückte. Sie leistete nicht allzu viel Widerstand, denn sie ahnte, wenn sie ihm wehtat, würde es nur noch mehr Ärger

geben.

Sieben Wochen später bereitete sich ihr besorgter und nervöser Vater darauf vor, mit Grigoris Vater, dem Herrn des Hauses, zu sprechen. Foma war ein stolzer Mann, er wollte, was sein gutes Recht war, und wie er da vor dem kleinen Ofen stand und nervös auf den Ballen vor und zurück wippte, die Hände tief in die Taschen gerammt, übte er sorgfältig, was er sagen würde. Er erwartete nicht, dass Grigori Zoja heiratete, das kam selbstverständlich nicht in Betracht. Aber Zoja hatte es nicht herausgefordert, sie war ein gutes Mädchen. Sie waren eine anständige, gottesfürchtige Familie, fleißig und treu. Foma wusste, dass Unfälle wie dieser in jedem großen Haus vorkamen, aber er wusste nicht, was jetzt werden sollte. Wäre seine Frau am Leben gewesen, hätte sie Rat gewusst, aber er allein, mit einer Tochter – was konnte er schon machen? Vielleicht konnte er im Haus eines Verwandten der Herrschaft einen neuen Dienst antreten oder das Haus des Patriarchen in Sankt Petersburg in Ordnung halten? Oder vielleicht gab es eine Aufseherstelle draußen auf den Feldern, mit einer Unterkunft, in der die größer werdende Familie genug Platz fände? Könnte der Herr Zoja vielleicht mit einem anderen Arbeiter verheiraten? Foma war sich nicht klar, welche Möglichkeiten – wenn überhaupt – ihnen offenstanden. Aber eine Lösung würde man finden müssen. Er konnte nur seinen Gutsherrn um Rat fragen, von Vater zu Vater.

Sie sah ihrem Vater zu, wie er sein bestes Hemd anzog, anständige Schnallenschuhe und den Sonntagsrock. Sie rechnete nicht damit, dass er lange wegbleiben würde, aber es vergingen Stunden. Sie saß in stummem Entsetzen da, schaukelte auf dem Stuhl hin und her, ihr Herz ein kalter Stein. Endlich ein scharfes Klopfen an der Tür. Sie machte auf, und da stand Pjotr, der Gutsverwalter und einer der wenigen Männer, die ihr Vater als Freund ansah. In seinem Gesicht war keinerlei Freundlichkeit zu erkennen. »Bei Sonnenaufgang musst du weg sein, nimm mit, was du tragen kannst. Redest du hier mit einer Menschenseele oder bittest um Hilfe, bist du so tot wie dein Vater.« Alle Emotionen, die in ihr gefroren waren, verwandelten

sich urplötzlich in einen zuckenden blitzgrellen Feuerstrahl, und sie war dabei, einen Schrei auszustoßen, als Pjotr ihr eine heftige Ohrfeige verpasste. »Du hast einen guten Mann getötet, Hure. Bring dich ruhig selber um, aber nicht hier. Ich hab keine Lust, weiteres Blut von deiner Familie aufzuwischen.« Er spie ihr heiß ins Gesicht, und bevor sie sich ihm wieder zuwenden konnte, hatte er schon die Tür hinter sich zugeschlagen.

Um Mitternacht brach sie mit einer Handvoll zusammengeraffter Habseligkeiten auf. Sie wanderte im Licht des sternenpockigen Himmels und einer Mondscherbe, wusste nicht, wohin. Das nächste Dorf war über zwei Wegstunden entfernt, aber den Weg konnte sie sich sparen, sie kannte den Ort gut genug, um zu wissen, dass kein Mensch dort ihr auch nur das geringste Mitgefühl entgegenbringen würde. Und außerdem war die Straße gefährlich, erst Monate zuvor waren zwei Männer von Räubern angegriffen und getötet worden. Sie brauchte Schutz, sie brauchte Obdach. Als ein Pfad in den Wald abzweigte, tauchte sie, erschöpft und verwirrt, in die Dunkelheit der Bäume ein in der Hoffnung, ein moosiges, weiches Plätzchen zu finden, wo sie ihr Haupt würde betten können.

Fünfzig Jahre nach dieser Nacht hing derselbe narbige Scherbenmond tief und leicht getrübt am bewölkten Himmel, als das Gespann des Grafen Jaroslawitsch abrupt stehen blieb. Der Kutscher wartete, während die Lakaien ausstiegen, um zuzusehen, wie der Diener die reglos erstarrten Gäule mit Peitschenhieben und Tritten traktierte. Es verging eine Viertelstunde, ehe der Graf selbst der Kutsche entstieg. Er dulde keine weitere Verzögerung, herrschte er den Kutscher an. In drei Tagen wollte er der Taufe seines Enkels beiwohnen.

Die Luft war rau, der Frost war früh gekommen. Der Kutscher fing an, sich für die störrischen Pferde zu entschuldigen, als der Graf ihm das Wort abschnitt und über das struppige, klettenbewachsene Feld hinauszeigte. »Wer ist das dahinten?«

Eine Gruppe von Gestalten trat allmählich aus der Dunkelheit. Darauf gefasst, sich vor einem möglichen Angriff von Straßenräubern verteidigen

zu müssen, wollte der Graf schon nach seinem Säbel verlangen. Doch dann sah er, dass es lediglich ein Grüppchen von Bauernweibern war, insgesamt vier. Eine Junge ging voran, und als sie sich der Straße näherte, streifte sie den Wollschal von ihrem Kopf und bot ihm das herzliche Lächeln einer alten Freundin. Ihr Blick rüttelte an den Pforten seiner Erinnerung, aber er konnte ihn nicht unterbringen.

»Grigori? Grigori Jaroslawitsch? Heute ist Euer Geburtstag, nicht?«

Er bedachte die Frau mit einem weiteren Blick und sprach mit gewohnter Herablassung. »Ja, so ist es. Aber woher kennst du mich?«

»Oh, Ihr seid ein großer Mann, viele kennen Euch, und heute wollte ich Euch zu Eurem Geburtstag einen Besuch abstatten.«

»Wie –?«

»Es ist nicht von Belang. Wir sind nur hier, um Euch zu sagen, dass, mag auch Eure Reise unterbrochen worden sein, Ihr dennoch in dieser Nacht Ursache von Glück und großer Freude sein werdet. Euer Sohn mag gestorben sein, aber jede Tragödie bringt auch ein Körnchen Gutes mit sich, nicht?«

Er sah sie an, verblüfft über ihre Worte. »Du irrst dich, mein Sohn ist in Twer, seine Frau hat ihm einen kleinen Jungen geschenkt, meinen Enkel, es gibt –«

»Ja, ja, Ihr werdet in dieser Nacht Ursache von Glück und großer Freude sein«, sagte sie noch einmal, und mit einer flüchtigen Verbeugung machte sie kehrt und führte ihre kleine Schar davon. Der Graf war verwirrt, am liebsten hätte er sie zurückgerufen und ihr weitere Fragen gestellt oder sie auch einfach wegen ihrer Unverfrorenheit geohrfeigt. Der familiäre Ton, in dem sie zu ihm gesprochen hatte, war nicht korrekt – erst recht nicht vor den Dienstboten. Als der Trupp Frauen langsam jenseits des dunklen Feldes verschwand, eins mit der kalten Dunkelheit wurde, meinte er zu hören, wie sie in leisen Tönen die Nacht ansangen.

Ihr Gesang lockte die Wölfe an. Es war ein großes hungriges Rudel, und es lief schnell, und es waren zu viele, um sie abzuwehren. Die Wölfe bogen

nach links und nach rechts ab und hatten bald das Gefährt eingekreist. Jemand versuchte, dem Kutscher ein Gewehr hinaufzureichen, von seinem erhöhten Sitz aus hätte er dem Rudel einige Verluste beibringen können, aber in seiner Panik verlor er das Gleichgewicht und glitt aus, stürzte zu Boden, und die Wölfe fielen über ihn her.

Der Graf trat nach ihnen, versuchte, sie sich vom Leib zu halten. Erst als sie ihn niedergeworfen hatten, als der Atem des Wolfs auf seinem Gesicht lag und er das Blinken des Mondlichts auf seinen grell grinsenden Zähnen sah, erinnerte er sich endlich an das Mädchen. Er konnte es nicht recht glauben, es erschien unmöglich, aber ihm blieb keine Zeit, sich zu wundern.

Auf ihrer Bank in Paris erschauderte Zoja und schüttelte die Erinnerung ab. Um sich abzulenken, öffnete sie ihre Handtasche und holte einen kleinen Spiegel hervor. Sie war neugierig, was die Schatten in der Wohnung des Amerikaners so trieben. Einen Mini-Zauberspruch murmelnd, richtete sie die reflektierende Fläche sorgfältig aus und beschwatzte das störrische Licht, nach ihren Wünschen abzuprallen und sich zu beugen. Während sie arbeitete, versickerten die uralten verzweifelten Schreie Grigoris in den Falten ihres Gedächtnisses, samt all den Leiden von Pferden, Dienstboten und Jahrhunderten.

# XII

Eine Klarinette näselte vergnügt, als Will zu sich kam. Seine Hände waren gefesselt, sein Mund mit etwas Baumwollenem geknebelt – was war es, ein Waschlappen? Eine schmutzige Socke? Er hoffte nicht. Er sah sich um, versuchte, sich zu orientieren. Er lag auf der Couch in seinem Wohnzimmer. Boris stand gegen die Tür gelehnt und sah verschlafen drein. Die Frau namens Ned war am Schreibtisch zugange, eine winzige Kamera in der Hand, und machte Fotos von einer aufgeschlagenen Akte. Will vermutete, dass es die Bayer-Akte war. Eine Artie-Shaw-Scheibe lief auf dem Plattenspieler, während Oliver vor Wills offenem Schrank stand und verschiedene Hüte anprobierte. Als er Will aufwachen hörte, drehte er sich lächelnd nach ihm um. »Ah, du lebst! Ausgezeichnet, wir hatten langsam keine Lust mehr zu warten. Ich wollte gerade Boris Binokel beibringen, um ein bisschen Zeit totzuschlagen.« Er kam und hockte sich neben Will auf die Couch. »Jake musste nach Hause, sich aufs Ohr legen. Der arme Junge leidet an Narkolepsie, und dagegen ist kein Kraut gewachsen. Als ich ihn auf der Schule kennenlernte, hatte er die Angewohnheit, am Rand des Footballfelds einzuschlafen, und die Trainer hatten Angst, er hätte eine Gehirnerschütterung abbekommen. Jetzt schläft er in jeder Bar ein, sodass man ihn für den Dorfsäufer halten könnte. Letzten Monat ist er bei der Voraufführung von Roussins neuem Stück in der ersten Reihe eingeschlafen, mit dem Resultat, dass der arme Autor sich um ein Haar das Leben genommen hätte. Kannst du dir das vorstellen? Der Kontext macht viel aus! Lust auf ’n Drink?«

Will sah ungläubig und stumm zu ihm auf.

»Ach, nehmen wir diesen albernen Knebel ab! Tut mir leid deswegen. Es ist nur, weil ich nicht wollte, dass du ausrastest, wenn du wieder zu dir kommst. Was hätten die Nachbarn gedacht? Boris, bitte.« Der Russe knotete die Serviette auf, die die untere Hälfte seines Gesichts bedeckte, und nahm

ihm ein, wie es aussah, zusammengeknülltes Taschentuch aus dem Mund.

»Und meine Hände?«, stieß Will hervor.

»Natürlich, natürlich.« Oliver errötete. »Derlei Blödsinn ist offensichtlich nicht meine Stärke. Boris?« Der Russe befreite Wills Handgelenke, und Oliver reichte ihm einen Drink. Will saß da mit einem Knoten von Wut in den Eingeweiden, während er versuchte, auf ihr Spielchen einzugehen.

»Möchtest du mir verraten, warum deine Freundin meine Akten fotografiert?«, fragte Will.

»Ach, das«, sagte Oliver und warf einen Blick zum Schreibtisch, als habe er Ned bislang noch nicht bemerkt. »Ja, tja, jeden Montag geht Ned zur Botschaft und gibt der Firma – nicht *deiner* Firma, wohlgemerkt, sondern der, für die *wir* arbeiten – ein Päckchen. Wenn die das Päckchen nicht bekommen, bezahlen sie uns nicht. Früher waren wir fest angestellt, aber in letzter Zeit, muss ich leider sagen, verhält sich die Central Intelligence Agency nicht sonderlich intelligent.«

Will trank einen Schluck aus seinem Glas und fragte sich, wie spät es sein mochte. Die Schallplatte war zu Ende, und im Zimmer herrschte wieder Stille, wenn man vom Klicken von Neds kleinem Fotoapparat und vom glitschigen Klimpern der Eiswürfel absah, die in ihren Drinks schmolzen. Oliver schlenderte zum Regal und sah sich die Plattensammlung an. »Du hast hier ein paar klasse Jazzsachen, Will. Oscar Peterson, Teddy Wilson, eindrucksvolles Zeug. Ich hätte dich eher für einen Fan dieser aufgesexten Negro Spirituals gehalten, die Elvis Presley so gut singt.«

Will gab immer noch keine Antwort, er köchelte vor Wut über sich selbst und die Fehler, die er gemacht hatte. Während er Ned dabei beobachtete, wie sie mit ihrem kleinen Fotoapparat an seinem Schreibtisch arbeitete, begriff er, dass er die Bayer-Akte nie hätte mit nach Hause nehmen dürfen, sie war hier nicht sicher, in der Wohnung gab es keinen Tresor, ja nicht mal einen abschließbaren Aktenschrank. Andererseits hatte keinerlei Grund bestanden anzunehmen, jemand würde bei ihm einbrechen. Will spielte mit dem Gedanken, Oliver zu informieren, dass die Akte ohnehin schon auf

dem Weg zu ihrem gemeinsamen Freund Brandon war, aber er hatte den Verdacht, dass es unklug sein könnte, bei der Lage der Dinge noch weitere Informationen zu offerieren. Besser, er hielt den Mund. Er fragte sich, was Brandon wohl denken würde, wenn er erführe, dass Oliver und seine Spezis die Akte in die Finger bekommen hatten. Das wäre gar nicht gut. Er konnte sich Brandons herablassend-enttäuschten Blick schon bildlich vorstellen. Will begriff, dass seine Rückbeorderung in die Staaten sogar noch früher kommen konnte, als er erwartet hatte.

»Warum seid ihr hier? Woher wusstet ihr, dass ich irgendetwas haben würde, wofür die auch nur *möglicherweise* Verwendung haben könnten?«

»Och« – Oliver zuckte die Achseln –, »du hast erwähnt, dass du bei euch die Recherchen machst, also haben wir uns gedacht, wir schauen vorbei und gucken, ob du irgendwelche Themen recherchiert hast, die für uns von Interesse sein könnten. Ich weiß nicht, ob sich die Firma dafür interessieren wird, aber einen Versuch ist es wert.«

»Wie hast du rausgekriegt, wo ich wohne?«

»Ach, da gibt's so eine wundersame Erfindung namens Telefonbuch«, sagte Oliver und senkte die Nadel auf die Schallplatte. Lionel Hamptons Vibraphon setzte ein.

Will ignorierte seinen Sarkasmus. »Okay, schön, dann sag mir eins, woher weißt du, dass ich nicht, sobald ihr aus der Wohnung seid, die Polizei rufe?«

Oliver ging zum Sessel, auf dessen Lehne sein Mantel achtlos hingeworfen lag. Er griff in die Tasche und zog eine braune Papiertüte heraus. »Tja, das weiß ich wegen dieser Tüte. Darin befindet sich dein Messer. Wir haben es dir abgenommen, während du dich ausruhtest, und jetzt ist es mit deinen Fingerabdrücken übersät. Also ja, du könntest vermutlich die Polizei anrufen, aber in derselben Minute, wo einer von uns hochgenommen wird, kriegt eine arme Prostituierte von Pigalle exakt dieses Messer zwischen die Rippen gesteckt.«

Will war schockiert. »Warte mal, im Ernst? Du würdest deswegen eine

Frau töten?«

Jetzt war es an Oliver, ein ungläubiges Gesicht zu machen. »Grundgütiger, nein, das wäre ja eine *ganz* krude Vorgehensweise! Zunächst einmal brauchen wir das Mädchen lebendig, damit sie der Polizei erzählen kann, wie du sie angegriffen hast. Und zweitens mögen wir das Mädchen. Dir würde sie auch gefallen, sie ist ein richtig saftiges Stück, schön moppelig und mit einem gewaltigen Gesäuge. Die reinsten Zeppeline, und schön spitz. Sie behauptet, sie wären das Geheimnis ihres sagenhaften Erfolgs gewesen, früher, als sie in den Folies Bergère tanzte.«

»Dann habt ihr das also schon mal gemacht?«

»Boris ja, Ned ja, ich – ich bin nur der Trittbrettfahrer.« Oliver beugte sich vor. »Schau, die ganze Sache tut mir furchtbar leid. Es war ein saudummes Missverständnis. Ich schätze, ich hatte letzte Nacht zu viel getankt, wir haben so richtig die Puppen tanzen lassen, was? Und irgendwie habe ich den Eindruck gewonnen, du seist bei der Firma beschäftigt. Ja, ich könnte schwören, du hast es gesagt. Wie auch immer, ich fürchte, ich hab ein paar Dinge ausgeplaudert, die ich besser für mich behalten hätte, ein paar mehr als vertretbar. Nicht sehr professionell von mir, aber so ist das nun mal. Also was tun? Ursprünglich hatte ich mit dem Messer etwas weit Harmloseres vor, aber jetzt, fürchte ich, werde ich es als mein kleines Druckmittelchen einsetzen müssen. Das verstehst du doch, oder? Ich wäre an deiner Stelle auch ganz schön sauer, aber ich kann es mir nicht leisten, dich wie eine inkontinente Kanone durch die Gegend laufen zu lassen. Ärger dich nicht, nimm’s wenn möglich sportlich. Ehrlich, du musst das verstehen, ich versuche lediglich, eine ziemlich heikle Situation auszubügeln.«

Will blieb einen Moment lang stumm, verblüfft von Olivers ungeschickter Mixtur aus Rechtfertigungen, Erklärungsversuchen und der Einforderung von Mitgefühl. »Ich kann euch nicht gestatten, diese Akte zu kopieren«, sagte Will schließlich.

Oliver zuckte die Achseln. »In Ordnung. Ich will nicht unverschämt sein.

Gib mir irgendein anderes blankes Spielzeug, mit dem ich die Burschen ablenken kann.«

Will nickte. »Ich werd's versuchen. Sag mir, was sie interessiert, sodass ich weiß, wonach ich suchen soll.«

Oliver zuckte die Achseln. »Eigentlich alles. Schnipsel über die Algerier, Andeutungen über die Russen, Gerüchte über eine mächtige oder erst knospende Bewegung, faschistisch oder kommunistisch spielt keine Rolle. Kleinigkeiten, Kinkerlitzchen und Kuriositäten, mehr will die Firma gar nicht. Und wenn es zufällig relevant für ihre Arbeit ist, bekomme ich ein bisschen mehr dafür.«

»Also, bei der Werbeagentur wirst du nichts in der Art finden.«

»Du würdest dich wundern! Diese Bayer-Akte beispielsweise ist prima, weil man uns ausdrücklich gebeten hat, was aus der Welt der Pharma-Industrie auszugraben.«

Will fragte sich, ob das der Grund war, warum sich Brandon für die Akte interessiert hatte. Er hatte Will nie eine Erklärung für die verschiedenen Interessen der Firma gegeben, und Will hatte sich nie die Mühe gemacht, danach zu fragen. »Irgendeine Ahnung, warum?«

»Wieso, weshalb, warum, wer so was fragt, ist dumm, nicht?« Er lächelte. »Ich glaube nicht, dass sie ernsthaft stichhaltige Informationen von uns erwarten; was zählt, sind Beweise unseres Fleißes. Entscheidend ist, in Bewegung zu bleiben, dem Auge was zu bieten, denen zu zeigen, dass wir buddeln. Wir sind wie diese Puerto-Ricaner mit ihren *Three Card Monte*-Spielen, oben in Spanish Harlem. Das macht einen wirklich fertig. Brandons Leute waren früher viel großzügiger. Jetzt ist das Geld knapp, und sie lassen uns für jeden Franc schwitzen.«

Will nickte. »Die USA geben jetzt mehr in Indochina aus.«

Oliver sah ihn komisch an. »Hast du das von deinem Freund Brandon?«

»Nicht schwer, sich das aus den Zeitungen zusammenzureimen«, log Will, der keine weitere Aufmerksamkeit auf seine Beziehung zur Firma lenken wollte. »Wo Frankreich abzieht, ist es logisch, dass wir schon bald

selbst reinmüssen, damit die Ecke stabil bleibt.«

Oliver lächelte. »Weißt du, die nennen Saigon ›das Paris des Ostens‹. Ich hab's nie gesehen, aber ich hab so das Gefühl, dass mir das Original lieber ist.«

Drüben am Schreibtisch schaltete Ned die Lampe aus und steckte die Kamera ein. »Ich bin fertig.«

Will zeigte auf die Kamera. »Die nehmt ihr doch nicht etwa mit, oder? Ich hab dir doch gesagt, das kann man zu mir zurückverfolgen.«

»Irgendetwas brauche ich von dir, Will. Ich hab momentan kein Geld, um in der Redaktion die Gehälter zu zahlen, und ich habe die Kohle von der Botschaft dringend nötig.« Oliver knöpfte sein Jackett zu und nahm seinen Mantel. »Ich bin aber gern zu folgendem bereit: Wir können dir vierundzwanzig Stunden geben. Besorg uns ein Schmankerl wie dieses da, und dafür kriegst du Neds Film von heute Abend. Faires Angebot?«

»Nicht direkt, aber ich habe ja wohl keine andere Wahl.«

»Ja, nun, noch mal Entschuldigung.« Oliver grinste. »Natürlich weißt du, dass das alles um hoher und hehrer Ziele willen geschieht. Und tut mir leid wegen dieses blauen Flecks; zumindest wird das Auge nicht sehr blau werden. Nimm ein paar Aspirin und spül mit Scotch nach, damit müsste es wieder okay sein.« Er salutierte scherzhaft zum Abschied und folgte den anderen beiden aus dem Zimmer.

Will hörte ihre Schritte auf dem Flur verhallen. Sobald er sicher sein konnte, dass sie weg waren, stand er auf und verriegelte die Tür. Zu seiner Überraschung stellte er fest, dass sein anfänglicher Zorn schon dabei war, sich zu einer milderen Gereiztheit zu verdünnen. Müsste er nicht eigentlich wütend sein? Warum war er nicht stinksauer auf die drei? Irgendwie machten Olivers Entschuldigungen, gepaart mit seiner zerstreuten und unbeteiligten Art, es einem schwer, den unmittelbaren Gang der Ereignisse ernst zu nehmen. Er ging zur Hausbar und schenkte sich nach, dann sah er sich im Zimmer um und rieb sich dabei den schmerzenden Unterkiefer. Lionel Hamptons Schlägel hüpften auf der Stereoanlage durch *Stardust*. Auf

dem Tisch waren ein paar LP-Hüllen verstreut, leere Cocktailgläser standen auf Untersetzern herum, Boris' letzte Gitane qualmte noch im Aschenbecher. In den vergangenen zwei Stunden war er tätlich angegriffen und erpresst worden, und dennoch sah die Wohnung nicht anders aus, als wenn er ein paar Freunde zu Besuch gehabt hätte. Vielleicht war er deswegen nicht sonderlich verärgert. Vielleicht war ein bisschen Leben in der Bude ja ganz nett gewesen.

# XIII

Elga hob den Kopf aus der Spüle und wischte sich die Bröckchen Erbrochenes von den Lippen, sie war seekrank vor betäubender Wut und keuchte, von hysterischer Rage erstickt, wie ein Blasebalg. Was für ein gottverdammter glibbriger gammliger Fisch, dachte sie, was für ein stinkender verrotteter Kürbis! Dieses Luder. Dieses widerliche Luder. Zoja hatte die hierhergeführt, das wusste sie, ihre Eingeweide schrien und gurgelten ihr diese Wahrheit zu. Warum? Als sie plötzlich vor der Tür standen, hatte der Hammer der Panik Elgas müdes Herz hart angeschlagen. Polizisten! In ihrem Haus! Was wollten sie wissen? Warum? Ihre Anwesenheit hatte ihren Kopf wie mit einem Tritt ins Trudeln gebracht, und jetzt konnte sie sich nicht mehr richtig erinnern, was sie alles gesagt hatten, die Echos und das Rauschen ihrer Fragen summten wie honigtrunkene Bienen in ihrem Schädel herum. Im Gewirr ihrer Gedanken waren die Worte der Polizisten verklebte und verklumpte feuchte Bröckchen akustischer Materie, die ihr Gehirn verstopften. Sie zog sich an den Ohren im Versuch, ihren Verstand zu befreien. Ihr Magen krampfte sich zusammen, und sie beugte sich wieder vornüber, würgte und spie Graues und Grünes in das Becken. Denk nach, denk nach, hol ihre Gesichter zurück. Aber wenn sie versuchte, sie sich vorzustellen, sah sie nur große Störe, die unter Wasser fette Blasen rülpsten. Sie knallte ihre Hand auf die Arbeitsfläche und versuchte, sich zu erinnern. Es war schwierig, die Fragen der Schnüffler entglitten ihr wie Silbermünzen, die von einem schiefen Schiffsdeck rollten, jeder Halbsatz ersoff in der schwarzen Suppe. Sie griff und grapschte nach den Wörtern, ehe sie verschwanden. Ja. Warte mal. Da war es, es ging um die Uhr, dieses Kackstück von einer Uhr. Verflixte kleine Milbe! Die Uhr war eine Falle gewesen. Zoja hatte ihr die Uhr gegeben wie ein Stück Köderkäse für das Tellereisen. Diese Schlampe, diese Schlange, diese verräterische doppelzüngige Natter! Ach ja, das erinnerte sie an

etwas.

Sie stemmte sich hoch, wankte mit stolpernden, sklerotischen Schritten zum Regal, wo sie die Bücher und Ampullen umherschob, bis sie den Glasbehälter fand, nach dem sie suchte. Sie kippte den weißen Puder auf die Arbeitsfläche neben der Spüle, zog aus einem Krug voll Spateln und Rührlöffeln ein dünnes Silberröhrchen heraus, dann beugte sie sich hinunter und zog sich den trockenen Staub der Schlangenhaut in die Nase. Eine elektrische Funkengarbe in ihrem Schädel riss ihr den Kopf zurück und hetzte ihr das Herz wieder in Gang.

Frisch betankt und langsam wieder bei Besinnung, lehnte sich Elga an den Türrahmen und suchte das Gleichgewicht. Die kleinen Zimmer erstickten in einem staubigen Rauch, der sich langsam im schwachen Licht kräuselte und die Luft mit dem schwefligen Gestank fauler Eier erfüllte. Nach so langer Zeit, dachte sie, so wenig zu haben, weniger als nichts. Sie sah hinunter auf die leere Polizeiuniform und den Anzug, die schlaff zu ihren Füßen lagen, und der Anblick schenkte ihr eine schwache Genugtuung. Sie grinste grimmig vor sich hin. Hirnlose Eindringlinge, jetzt waren sie auf sich allein gestellt. Krötiger Abschaum. Sie spie weiteres Grau aus und kraulte sich die schütteren dünnen Barthaare an der Spitze ihres Kinns. Die Schlangenhaut im Blut und die Wut, die hart durch ihre Adern pulsierte, verliehen ihr genügend Antrieb. Sie ging in die Hocke und musterte die Kleidungsstücke. Also, wie waren die zwei hierhergekommen? Wo hatten sie angefangen? Sie mussten ihr vom Antiquitätenladen aus gefolgt sein, das war der einzige Weg. Logisch zu denken fiel ihr schwer, mit jedem Tag schwerer, wie es schien, aber ihr Verstand war noch fähig, einem Weg zu folgen und zentriert zu bleiben; es war anstrengend, aber es ging, solange sie eine Richtung hatte, etwas wie ein Ziel. Sie malte sich Zojas abgehackten Kopf aus, der seitlich auf dem Trottoir lag wie eine fallen gelassene Melone. Das wirkte, jetzt hatte Elga ihre Motivation. Sie schnalzte mehrmals mit der Zunge, und der schnüffelnde Ratz schoss unter dem Sofa hervor und half ihr, die Kleidung zu durchsuchen. Wo war es? Was haben

wir hier? Sie fand eine schwarze Brieftasche. Der Ratz tauchte aus den Tiefen einer Tasche mit Schlüsseln im Maul auf. »Gut, Max. Wunderbar.« Sie nahm das Geld aus der Brieftasche und stemmte sich, den Bauch eingezogen, damit sich ihr übersäuerter Magen nicht wieder umdrehte, vom Fußboden auf und torkelte zum Sekretär. Sie öffnete eine Schublade und holte die alte Pistole heraus. »Komm.«

Als sie wenige Augenblicke später, einen vollgestopften Ranzen geschultert, in der Tür stand, zischte sie ein paar Worte, die ihre Wohnung vor Dieben und neugierigen Augen feite. Dann schloss sie ab und zog los, auf noch immer wackeligen Beinen. Ein Passant warf ihr einen Blick über den Brillenrand zu, und sie verkniff sich ein Fauchen. Leg einen Kurs fest, dachte sie bei sich, so wie die Sonne ihre Bahn über das Meer wirft, und folge ihm dann – oder geh unter und ersauf. Ein paar Schritte hinter ihr wieselte der Ratz die Rinnsteinkante lang. Sie hatte nur mitgenommen, was sie für den Anfang brauchte, doch ihre Last war schwer und ließ sie vor Anstrengung wanken. Sie bemühte sich, keine Passanten anzurempeln. Ihr Mund stand offen, ihr Atem kam in heiseren Stößen, und die Augen musste sie zusammenkneifen, um noch scharf zu sehen. Jeder Zauber fordert seinen Tribut.

An der Ecke bog sie links ab, an Buchladen und Bäcker vorbei und den Hügel hinauf. Noch drei Häuserblocks, und sie war dicht dran. Sie schnüffelte tief – Rotz blubberte in ihrer Nase –, sie brauchte eine Geruchsspur, doch die Luft enthielt nichts. Schritt für Schritt weiter, an Citroëns und Peugeots vorbei, die sie rasch im Vorübergehen musterte. Sie erreichte den Antiquitätenladen, wankte aber daran vorbei, ohne anzuhalten. Sie mussten mit einem Auto gekommen sein. Aber wo stand es? Wo? Sie ging einmal um den Block. Dann um den nächsten. Da endlich entdeckte sie das Polizeiauto, geparkt wie eine in der Sonne schlafende Schildkröte, die darauf wartete, geknackt und filetiert zu werden. Sie probierte den Schlüssel aus, und tatsächlich, er passte. Als sie sich ans Lenkrad setzte, die Autotür noch offen, stieß sie einen Seufzer uralter

Erleichterung aus. Der Ratz hüpfte hinter ihr hinein. Sie steckte den Schlüssel ins Zündschloss. Moment, dachte sie, Moment. Sie legte sich die Finger an die Schläfe und spürte einen zusammengeballten Gedanken, der dort pochte, darauf wartete, entfaltet zu werden. Die Zeit drängt – aber Zeit findet sich für alles. Sie sah zu Max hinunter; der Ratz starrte vom Beifahrersitz zu ihr hoch. Ja, dachte sie, ein loser Faden, der noch abgeschnitten werden muss. Sie wuchtete sich aus dem Wagen und machte sich auf den Weg zurück zum Antiquitätenladen. Der Ratz wartete so lange.

Eine Minute später ertönte der dumpfe Knall eines Schusses. Drei Minuten später stieg sie wieder in den Wagen, die Uhr unter dem Arm. Sie schob sie rüber auf die Beifahrerseite, stieß alle Luft aus der Lunge aus und sah aufs Armaturenbrett. Elga hatte bislang nur ein paar Mal ein Automobil gelenkt, aber es war nicht schwer, sich zu erinnern, wie so ein Ding funktionierte – die Logik der Männer und ihrer Maschinen war immer jämmerlich schlicht gestrickt. Bah, dachte sie, ein Rad dreht ein Rad, und das nennen die Zivilisation. Sie ließ den Motor an, legte den ersten Gang ein und fuhr mit einem Ruck los, wofür sich ein Renault, dem sie die Vorfahrt genommen hatte, laut hupend bedankte. Jetzt würde sie keiner mehr aufhalten, sie hatte den nötigen Schwung. Elga murmelte ein paar Worte, die sie unbemerkbar machten, ihr Schutz gaben, und mit einem Mal brauste das Auto anonym und eigenschaftslos die Straße entlang. Aus einem Impuls heraus schaltete sie das Funkgerät ein. »Wagen Nummer 17 …« Max fiepte auf, und sie nickte. Er hatte recht, was konnte es ihr schon nützen, mitzuhören? Sie musste sich konzentrieren. Sie schaltete das Funkgerät wieder aus und hielt nach Straßenschildern Ausschau, die sie aus der Stadt hinausführen würden. Wenige Augenblicke später schoss sie schon die Avenue d’Italie entlang Richtung Osten.

Während sie fuhr, kochte und sprudelte der Hass in ihrem Kreislauf. Ja, dafür werde ich sie töten, dachte Elga. Ertränken werde ich sie in den schäumenden Stromschnellen und der reißenden Sturzflut meiner schwarzen Galle, ich hätte sie schon vor langer Zeit ersäufen sollen. »Die

freche Metze hat mich reingelegt, mm-hmm, dieser dreckige Arschwisch hat mich richtig schön geleimt«, sagte sie laut. Max schwieg. Sie warf dem Ratz einen angewiderten Blick zu. »Halt die Fresse. Ich kenn dich. Du hast dich in ihre blauen Augen und dicken Titten vergafft. Ja, und jetzt guck, was dir das eingebracht hat. Halt ja die Schnauze, du kleines Stück Scheiße, oder ich beiß dich entzwei!« Sie schüttelte den Kopf – richtig, dachte sie, ich werde beißen, ich werde die gierige Viper sein, die sich tief in die nackte Kehle dieses Mädchens verbeißen wird. Ich werde sie in den Handballen beißen, in diese Titten, in ihre Schenkel. Baden werde ich in ihrem Blut und sie lebend verspeisen. Du schickst mir die Flics auf den Hals, du Eselsmädchen, und ich werd dir noch ganz was andres auf den Hals schicken. Spüre es in deiner Blutbahn, du Schleim eines schlüpfrigen Wurms! Denn ich komme, ich bin auf dem Weg, zittre und erwarte mich, du erbärmliches Nuttenvieh. Ich werd mir eine Freundin und Helferin suchen, ja, eine hübsche, scharfe, mörderische Fähe, mit Gespür für die Jagd. Ich werde sie finden, und dann werden wir dich beide stellen, Bübin. Ich habe deine dicke dämliche Uhr. Oh ja, ich hab sie. Ersticken sollst du daran! Nimm dich in Acht, Weib, denn ich komme, und ich komm nicht allein!«

# XIV

Kommissar Vidot konnte nicht aufhören, auf und ab zu hüpfen. Er war wie von Sinnen, er war freudetrunken, er war winzig klein. Es war ein ganz wahnsinniges Gefühl – eine solche Kraft: In einem Nu war er halb durch das Zimmer. Dann, wieder in null Komma nichts, war er zurückgehüpft. Er blieb stehen, um wieder zu Atem zu kommen. Er starrte in stummer Verwunderung auf seine seltsamen borstigen Beine. Als er Geräusche hörte, schaute er auf und beobachtete die greise Riesin, während ihr mächtiger Ratz die gewölbeartigen Taschen seines schlaffen Anzugs durchscharrte, der sich wie ein ungeheurer Gebirgszug quer über den Fußboden erstreckte. Er beobachtete ihre krampfaderknorrigen Beine – die so dicht mit Leberflecken übersät waren, dass sie wie der seepockige Rumpf eines Schiffes aussahen –, wie sie durch die Wohnung stolperten, während ihre Hände packten und sie fluchte und ein graugrünes Pulver schnupfte, bevor sie grummelnd und rülpsend durch die Tür hinausging. In seiner Begeisterung war er versucht, ihr zu folgen, aber die Ereignisse waren einfach zu phantastisch und verwirrend gewesen – er musste innehalten und die Situation überdenken. Außerdem war sein Partner verschollen.

Vidot sah sich im Zimmer nach Bemm um – wo war der arme Junge? Wie würde er ihn überhaupt erkennen? Vidot sah an sich selbst hinunter: Ja, kein Zweifel, er hatte die Gestalt eines Insekts. Eines hüpfenden Insekts, um genau zu sein. Einer Laus? Eines Flohs? Dies war so schockierend, es sprengte alle Vorstellung. Bemm musste ebenfalls verwandelt worden sein. Vermutlich in dieselbe Art Insekt. Folglich musste Vidot *danach* Ausschau halten. Er sprang hoch hinauf ins Bücherregal und versuchte, sich einen Überblick über das Zimmer zu verschaffen. Er suchte jeden Winkel nach Hinweisen auf seinen Kollegen ab. Wo hatte er Bemm zuletzt gesehen? Ja, dort! Bemm hatte auf *dem* Sessel da gesessen. Vidot zielte vor dem Sprung genau und landete auf der gepolsterten Armlehne. Er versuchte zu rufen,

aber es kam kein Wort heraus. Mann, war *das* faszinierend!

Da! Er sah ein kleines Kerbtier durch das Gewebe des Kissens krabbeln. Vidot hüpfte und stimmte seine Flugbahn so ab, dass er genau vis-à-vis der Kreatur landete. Das Ungeziefer erstarrte und glotzte ihn an. War es Bemm? Vidot versuchte es mit einem kleinen Hopser zur Kontaktaufnahme. Das Kerbtier legte den Kopf schief. Vidot hüpfte noch einmal. Er spürte, wie sein fremdes Herz vor Spannung heftig klopfte. Konnte das Bemm sein? Ja! Ja! Das Insektchen tat einen kleinen Gegenhopser. Es war Bemm! Armes Dingelchen, er sah sehr verängstigt aus. Flöhe, entschied Vidot, sie waren Flöhe – nicht, weil er ehrlich hätte behaupten können, den Unterschied zu erkennen, sondern weil die Vorstellung, eine Laus zu sein, unsäglich ekelhaft war. Ein Floh hingegen, nun, das inspirierte ihn. Er hatte tatsächlich eine gewisse Erfahrung mit Flöhen, und nicht einmal eine negative – ein Floh zu sein war also entschieden tröstlicher. Ja, dachte er, wir entscheiden, was wir sind, und handeln dann dementsprechend, ein Mann sagt: »Ich bin ein Heiliger«, oder: »Ich bin ein Schwindler«, und *voilà*, diese Gedanken bestimmen ein Leben lang sein Verhalten. Nun, dachte Vidot, ich bin ein Floh, und wie es aussieht, ist dieser andere Floh Bemm. Er hüpfte, nur zur Sicherheit, ein weiteres Mal. Das andere Insekt hüpfte mimetisch mit. Ja, dachte er, jetzt konnten sie loslegen.

Vidot sprang ein kurzes Stück weit und schaute zurück. Bemm folgte. Ah, was für ein braver Soldat, dachte Vidot. Er tat einen entschiedeneren Hopser Richtung Tür, und die kleine Kreatur war immer noch direkt hinter ihm. Ein weiterer Sprung, und sie begannen, durch den Türritz zu kriechen. Er stellte erleichtert fest, dass mit seiner Metamorphose eine angeborene Fähigkeit einhergegangen war, diese seltsamen neuen Insektenbeine zu handhaben, denn das hier war nicht viel anders als die Grundausbildung beim Militär, wo sie im Schlamm unter einem Stacheldrahtverhau hindurchgerobbt waren. Am Ende der gegenwärtigen Übung mochten zwar keine vollen Bierkrüge und Stuben voll singender Soldaten auf ihn warten, aber zumindest wusste er, was er zu tun hatte.

Er erinnerte sich, vor langer Zeit, als kleiner Junge, zu einem Stadtteilrummel mitgenommen worden zu sein, wo er, mitten an einem warmen Spätsommernachmittag der atonalen Drehorgeldreher und pugilistischen Puppenspieltheater, in den wonnevollen Bann zweier englischer Schausteller geraten war – des amüsanten Sir Billy und seiner wunderschönen Assistentin Dottie, die einer kleinen Flohzirkusarena vorstanden. Einer nach dem anderen wurden die Flöhe angekündigt, als seien sie die Stars einer Folies-Revue. Und wundersamerweise kamen dann, von Vidot ehrfurchtsvoll bestaunt, die Tierchen heraus und zogen Spielzeugkanonen und -kutschen, schrieben in flüssiger Tinte lesbare Buchstaben und hüpften, zum Rhythmus von Dotties tirilierenden Pikkolo-Liedchen, auf straffgespannten Saiten vor und zurück. Während eine sensationelle Nummer die andere jagte, hatte klein Vidot ununterbrochen gelacht und geklatscht und jede neue Leistung der Flöhe freudig bejubelt. Wie magisch und zauberhaft war ihm das Ganze erschienen – nicht nur die Kunststücke an sich, sondern auch die Tatsache, dass diese zwei Gaukler solch lästige Schädlinge in fabulös verspielte, Ehrfurcht und Erstaunen gebietende Geschöpfe transformiert hatten. Vielleicht, dachte Vidot jetzt, ist das der Grund, warum mich meine Metamorphose nicht *all*zu sehr stört. Aber was war mit dem armen Bemm, wie steckte der das weg? Er schaute zurück, konnte aber hinsichtlich Bemms seelischer Verfassung nicht viel erkennen. Er sah lediglich zwei Insektenaugen, knopfblank und wach, die ausdruckslos zurückstarrten und seiner Führung harrten.

Endlich kamen die beiden draußen unter der Tür hervor. Während die Schatten des Nachmittags länger wurden, erreichten sie die Kante der Türstufe. Jetzt, da ihnen die Flucht aus dem Fuchsbau der alten Dame gelungen war, wusste Vidot, dass es Zeit für einen Plan war, und er hatte keine Ahnung, wo er anfangen sollte. Er wusste nichts von der Frau oder ihrem möglichen Bestimmungsort, und er machte sich keine Hoffnungen, in seinem gegenwärtigen Zustand Hilfe herbeirufen zu können. Außerdem nagte irgendwo an der Peripherie seines Bewusstseins ein für seine aktuelle

Befindlichkeit relevantes Faktum, eine entscheidende Information über das Leben eines Insekts, auf die er sich, wie er wusste, unbedingt besinnen musste. Was war es? Er dachte angestrengt nach, und endlich entsann er sich jenes längst vergangenen Tages wieder, an dem er, die Freuden und Entzückungen des fremdartigen Flohzirkus noch frisch in seiner Seele, in die bescheidene Wohnung seiner Familie zurückgekehrt war. Wie er es häufig tat, wenn er sich in einem solchen Zustand befand, war Vidot schnurstracks in die überfüllte väterliche Bibliothek gegangen und hatte angefangen – nachdem er hochgeklettert war, um von den hohen Regalbrettern einen Band nach dem anderen herunterzuholen –, jedes einzelne Buch zu lesen und alles zu verschlingen, was er an Informationen über die Flöhe, die er gerade gesehen hatte, finden konnte. Was hatte er an jenem Tag gelernt? Nicht viel, woran er sich jetzt noch erinnert hätte. Flöhe haben sechs Beine, ja. Offenkundig. Flöhe haben eine vampirische Lebensweise, ja, sie sind Parasiten, die sich von Tierblut ernähren, das wusste er bereits. Was noch? Was war noch? Und dann kam's, das essenzielle Faktum kehrte zurück, jetzt kristallklar und gestochen scharf, nachdem es so lange in der Finsternis seines Gedächtnisses verborgen gelegen hatte: Ein Floh lebt im Durchschnitt lediglich neunzig Tage. Womit ein Tag für einen Floh überschlägig einem Menschenjahr entsprach, und eine Stunde war ein Monat, eine Minute ein Tag. Durch diese Erinnerung wurde Zeit augenblicklich zu etwas völlig anderem, als sie für Vidot jemals gewesen war, zu etwas so absolut Präsentem, dass es fast mit Händen zu greifen war. Das Verlangen, eine Lösung zu finden, war unermesslich, geradezu überwältigend. Dieses eine Mal in seinem Leben, wo er unbedingt handeln musste, fühlte er sich plötzlich wie gelähmt.

Er konzentrierte sich, rief sich die Weisheit ins Gedächtnis, die ihm schon immer in schwierigen Situationen eine Hilfe gewesen war: Es gibt nur selten wirklich große Probleme, meist nur Ansammlungen von kleinen Problemen, die sich summieren. Außerdem hatte ihn seine Arbeit als Ermittler eines gelehrt, nämlich dass nichts je verschwand; das war auch

ein Grundgesetz der Physik: Substanzen entwickelten sich und metamorphosierten, aber keine Energie ging je verloren, sie ordnete sich lediglich neu, was bedeutete, dass der Rest von ihm irgendwo da draußen im Äther war – als ein Gas oder Schatten, in unbekannter und unerkennbarer Form existierend, darauf wartend, wieder eingefordert zu werden. *Das* Problem konnte er also lösen. Er musste es lösen. Es war möglicherweise das größte Rätsel, dem er jemals begegnen würde. Er versuchte, sich seinen Erfolg vorzustellen, malte sich aus, wie er am Ende dieser Odyssee die Hand seiner Adèle halten, ihre blasse Stirn küssen und ihr erzählen würde, wie er über diese seltsame, überraschende Widrigkeit triumphiert hatte. Ah, seine liebste Adèle: Der Gedanke an seine Gattin erfüllte ihn mit Trost. Er hatte neunzig Tage zu leben, neunzig Tage, um einen Weg zurück in ihre Arme zu finden, nicht als Insekt, sondern als Mann. Er würde es schaffen, ihm blieb keine Wahl. Er würde aufs Revier gehen, er würde die Truppe zusammentrommeln, die Ressourcen der gesamten Nation mobilisieren, Legionen von Männern aussenden, die Straßen zu durchkämmen, jeden Keller und jeden Boden zu durchsuchen, bis sie die böse Greisin wiederfinden und einen Gegenzauber von ihr verlangen würden. Jetzt war es Zeit zu handeln! Da! Er gab Bemm ein Zeichen, deutete auf einen Hund, der gerade vorübertrottete, und dann, Instinkt mit Kalkül kombinierend, stießen sie sich ab und sprangen an Bord.

Im Nu wuppten er und Bemm auf einer kleinen Bulldogge bei ihrem abendlichen Gassigang die Gasse entlang. Vidot krabbelte vorsichtig zu einer Stelle in der Mitte des Bauches, die der Hund, sollte er sich kratzen, hoffentlich nicht erreichen würde. Er vergewisserte sich, dass sie alle die richtige Richtung eingeschlagen hatten, ja, er konnte die *Boulangerie* sehen, an der sie vorhin vorbeigekommen waren, Moment, nein, jetzt bogen sie in ein Haus ein, höchste Zeit für einen weiteren Sprung. Er stieß sich ab, und Bemm folgte. Sie landeten in einer Ritze zwischen den rauen Pflastersteinen der Straße. Diese Steine waren ihm einst wie ein malerisches Zeugnis des

ehrwürdigen Alters seiner Stadt erschienen, doch jetzt waren sie unmöglich groß geworden, wie wuchtige dunkle Mausoleen, die bedrohlich über ihm aufragten. Rasch krabbelten sie zum Rinnstein und warteten auf die nächste Mitreitgelegenheit.

Zwei Hunde später (der eine eine großformatige Promenadenmischung, der andere ein untersetzter Corgi) hatten sie den Fluss erreicht. Während beider Ritte war er – aus einem neu erwachten perversen Instinkt heraus – versucht gewesen, um seines nackten Leibeswohles willen seine Zähne in das Fleisch des Hundes zu schlagen, doch er versagte sich die Befriedigung. Hier ziehe ich die Grenze, sagte er zu sich. Ich bin ein Mensch, kein Vieh. Nachdem sie von ihrem letzten Reittier abgesprungen waren, warteten Vidot und Bemm jetzt am Ufer der Seine. Er schätzte, dass sie erst ein Viertel des Weges zum Kommissariat geschafft hatten, und er hatte keine Ahnung, wie lange sie noch bis dorthin brauchen würden. Sie waren der Gnade des Zufalls ausgeliefert. Es war schon dunkel, um diese Uhrzeit waren nicht mehr viele Hunde unterwegs.

Es raschelte im Abfall, und dann erschien eine kleine Maus, trippelte heraus und flitzte an ihnen vorbei, eifrig ihrer eigenen schnüffelnden Nase nach. »Los geht’s!«, signalisierte Vidot, und mit einem Synchronsprung waren sie beide auf deren Rücken. Vidot war ganz zufrieden, das war auch nicht schlimmer, als sich zur Stoßzeit in die Metro zu drängeln. Die Maus bewegte sich schnell, huschte die steinernen Stufen zum Wasser hinunter und dann entlang der Uferbefestigung und wieder hinauf zum Pont du Garigliano. Vidot vergewisserte sich, dass Bemm nach wie vor bei ihm war. Er hatte sich noch immer nicht zurechtgelegt, was er tun würde, wenn sie erst mal auf dem Revier wären, aber es war ihr vielversprechendstes Ziel, der beste Ort, den er sich vorstellen konnte, wenn man Hilfe brauchte. Während die Maus ihren Weg fortsetzte, durch den Müll kroch und gelegentlich innehielt, um an einzelnen Abfällen zu schnüffeln, empfand Vidot einen immensen Respekt vor all den winzigen Wesen von Paris, die gezwungen waren, mit den Krümeln, die sie finden mochten,

auszukommen.

Darüber grübelte er gerade, als er von oben ein tiefes, wummerndes Geräusch herankommen hörte. Zunächst dachte er, das sei ein vorüberfahrender Bus oder ein Donnergrollen, doch als es lauter wurde, hörte sein Hirn auf zu rätseln, und sein Körper reagierte instinktiv mit einem Adrenalinstoß, der ihn von seinem Wirt katapultierte. Hinter ihm erfolgte ein gewaltiges Zerreißgeräusch, wie von einem beleibten Weinschlauch, der aufgeschlitzt wird, als enorme Fänge das Fleisch der Maus zerrissen. Ein gellender, durchdringender Todesschrei erfüllte Vidots Ohren, wie die kreischende Bremse einer Lokomotive vor einem unausweichlichen Zusammenstoß.

Kaum auf dem Pflaster gelandet, schnellte er herum und sah nach Bemm. Der Bordstein war leer, und die große Eule war schon weg, hoch über ihm mit breiten Schwingen schlagend. Ein paar Tropfen Mäuseblut klatschten aufs Pflaster, als der riesige Vogel seine Beute davontrug. Schon wieder Eulen! Zuerst diese seltsamen knochigen Ballen in Léon Vallets Wohnung – und jetzt das hier. Er hatte sein ganzes Leben in Paris verbracht und noch keine einzige Eule gesehen, und plötzlich schien die Stadt von ihnen zu wimmeln. Sie waren die reinste Plage! Wo kamen sie nur her? Und wo war Bemm? War er rechtzeitig abgesprungen? Vidot starrte hinaus über die uferlose Ebene des leeren Trottoirs und wartete auf seinen Freund.

Die Nacht kroch voran, und es kam kein Lebenszeichen. Der Verlust seines Gefährten erfüllte Vidot mit einem schrecklichen Gefühl der Einsamkeit. Schließlich beschloss er, wieder aufzubrechen, aber jetzt mit einem neuen Ziel, dem einen Ort, wohin er gehörte. Es hatte keinen Zweck, aufs Revier zu gehen, das war ihm jetzt klar: Dort würde er niemanden finden, der ihm zuhörte. Bestimmt würde man ihn lediglich zertreten wie Ungeziefer, das er schließlich war. Also war seine Bestimmung jetzt die Behaglichkeit von Heim und Eheweib. Allein und angreifbar, sehnte er sich nach dem Trost seines kleinen Wohnzimmers, seiner Küche und seines

Betts. Er hatte keine Ahnung, wie es ihm gelingen sollte, Adèle seine Situation mitzuteilen, oder was sie dazu sagen würde. Er stellte sich vor, er würde eine Serie von Kunststücken abziehen – improvisierte Variationen zu den Flohzirkusnummern, die diese bohemienhaften Straßenkünstler, Sir Billy und seine bezaubernde Assistentin Dottie, ihm vor so langer Zeit vorgeführt hatten –, vielleicht Adèle Mitteilungen auf den beschlagenen Badezimmerspiegel schreiben oder ins Tintenfass springen, um ihr sein Dilemma schwarz auf weiß vorzubuchstabieren. Ja, das könnte funktionieren, dachte er, und erkannte fast im selben Moment, dass dies ein Beispiel für die Macht der Liebe war, da er nur an Adèle zu denken brauchte, und alle Rätsel begannen sich von selbst zu lösen. Sie würde seine Muse sein, sein Soldat, seine Rettung. Gemeinsam konnten sie »den geheimnisvollen Fall des Floh-Kommissars« lösen. Abermals flutete der Kitzel der Möglichkeiten sein Herz. Er war marschbereit. Vergeblich hielt Vidot Ausschau nach einem streunenden Nager, der ihn nach Hause befördern könnte. Die kopfsteingepflasterten Straßen lagen still und leer, keine Gestalt, kein Schatten regte sich. Ah, dachte er, welch eine wahrhaft vermaledeite Stadt – die Ratten sind nie da, wenn man sie braucht!

# XV

*Zweites Hexenlied*

Ah, sieh, so vorschnell und verfehlt,
so sicher und kurzsichtig,
sieh Elgas kleine Zauberwörter wuseln,
sieh ihren schwarzen Vorsatz
in Schicksale stürmen – eine schreckhafte Stute, die blind
durch eines Webers Gewerk bricht.
Elga, Elga, oh, gekrochen bin ich neben dieser Greisin,
wie lange schon? Von Sonnwend zu Sonnwend, von einst bis wohin?
Dorthin, als ich sie schachern sah auf schleimigem Kai
um eine geborstene Kiste verwesenden Wurzelgemüses.
Reste und Unrat ihr Raub-Gut, ich ersah es sofort:
Stinkkohl-Köpfe, Rattenschwanz-Rettich und Schachtelhalm, eine Faust voll,
ein verräterischer Spiegel ihrer Seele.
Sie reiste allein einst, und gierend nach Gesellschaft,
scharten wir uns, verglichen kohlegekritzelte Spickzettel,
gerinnend zu unserm schwarzen Sing-Konvent,
ganz Gemurr und Gemurmel und unheilabwehrendes Spucken.
Gier-toll nach den modrigen Beute-Geheimnissen,
die wir den Krallen entrissen der neugefundenen Reiche,
erprobten und versuchten wir viel, oftmals zum Kummer
glückloser Gassentreter (Seebären, zu Erbsen geschrumpft,
quiekende ringelschwanz-treibende Huren). Unser Werk
war gewaltig, da unser neues Zeitalter anbrach,
nicht ein Geläut verlautete unsern Sieg, doch hier, verhohlen in den Kellern,
stolze harte Arbeit: Samen dörrten, Suppen simmerten,
runde Geräusche vermählten sich mit Schall-Spitzen

und wölbten sich auswärts wie Zitronenzesten,
bis unsre frischen Verwünschungen gar
und unser Werk gewirkt.

Gerecht geteilt der Gewinst;
Elga belud ein halbes Dutzend Esel
und ritt davon, die Rute nicht schonend,
beladen mit mächtiger Beute.

Erst lange danach stand sie wieder vor uns,
wie ein Pilz, im Herbst an unserm Pfad gesprossen,
jetzt Zoja im Schlepp: Frischfleisch nach ihrem Sinn.
Elga war immer ein Stachel, du kennst sie gut genug,
schon eine Kostprobe ihres Gifts langt für ein Leben.
Und auch die Knäbin machte uns häufig Kummer –
zu niedlich: Blauaugen so groß, die Brüste so prall,
anziehend wie ein nordischer Neumond.
Elga und die andere waren durchaus
gute Gefährtinnen,
doch zuzeiten so finster, zu hinterhältig für meinen Geschmack.
Ihre Masche war simpel genug:
Elga ließ die Maid als Köder baumeln,
Lockte damit Laffen an, die’s nicht anders verdienten,
prellte sie dann um ihre blanken Kopeken
und schnitt sie zuletzt los von der lockeren Schlinge des Lebens.

Zu jener Zeit war unser Gezänk gering, doch nadelspitz,
und so trieb man uns Verfemte ins Fenn,
mäusearm oder stieräugig vor haut-und-knöchernem Hunger,
war ich mehr denn froh, »Fahrt wohl!« zu wünschen.

Und so kamen wir, gingen wir wieder,
und die Jahre verflogen wie blutige Federn,
von hungrigen Händen ausgerupft
einer Einödhof-Henne.

Und da wären wir jetzt,
der Tod jagt dem Schicksal entgegen,
das Schicksal stürzt sich dem Tode entgegen,
dieweil Elga über kalte Katzenköpfe watschelt,
urzeitliche Verwünschungsformeln fauchend.

# XVI

Will fand Oliver in der hinteren Lobby des Hôtel Lutetia. Er trug einen Smoking und saß auf einem Zweiersofa, mit einer brennenden Zigarette und dem letzten Rest eines Bellinis. In der Ecke spielte ein Pianist, doch ansonsten war der Raum menschenleer.

»Oh, hallo«, sagte Oliver. Er machte Anstalten aufzustehen, überlegte es sich dann aber anders und lehnte sich wieder zurück.

Will nahm neben ihm Platz. »Nette Pinguin-Kluft.«

Oliver rang sich ein Lächeln ab. »Ich habe heute Abend eine Premiere.« Er sah auf seine Uhr. »Meine Begleitung pudert sich gerade die Nase, dürfte nicht mehr lange dauern, dann müssen wir leider flitzen. Machen wir's also kurz.«

»Kein Problem«, sagte Will, fischte einen dicken Umschlag aus seinem Aktenkoffer und legte ihn auf den Couchtisch. Da Sonntag war, hatte sich die Beschaffung der Akte als relativ einfache Übung erwiesen. In weniger als einer Stunde hatte er sämtliche Aktenschränke der Agentur durchsucht. Wie sich herausstellte, besaß die Firma eine Unmasse Material, das gewichtig und substanziell aussah, tatsächlich aber gehaltloses, unnützes Zeug war.

Oliver nahm den Umschlag und schob ihn unter den Mantel, der neben ihm lag. »Was ist es?«

»Die Hoffmann-La-Roche-Akte. Ein recht großes Unternehmen. Im Aufwind, sitzt in der Schweiz. Du sagtest doch, du könntest was aus der Pharma-Industrie gebrauchen?«

»Ja, genau.« Oliver sah auf seine Uhr und warf dann einen ungeduldigen Blick in die Runde. »Und die ist euer Kunde?«

»Nein, das ist eine Wettbewerbsanalyse.«

»Guter Stoff?«

»Da sind ein paar Sachen, die jemand interessant finden könnte«,

übertrieb Will. Er wusste, dass in dieser Akte kein Mensch auch nur einen Krümel nützliches Material finden würde. Immerhin war's eine ganze Masse Text.

»Ja, gut, das dürfte reichen, um die Bestie zu füttern. Die Firma ist bis zur Halskrause mit Datensüchtigen vollgestopft, schlicht und einfach. Hier, wie versprochen.« Er zog eine kleine silberfarbene Filmdose aus der Tasche. »Das sind die Aufnahmen, die Ned letzte Nacht in deiner Wohnung gemacht hat. Zigarette?«

»Gerne«, sagte Will und nahm Film und Zigarette entgegen. »Mein Messer hätte ich auch gern zurück.«

Oliver klatschte sich gegen die Stirn. »Herrje, du hast recht, dein albernes Messer, tut mir leid, hab ich völlig vergessen. Liegt bei mir zu Haus, tut mir leid.«

»Das ist nicht komisch.«

Oliver breitete die Handflächen aus. »Ich mach keine Witze, Will, ehrlich, hab ich total verschwitzt. Ich hab die letzten vierundzwanzig Stunden ganz schön was um die Ohren gehabt, nicht nur unser kleines Missgeschick. Du musst wissen, ich habe auch eine entzückende alte Freundin wiedergetroffen, die –« Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. »Ah, da ist sie!«

Will schaute auf. Wie sie durch den Raum ging, sah sie irgendwie vertraut aus, aber Will konnte sie nicht unterbringen. Ihr dunkles Haar war straff nach hinten gerafft, ihre blauen Augen blitzten, und sie lächelte ihn auf eine vertrauliche Weise an, als wären sie alte Freunde auf einem Klassentreffen. Er und Oliver standen auf, um sie zu begrüßen. »Will Van Wyck, das ist die schöne Zoja Iljitschowitsch«, sagte er.

Sie lächelte. »Schön, Sie wiederzusehen.«

Will stutzte verwirrt. »Es tut mir leid –«

»Wir haben uns letzte Nacht in der Metro über den Regen unterhalten. Erinnern Sie sich?«

»Letzte Nacht?« Selbst noch, als die Erinnerung dämmerte, blieb er verwirrt. Am Akzent hätte er sie erkennen müssen, aber so hochgesteckt

veränderte ihr schwarzes Haar ihr Gesicht, ihre Wangenknochen wirkten konturierter, ihr Hals länger, und in ihrem eleganten, ausgeschnittenen schwarzen Kleid ähnelte sie nur entfernt der Frau, mit der er letzte Nacht gesprochen hatte. Ihre Augen allerdings erkannte er wieder, die waren schwer zu vergessen.

Oliver lachte. »Nein, *ist* das nicht urkomisch, diese Stadt ist das reinste Dorf. Die Leute haben in der Tat eine Tendenz, aus heiterem Himmel aufzutauchen. Schön, also« – er ließ den Arm um Zojas schmale Taille gleiten –, »ich fürchte, wir müssen unseren Abgang machen. Du könntest ja gern mitkommen, Will, aber ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich dein Fall wäre. Es ist ein verruchtes und atheistisches Machwerk, das allein darauf abzielt, zu schockieren, daher auch die Sonntagsvorführung. Ich bin sicher, das wird schauderhaft. Anschließend werden wir allerdings wohl einen starken Drink brauchen – falls du also Lust haben solltest, hinzuzustoßen …«

»Nein, ist schon gut, ich –« Wills Blick klebte noch immer an Zoja. Dieser Zufall war ein bisschen zu viel des Guten, und in Anbetracht dessen, was an diesem Wochenende alles passiert war, traute er ihm nicht ganz. Aber vor allem faszinierte ihn das Mädchen.

»Sie haben mein Auge gestohlen«, sagte sie, ohne sich um Oliver zu kümmern.

»Wie bitte?«

»Sie haben da einen blauen Fleck, ich habe meinen überschminkt.« Sie berührte die Stelle an ihrem Gesicht, wo der Bluterguss gewesen war. »Vielleicht sollte ich Ihnen mein Make-up leihen?«

Oliver gluckste. »Ja, ich hab gehört, du wärst in eine Prügelei geraten, um einem Fräulein in Bedrängnis beizustehen. Wenn das stimmt, ist diese Blessur in Wahrheit ein Ehrenzeichen.«

Sie schaute Will mit einem kleinen verschwörerischen Grinsen an. »Das stimmt gar nicht, oder?«

»Nein. Es stimmt nicht«, sagte Will. Er wusste dem nichts hinzuzufügen.

Er hätte sie gern zum Lachen gebracht, zumindest zum Lächeln. Aber er brachte nichts anderes zustande, als von Stummheit geschlagen dazustehen. Ihre Augen strahlten eine Kraft aus – in der Weise, wie ihr Blick auf seinen traf –, die die einfachsten Worte in seinem Kopf nahm und mühelos zu kleinen, nutzlosen Buchstabenhäufchen zerpflückte.

»Ja, tja, ich platze vor Neugier, die wahre Geschichte zu erfahren, aber ich hab keine Zeit, leider! Und wenn du uns jetzt entschuldigst, Will, langsam pressiert's«, sagte Oliver und führte Zoja schon zum Ausgang. »Danke noch mal. Ich ruf dich später an wegen –« Die Drehtür des Hotels schnitt das Ende des Satzes ab, als er und sie hinaus in die Nacht kreiselten.

Will stand in der leeren Lobby und fühlte sich betrogen. Als hätte ein abgefeimter Verkäufer eine Kollektion von kostbaren Juwelen vor seinen Augen tanzen lassen – und sie dann mit einem Schwupp geschnappt und in einen versteckten Tresor eingeschlossen. Will spielte sich die kurze Unterhaltung, die er letzte Nacht mit dem Mädchen in der Metro geführt hatte, noch einmal ab und ließ dann seine Vorstellungskraft zu all den Dingen springen, die er diesem kurzen Austausch hätte hinzufügen können: die gut abgestimmten Wendungen, mit denen er sie hätte beeindrucken können, die kleinen Scherze, mit denen er sie zum Lachen gebracht hätte, und die Beobachtungen, die sie hätten erstaunen lassen, und das alles hätte darin gipfeln können, dass Zoja Iljitschowitsch heute Abend an *seinem* Arm gegangen wäre, strahlend zu ihm aufblickend.

Es gab zauberische Seelen, die immer alle richtigen Dinge auf die perfekte Art zu sagen schienen, geschickt in jede nuancierte Bemerkung das exakt erforderliche Quantum an Bedeutung zu legen wussten und ihr Ziel mit einem Minimum an Mühe erreichten, Menschen, die aus jedem reifen Augenblick jeden zuckersüßen Tropfen von Gelegenheit pressten und immer ihren Willen bekamen. So war er schlicht und einfach nicht gestrickt. Oliver dagegen schien wirklich stets zu wissen, was er tun, was er sagen sollte. Er war so eloquent, dass er einen erpressen, einem das Mädchen ausspannen konnte und es trotzdem schwerfiel, ihn zu hassen.

Vielleicht, weil Oliver nichts davon ernst nahm. Wie die Jungs damals auf dem Spielfeld im Tiger Stadium spielte er einfach ein Spiel, während der Rest der Welt sich weiter abrackerte. Er hielt die Welt in seiner hohlen Hand, so wie ein Werfer, Hal Newhouser etwa, oder Dizzy Trout, einen Baseball hielt. Will wünschte sich diese Eigenschaften, wünschte sich, seinen Anteil an den anmutigen Siegen zu haben, die manchen wie von selbst zufielen und ihm nie. Aber es hatte keinen Zweck, er konnte an sich arbeiten und sich mehr Mühe geben, aber letztlich wusste er, dass er zu ernsthaft und zu bieder war, er hatte nicht das Glück, das Charisma und die Aura von Geld, die die Geheimtüren öffneten und die besten Mädchen zu Fall brachten. Er war dazu erzogen worden, sich an die Regeln zu halten, und zumeist hatte er das auch getan, obwohl er wusste, dass diese Regeln nur dazu erfunden worden waren, jeden an seinem Platz zu halten. Er musste innerhalb dieser Grenzen leben, anders hätte er nicht weitergewusst. Außerdem hatte ihn die Befolgung dieser Regeln immerhin ziemlich weit gebracht. Lebte er nicht schließlich in Paris? Er hatte kein Recht, sich zu beklagen. Trotzdem – nicht er hatte dieses Mädchen am Arm, Oliver hatte es. Will stand ein paar Minuten da und rauchte seine Zigarette zu Ende, während er auf seine schlichten braunen Schuhe hinunterstarrte. In der anderen Ecke des Raumes spielte der Hotelpianist gerade die letzten Takte einer Schubert-Sonate. Will kannte das Stück nicht, er wusste nur, dass dessen Schönheit wehtat.

# XVII

Die aufgehende Sonne trieb helle Strahlen von morgenfrischem Licht durch Zojas Zimmer. Sie war noch immer wach, wenn auch nicht mehr im Abendkleid. Sie saß, über ihre Küchenspüle gebeugt, auf einem Hocker und zerpflückte sorgsam eines der Gewölle, die die Eulen hinterlassen hatten. Sie löste die größeren Knochen aus dem kleinen verfilzten Ballen und knetete den Rest mit Marzipan und Endivie zu einer Paste, in die sie noch hineinspuckte, damit sie besser zusammenhielt. Zwei Stubenfliegen summten herum, während sie die Kugel in eine Teetasse Holunderwein tauchte und sich vollsaugen ließ, bevor sie sie zum Trocknen auf die Fensterbank legte. Eine der Fliegen landete auf der Kugel und machte ein paar nervöse Schritte auf deren Oberfläche. Nur zu, dachte sie, koste nur davon, du wirst dich wundern, was du siehst.

Sie ging zurück zum Bett, legte sich hin und wartete.

Ihre Pläne mit Oliver hätten nicht besser laufen können, er war so eingebildet auf das Flair, das er sich gab, so erpicht, die Verführungsroutine Punkt für Punkt abzuarbeiten. Es wäre ihm niemals in den Sinn gekommen, er selbst könnte das Opfer sein. Sie genoss diese Sorte Mann, wann immer sie sie antraf; mehr als einmal hatte sie Imperien an der Ignoranz zugrunde gehen sehen, die sich um solch unerschütterliches Selbstvertrauen ablagerte. Wo wäre die Welt, fragte sie sich, ohne all diese blinden, begierigen Männer?

Vor zwei Nächten hatte sie mit ihrem kleinen Zauberspiegel auf der Bank gesessen und das dünne Licht aus Wills Wohnung geprellt und gebeugt. Sie hatte zugesehen, wie der hochgewachsene Mann und seine zwei Komplizen Will herumgeschubst hatten. Sie hatte ihn gefesselt und geknebelt gesehen, ein Messer blitzte auf. Hören konnte sie nichts, aber das spielte keine Rolle. Endlich schien sich die Lage zu entspannen. Will wurde losgebunden. Der Lange redete langwierig auf ihn ein, versuchte sichtlich, etwas zu erklären,

während eine kleingewachsene Frau am Schreibtisch saß und Fotos machte. Aus Angst, einem etwaigen neugierigen Passanten aufzufallen, steckte Zoja den Spiegel schließlich wieder ein. Sie wusste genug. Ihr Weg brachte sie gewöhnlich mit den kleinen Feld-Wald-und-Wiesen-Formen von Schlechtigkeit in Berührung, an denen die Menschen sich habituell versuchten – heimliche Mätressen, schwarze Konten oder häusliche Gewalt. Hier lag die Sache anders. Will war wie ein Kaninchen, an das sie sich vorsichtig angeschlichen hatte, nur damit ein anderes Rudel von Jägern es ihr, ehe sie zuschlagen konnte, vor der Nase wegschnappte. Das war interessant. Sie setzte sich auf und wartete.

Als der lange Mensch und seine Freunde endlich aus dem Mietshaus gekommen waren, hatte sich Zoja an ihre Fersen geheftet. Als die drei ein Taxi nahmen, sprang sie in ein anderes. *»Suivez ce taxi!«*, befahl sie dem Fahrer.

Sie verließen das 16. Arrondissement, fuhren die Champs-Élysées hinunter und überquerten den Fluss. Nachdem sie eine Zeitlang durch die Rive Gauche gefahren waren, sah sie die kleine Frau an einer Ecke aussteigen und den breitgebauten Ochsen sich an einer anderen herauszwängen. Schließlich hielt das Taxi vor einem Café, und sie sah, wie der große dünne Mann den Fahrer bezahlte und dann hineinging. Das dürfte nicht allzu schwierig werden, dachte sie. Zunächst einmal war er allein. Außerdem sah er gar nicht übel aus, schlank und elegant. In der Vergangenheit hatte sie ihr gerüttelt Maß an Hässlichen gehabt, Männer mit so missglückten Visagen, dass sich ihr bei der bloßen Erinnerung der Magen umdrehte.

Oliver saß an der Bar und ließ den Kopf wie ein durstiger Kranich über einen Pernod hängen. Sie setzte sich ganz wie eine alte Freundin zu ihm, und nach wenigen Augenblicken hatten sechs Worte, rückwärtsgeflüstert, ihn davon überzeugt, dass sie sich tatsächlich schon kannten. Drei Drinks später hatten ihn ein paar Zweideutigkeiten und eine Hand auf einem Knie davon überzeugt, dass er noch deutlich mehr von ihr zu sehen bekommen

würde.

Sie hatte sehr wenig gefragt, aber während er sich durch die Nacht rauchte und trank, erzählte Oliver ihr von sich aus eine ganze Menge. Er sei Schriftsteller, sagte er, und Verleger. Er habe auf dem College zur Rudermannschaft gehört, seine Eltern hätten gehofft, er würde Jura studieren und der Familientradition folgen (ein Großvater mütterlicherseits war Richter am Obersten Bundesgericht gewesen). Zoja hatte zugehört, gelächelt und genickt, obwohl ihr das Ganze herzlich wenig bedeutete. Er sagte, dass er sich in Paris verliebt habe und seit fast sieben Jahren hier lebte, drüben im 5. Arrondissement.

»Zehn Jahre Unterricht und Tutorien, dazu die sieben Jahre hier, und die Einheimischen sagen noch immer lediglich, mein Französisch sei ganz gut«, sagte er.

»Sie verstehen *mein* Französisch«, sagte sie. »Das reicht doch, oder?«

Er lächelte sie strahlend an. Um den Vertrautheitszauber auszutesten, hatte sie gesagt, er wirke glücklicher als beim letzten Mal, dazu hatte Oliver aber bestürzt den Kopf geschüttelt. »Freut mich zu hören, dass meine optimistische Fassade ihren Dienst tut, aber nein, die Gewitterwolken dräuen leider, und nichts haut hin. Meine bescheidene kleine Zeitschrift steht kurz vor dem Aus, wir haben unseren größten Sponsor verloren, wissen Sie, und wenn mir nichts wirklich Genialisches einfällt, tja, dann muss ich wohl einpacken und in die Staaten zurückfahren.«

»Vielleicht werden Sie mit Ihrem Schreiben Erfolg haben.«

»Welches Schreiben?«

»Sie sind doch Schriftsteller, oder? Sagten Sie nicht –«

»Ach so, doch, habe ich gesagt, stimmt.« Er hatte das mit einem betrunkenen Lacher quittiert, einem alarmierenden Geräusch, das sie an den Schrei eines Maultiers erinnerte, doch dann hatte sich sein Gesicht wieder verdüstert. »Na ja, eine Zeitlang war ich ein *echter* Schriftsteller, jeden Morgen an der Schreibmaschine, große Ideen türmten sich wie dicke Wolkenbänke am Horizont meines Geistes auf, das ganze Pipapo.

Hemingway sagt, dass man am besten dann schreibt, wenn man verliebt ist, und das ist wahr, aber dann geschah etwas, nennen wir's eine persönliche Tragödie, und ich musste aufhören. Man könnte sagen: Ich hatte Narben davongetragen. Wie auch immer, seitdem ist mein Kopf völlig leer. Nein, Moment mal, *eine* Idee hatte ich schon, ich überlegte mir, ich könnte krasseste Pornographie schreiben, mir dann *Roget's Thesaurus* hochkant reinziehen und mein Werk zu einem Roman auffetten. Ich dachte mir, mit etwas Glück würde mein Buch in den Staaten verboten werden, die Folge wäre ein riesiger Skandal, und die internationalen Absatzzahlen würden durch die Decke gehen. Miller und Nabokov haben die Nummer ja recht erfolgreich abgezogen. Aber dann würde natürlich meine Mutter es lesen wollen und, tja …« Er verstummte und trank einen Schluck aus seinem Glas. »Eine ganze Weile hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich meine Schreiberei aufgegeben hatte, aber dann hörte ich eine Geschichte, die mir half. Ein Taxifahrer erzählte sie mir – er war ebenfalls Russe. Vor der Revolution gab es einen Moskauer Schriftsteller, unglaublich begabt, der wegen seines brutalen Realismus bekannt war, wirklich harter Stoff, wie Gorki, nur düsterer. Seine Werke prangerten die hässliche Herzlosigkeit der Zaren an, schilderten die hungernden Bauern, Siechtum und Pestilenz, die ganze Chose. Dann kam natürlich die Revolution, und wie alle anderen Gutgläubigen schluckte er sie samt Schwimmer und Blei – Brüderlichkeit, Einigkeit, Solidarität, das ganze Brimborium. Natürlich verschwanden schon bald die ersten Genossen in schwarzen Wolgas; der Staat ließ Journalisten abholen, Nachbarn, alle wie durch einen fürchterlichen Zaubertrick, *puff!*, wie vom Erdboden verschluckt, und dieser Schriftsteller kam langsam ins Grübeln. Und so ersann er eine listige kleine Strategie, um der Axt zu entrinnen: Er schrieb nur noch Nonsens. Küchenspülen, die Wischmopps Rezepte zubellten, Kühe, die klagend die Sportergebnisse durchgaben, Salzstreuer, die Kinderlieder sangen – der Mann hatte keine Botschaft, aber er *musste* schreiben, weil es alles war, was er konnte: Substantive und Verben zu einer Art Harmonie aneinanderlöten. Am Ende

kam Stalin natürlich der Verdacht, dass dieser Bursche etwas im Schilde führte, er wusste nicht genau, was, aber *peng!*, der Schriftsteller wurde erschossen. Ende der Geschichte. Tja, also, die Fabel hat mich erschüttert, keine Frage, aber ich habe auch einen gewissen Trost daraus geschöpft. Wenn die Revolution tatsächlich kommt und das Zentralkomitee sich zusammensetzt, um Recht zu sprechen, wird es mich für keines meiner Werke hängen können, denn ich bin ein Schriftsteller, der nie schreibt.«

»Ich verstehe«, sagte Zoja. Sie fand es interessant, wie er seine Geschichte erzählt hatte, mit einer emotionalen Wahrheit beginnend, einem Punkt, an dem er eindeutig verwundbar war, um sie dann rasch mit alkoholisierten Abschweifungen, flinkzüngigen Witzen und wahllos herausgepickten Kapiteln der neueren Geschichte zuzuschütten. Hier, begriff sie, war ein Mann, der sich vor seinem eigenen Herzen fürchtete. Am liebsten, dachte sie, möchte er es unter mehreren Schichten verstecken, wie hinter einer Karnevalsmaske aus Pappmachee. Er war schlicht und einfach ein Feigling. Sie verurteilte ihn dafür überhaupt nicht; sie schätzte diese Eigenschaft an ihm sogar aufrichtig. Die wahrhaft Feigen hatten in ihren Augen nichts Verachtungswürdiges, sie hatte einen Großteil ihres Lebens damit zugebracht, sich zusammen mit ihnen zu verstecken, in den feuchten, dunklen Ecken von Rübenkellern kauernd, hoch oben in Baumkronen hockend oder, sich vor Ekel schüttelnd, unter angefaulten Abdeckplatten von Latrinen geduckt und dabei zugehört, wie marodierende Soldaten und blutberauschte Aufrührer ihre Häuser und Dörfer zerlegten. Sie erinnerte sich, wie sie in die ruhigen, wissenden Augen der Feiglinge geblickt hatte, während sie sich in ihren Verstecken aneinanderkuschelten und den Schüssen und Schreien lauschten und dann dem leiser werdenden Dröhnen marschierender Stiefel, vermischt mit dem Klirren und Scheppern erbeuteten Hausrats, bis all das endlich einmündete in das vollkommene Schweigen des Todes. Vermummt in den Mantel versteinerter Finsternis, Schulter an Schulter gequetscht, den Atem ihrer Angst im Nacken, hatte sie gelernt, dass »Feigling« oft nur ein anderes Wort

für »Überlebender« war.

»Sie schreiben also nie?«

»Nein«, sagte er. »Gelegentlich spiele ich mit dem Gedanken, eine Zeile über den Winterfrost oder den Rosenhauch auf eines Mädchens Wangen aufs Papier zu werfen, nur um den Kreislauf in Schwung zu halten, aber ich komme zu selten dazu.« Oliver trank sein Glas leer und schien bereit, das Thema zu wechseln. »Hören Sie, aufgepasst, mir kommt ein Gedanke: Ich habe zwei Eintrittskarten zu einer Filmpremiere morgen Abend. Ich hatte nicht vor hinzugehen, aber vielleicht sollten *wir* beide …?«

»Haben Sie mich nicht schon eingeladen?«

»Wann?« Er sah verwirrt aus.

»Vorhin.« Es machte ihr Spaß, das Kartenspiel der Zeit zu mischen, ihn immer wieder aus dem Gleichgewicht zu bringen.

»Habe ich? Ja, vielleicht, wer weiß. Herrje«, hatte er gekichert und sein Glas in die Höhe gehalten, »ich hab den Verdacht, dass irgendjemand heimlich Alkohol in meinen Cocktail getan hat. Haha. Also, wie steht’s, wollen wir uns im Hôtel Lutetia treffen, sagen wir um sechs?«

Sie hatte eingewilligt und sich dann entschuldigt und sich mit Küsschen auf beide Wangen und einem herzlichen Lächeln, das mehr versprach, von Oliver verabschiedet. Beim Hinausgehen sah sie ihn den Kopf schütteln, sichtlich ein wenig perplex und leicht aufgekratzt von ihrer Begegnung. Draußen blieb sie kurz stehen und beobachtete durch das Fenster, wie er beim Mann hinterm Tresen einen weiteren Drink anforderte; offensichtlich hatte sie Nerven in ihm erregt, die jetzt beruhigt werden wollten – nun, besser mit einer Flasche als mit einer anderen Frau. Ehefrauen waren in Ordnung, aber andere Geliebten komplizierten jeden Plan.

Als sie an dem Abend nach Hause gekommen war, hatte sie sich nach Indizien für einen Besuch von Max umgesehen, aber er war eindeutig nicht in der Wohnung gewesen. Sie machte sich keine großen Gedanken darum, der Ratz schnüffelte oft tagelang auf Dächern und in Fallrohren herum, bevor er sie aufspürte.

Sie fand die zwei Eulengewölle unter dem offenen Fenster und legte sie in ein leeres Einmachglas. Dann machte sie sich an die Arbeit. In eine weite, flache Schüssel legte sie Olivers Taschentuch (das sie ihm heimlich aus der Tasche stibitzt hatte) und die Visitenkarte, die er ihr bei ihrem Abschied gegeben hatte. Bevor sie die Karte in die Schüssel legte, leckte sie sie vorn und hinten ab, dann goss sie einen Löffel Honig darauf und streute Teeblätter und zerstoßenen Sternanis, weißen Pfeffer und Zimt darüber. Dann stellte sie die Schüssel auf die Fensterbank, sang einen kurzen Zauberspruch und spuckte dabei zweimal hinein.

Am nächsten Abend traf sie sich mit Oliver im Hotel. Sie hatte nicht erwartet, dass Will aufkreuzen würde, sie hatte es nicht gesehen oder sich darauf vorbereitet, und als sie in die hell erleuchtete Lobby trat und ihn dort sitzen sah, stutzte sie und dachte: *Na, hallo, Kaninchen*.

Sie spürte, wie der Staub in ihrem Herzen in Bewegung geriet. Vielleicht war es das schlichte Vergnügen der Überraschung oder das lustvoll-böse Gefühl, zu merken, dass ein Plan langsam in Gang kam. Aber möglicherweise, dachte sie, waren auch diese Flämmchen von mädchenhafter Sentimentalität, die ständig in ihr herumgeisterten, entfacht worden, diese goldnen hoffnungsvollen Märchenträume, derentwegen Elga immer mit ihr schimpfte.

Konzentrier dich, dachte sie, aber alles ging furchtbar schnell. In den alten Zeiten hatte es immer Ewigkeiten gedauert, hatte man zig Horoskope stellen und Postkutschenfahrpläne auswendig lernen müssen, um die richtigen Zufälle choreographieren zu können, aber jetzt, mit donnernden Verbrennungsmotoren und dicht von Telefondrähten schraffiertem Himmel, griffen Zahnräder rasch ineinander und flogen Pläne im Nu zusammen. Während sie auf ihn zuging, strich sie sich das Kleid zurecht, eines der wenigen, die Léon ihr je gekauft hatte (er war eher für zierliche Spitzen-Negligés zu haben gewesen). Sie war versucht, fix was zu hexen, zögerte aber, als sie sich erinnerte, dass improvisierte Zauber allzu häufig schiefgingen (wovon zahllose Reihen von Gräbern draußen auf dem Land

Zeugnis ablegten); aber außerdem war sie auch einfach neugierig, was sie auf natürlichem Wege zu bewirken imstande war. Als sie in Wills Gesicht das Wiedererkennen heraufdämmern sah, gefolgt von der Erkenntnis, dass sie in Olivers Begleitung war, wurde ihr klar, dass dieser spezielle Zauber durchaus hundertprozentig organisch ablaufen konnte, denn das Begehren von seines Nächsten Gut besaß nun mal eine ganz eigene dunkle Magie.

Als Oliver Augenblicke später den Arm um sie legte und sie schwungvoll nach draußen manövrierte, hatte sie kaum Zeit für einen raschen Blick zurück zum armen Will, der dastand und sie entschwinden sah. Der Ausdruck in seinem Gesicht verriet ihr, dass die Sache so gut wie geritzt war. Der Fisch war ins Netz gegangen, die Bärentatze hatte ihr Tellereisen gefunden, und dieses kleine Kaninchen gehörte ihr ab jetzt mit Haut und Haar.

# XVIII

Elga bog von der Landstraße ab und rumpelte auf die geschotterte Einfahrt des Bauernhofes. Sie parkte den Streifenwagen zwischen einem kleinen Laster und einem Schuppen. Sie stieg aus und blieb kurz stehen, um sich umzusehen. Hinter dem kleinen Bauernhaus stand, gegen die große Scheune gelehnt, ein gelbes Fahrrad. Sie stieg hinauf zur überdachten Tür und trat, ohne anzuklopfen, ein. Der Ratz wischte hinter ihr hinein.

Am Tisch saß ein alter Mann im Priesterrock und löffelte Suppe aus einem Teller. Er hielt kurz inne, um zu Elga aufzuschauen, und wandte dann seine Aufmerksamkeit wieder der Suppe zu. Der Ratz huschte hinter Elgas Füßen hervor, sprang auf einen Stuhl, hüpfte auf den Tisch und begann, den Rand des Suppentellers abzulecken.

»Sag ihm, er soll das sein lassen!«, sagte der Priester mit protestierend erhobenem Löffel.

»Sag du’s ihm doch, er ist dein Bruder«, sagte Elga.

»Max, lass das!«, sagte der Priester, aber der Ratz ließ sich nicht verscheuchen. Der Priester legte seinen Löffel aus der Hand und schaute dem Ratz zu, wie er den Teller leerte und anschließend sauber leckte.

»Er war hungrig.«

»Das habe ich gesehen. Ihr beide seid allein gekommen? Wo ist deine Zoja?«, fragte der Priester und nahm sich von der Anrichte einen grünen Apfel. »Zusammengekuschelt in ihrem kleinen Liebesnest?«

»Nein. Zoja ist tot.«

Dies ließ den Priester mitten im ersten Bissen erstarren. Während er über ihre Worte nachdachte, fing er langsam wieder an zu kauen. »Wie, tot?«, sagte er.

Elga rieb sich mit den Händen das Gesicht. »*Tot* tot. Spielt das eine Rolle? Für mich ist sie gestorben.«

Der Priester nickte. »Schön. Sie ist also am Leben.«

Elga zuckte die Achseln. »Nur bis ich sie finde.«

»Was hat sie diesmal angestellt?«

»Bah, was hat sie *nicht* angestellt? Zuerst bringt sie ihren fetten *ljubownik* um, spießt ihn sauber am Kopf auf, dann führt sie die Polizisten direkt zu meinem Haus. Zwei Stück. Zwei Polizisten. Ärger. Großer Ärger. Und ich sag dir, das hat sie mit Absicht getan.«

»Warum?«

»Wer weiß? Aber sie hat mich verraten, und dafür wird sie bezahlen.« Sie zog sich die Fingerspitze quer über die Kehle.

»Keine Pantomime nötig, Elga, ich weiß, was du meinst.« Der Priester schüttelte den Kopf. »Aber das sieht Zoja gar nicht ähnlich.«

Die Alte warf die Hände in die Höhe. »Sie ist schon immer eine Schlampe gewesen. Und ich hab’s satt, hinter ihr herzuräumen. Wegen der muss ich den Boden schrubben wie so ein altes hässliches Scheuerweib, auf Händen und Knien, meinen fetten Arsch in die Höhe gereckt, parat zum Reintreten. Das ist idiotisch. Dafür bin ich zu alt.«

»Du bist ganz genauso alt wie vor hundert Jahren«, sagte er.

»Nein, ich bin viel älter, du siehst es bloß nicht. Es passiert zu langsam.«

Er sagte lieber nichts dazu, die Gesetze, denen Elga und ihre Schwestern unterworfen waren, waren ihm unbegreiflich. Er hatte es einmal versucht, aber das war lange her. »Irgendeine Ahnung, wo sie ist?«

»Nein. Wir haben die Stadt schnell verlassen, bevor Max sie ausfindig machen konnte.« Elga bohrte sich einen Finger in die Nase und schnickte dann den Rotz auf den Fußboden. »Hör zu, du musst ein paar von deinen Dorftrotteln mit dem Laster zu meiner Wohnung schicken, dass sie meinen Krempel zusammenpacken. Es dürfte dort keine Probleme geben, ich hab die Tür mit einem Fluch gefeit.«

»Keine Probleme? Wirklich, Elga? Wenn ich das Wort ›Fluch‹ höre, denke ich, es könnte durchaus Probleme geben.«

Elga schwieg. Der Priester kratzte sich am Kopf. »Der Bauer ein Stück weiter hat zwei Jungen, die beim Verladen deines Krams helfen können.

Sein Lastwagen ist besser als meiner. Mit wessen Auto bist du gekommen?«

»Ich weiß nicht.« Sie legte die Schlüssel auf den Tisch. »Du kannst es haben, wenn du willst. Rumfahren würde ich aber nicht damit.«

Der Priester sah sie argwöhnisch an, dann ging er aus dem Haus. Kurz darauf kam er wieder zurück. »Das ist ein Polizeiauto, Elga. Möchtest du mir verraten, wo die dazugehörigen Polizisten sind?«

»Da bin ich überfragt.« Sie zuckte die Achseln.

Der Priester ging zum Kühlschrank und zog aus dem kleinen Gefrierfach eine Flasche Wodka. Er schenkte sich ein Glas ein und goss dann einen weiteren Schluck in den leeren Suppenteller. Der Ratz machte sich darüber her. Der Priester setzte sich wieder. »Warum sagst du mir nicht, was du willst, Elga?«

»Fahr den Wagen vielleicht in den Schuppen. Dann sorg dafür, dass diese Bauernlümmel meine Wohnung leer räumen. Ich kann meine Sachen fürs Erste hier einlagern. Und dann musst du mir dabei helfen, ein neues Mädchen an Land zu ziehen.«

»Ein neues Mädchen? Warum?«

»Ich hab’s dir doch gesagt, Zoja ist tot.«

Der Priester schloss die Augen, ließ die Bemerkung an sich vorbeiziehen. »Wo werden wir dieses neue Mädchen finden?«

»In dieser Klinik in der Stadt. Morgen besorgst du mir dort eine Stelle.«

»Was, wenn sie kein neues Personal einstellen?«

Elga nickte. »Eine ihrer Krankenpflegerinnen ist krank, sie werden eine Aushilfe brauchen. Die kann ich sein.«

»Du verwirrst mich, Elga. Die Pflegerin ist krank? Woher weißt du das? Sprichst du von etwas, was schon passiert ist, oder davon, was passieren *wird*?«

Elga sah ihn an, als sei er ein Idiot. Er wusste, dass Zeit und Tempus sie nichts angingen, sie wurden klein gehackt und kamen wie alles Übrige in ihren Hexenkessel.

Max der Ratz war mit dem Wodka fertig. Er torkelte betrunken herum,

um nach ein paar Schritten über die Tischkante zu fallen. Der Priester fing ihn geschickt in der offenen Hand auf, bevor er auf dem Fußboden aufschlug, und setzte ihn dann wieder auf den Tisch. »Im Ernst, Elga, du kannst nicht einfach mit dem ganzen Unsinn hier hereinplatzen. Wann ist denn endlich Schluss damit?«

Sie tat die Frage des Priesters verächtlich ab. »Es gibt keinen Schluss.«

# XIX

Floh Vidot erreichte seine Haustür halb tot vor Erschöpfung und Hunger. Er hatte sich kurz von einer Straßenkatze mitnehmen lassen, die ihn keine zwölf Häuserblocks weit auf dem Buckel getragen hatte, bevor sie ihre Zunge gegen ihn erhoben hatte. Er war unversehrt entkommen und den Rest des Weges gehüpft, war tiefen öligen Pfützen und fetten Autoreifen ausgewichen. Jetzt aber war er endlich zu Hause. Er kroch unter der Eingangstür durch und durchquerte den langen Hausflur, bevor er den beschwerlichen Aufstieg in Angriff nahm und Stufe für Stufe die drei Treppen zu seiner Wohnung hinaufhüpfte. Endlich oben angelangt, krabbelte er mit letzter verbleibender Kraft unter seiner Tür durch und in die Diele. Er war angekommen. Er wusste, dass hier keine echte Abhilfe für seinen Zustand zu finden war, damit würde er sich morgen befassen. Fürs Erste brauchte er lediglich das Behagen, sich sicher zu fühlen vor der albtraumhaften Welt der unerwarteten Beutegreifer und übergroßen Pudel, die da draußen lauerte. In diesem Moment konnte für Vidot kein Anblick tröstlicher und willkommner sein als der seiner schönen Frau. Er sehnte sich danach, ihr Haar zu riechen, seine Lungen mit ihrem Parfüm zu füllen, Ruhe zu finden in ihrer leuchtenden Präsenz.

Das Radio war an, aber das Esszimmer und die Küche waren beide menschenleer. Mit zwei Hopsern war er ins Wohnzimmer gesprungen, wo er pausierte, um sich umzuschauen. Er erwartete halb, Adèle in ihrem roten Lieblingssessel sitzen zu sehen, in einen der zuckrigen Romane vertieft, mit denen er sie so gerne aufzog. Doch auch das Wohnzimmer war leer. Da hörte Vidot den Klang ihrer Stimme.

Man brauchte kein großer Detektiv zu sein, um zu erraten, was da vor sich ging. Während er zum Schlafzimmer hüpfte, verspürte er ein teuflisches Vergnügen. Schon oft hatte er – wenn er mal wieder, von Arbeit überhäuft, bis tief in die Nacht im Büro bleiben musste – sich gefragt, ob

seine Frau sich jemals nach ihm sehnte und sich, von seiner Berührung träumend, selbst Lust verschaffte. Insgeheim hatte er sich schon immer gewünscht, sie in solch einem Zustand zu sehen. Ja, dachte er spitzbübisch, dies war seine einmalige Chance. Und so hüpfte er, fast schwindelig im Kopf, zur offenen Tür, um seine süße Adèle heimlich zu beobachten.

Sie war da, aber nicht allein. Ein Mann war bei ihr, umschlungen von ihren krallenden Armen, und liebte sie mit einer verbissenen und fieberhaften Hingabe. Der Anblick ließ Vidot taumeln, doch er blieb nicht lange erstarrt, da Schmerz und Verrat ihn mit einer Woge von wütendem elektrischen Adrenalin erfüllten. Ohne nachzudenken oder zu zögern, katapultierte Vidot sich mit einem mächtigen Satz auf den Rücken des nackten Liebhabers, wo er den Unbekannten mit aller ihm zu Gebote stehenden Wildheit attackierte.

Viel half das nicht. Der Mann hielt in seinen Bemühungen nicht inne, und eine ekstatische Adèle hielt ihren Geliebten bei der Stange. Sie gingen beide gänzlich auf in ihrem nassen Küssen, Beißen, Knabbern, Lecken, Grapschen und Stoßen; mit jeder groben Berührung entlockte dieser Eindringling seiner Frau tiefe, guttural grunzende Seufzer. Vidot hatte Adèle noch niemals so gehört; es war, als sei sie ein vollkommen anderes Wesen, ein schweißgebadetes Wildtier, gänzlich besessen von fieberhafter Lust und Gefräßigkeit. Kochend vor Wut kraxelte Vidot hinauf, tief in die Dickung des dunklen Kopfhaars des Fremden, und stieß mit der ganzen Kraft, die sein kleiner Körper aufzubieten vermochte, hasserfüllt die Zähne in die Kopfhaut des Mannes. *Nimm das, du Scheißkerl!*, wollte Vidot schreien.

Fast augenblicklich spürte er, dass ihm die Sinne schwanden. Der strömende berauschende Schwall von Menschenblut überwältigte ihn mit seiner herzhaften, sättigenden Süße und verwirrte ihn. Vidots Verstand wurde weich und schwammig, es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren, da sein Bewusstsein vollkommen eingetaucht war in die warmen pulsierenden Wellen purer Nährkraft. Sich selbst und seine entsetzlichen

Lebensumstände vergessend, sog er gierig, instinktiv ganz darauf konzentriert, so viel Blut, wie er nur konnte, in sich aufzunehmen. Während sein Bauch anschwoll, taumelten seine Sinne, und ihm drehte sich der Kopf. Die Knie gaben unter ihm nach, er strampelte, um wieder Fuß zu fassen, und bemühte sich, aufrecht zu bleiben. Als der Mann und Adèle simultan den sturmumtosten Gipfel ihrer ekstatischen fleischlichen Verkrampfungen erreichten, verlor der selbstvergessene Vidot vollends die Besinnung.

Er erwachte in völliger Finsternis. War das der Tod? War er in die kalte Schwärze des Purgatoriums geschleudert worden? Er hoffte es fast. Er rappelte sich wieder auf und versuchte, seinen winzigen Kopf klar zu schütteln. So viele absonderliche und schreckliche Begebenheiten hatten sich schon so rasch nacheinander entrollt, dass er meinte, aufs Schlimmste gefasst zu sein. Er setzte sich in Bewegung, und auch wenn er nicht die Hand vor Augen sah, erkannte er schnell, dass er noch immer im dichten, finsteren Forst auf dem Schädeldach des Mannes steckte. Er vernahm ein paar gedämpfte Stimmen, und dann hörte er eine Tür knallen. Die Fläche, auf der er stand, schien in einer graduell absteigenden Bewegung vor- und hinabzuwippen, woraus Vidot schloss, dass sie die Treppe hinuntergingen. Und da begriff er, dass er von zu Hause davongetragen wurde, fort von seiner Adèle, fort von jedem Ideal, das er je besessen hatte, von Liebe, Harmonie und häuslichem Glück, gefangen unter dem Gewölbe von eines anderen Mannes Hut.

# XX

Im obersten Stock des Pigalle-Hotels prüfte Zoja ihr Präparat. Als sie es für hinreichend trocken befand, nahm sie von der Kommode eine langstielige Tonpfeife und legte das kleine Eulengewölle in deren Kopf. Sie machte es sich in der Ecke eines weißen Polstersessels gemütlich, riss ein Streichholz an und inhalierte tief. Dann lag sie da und wartete.

Es dauerte nicht lange. Die Zimmerdecke über ihr ging bald vom festen in den flüssigen Aggregatzustand über, während die Wände sich leicht kräuselten, wie ein Theatervorhang, hinter dem sich Schauspieler vor Beginn der Vorstellung bewegen. Lichtspektren flimmerten und warfen Visionen, die sich rasch zu Teichen um sie sammelten. Sanft glühende, rote und kobaltblaue Halluzinationen erhoben sich vom Fußboden, transparente Gestalten fanden ihre Form, glitten übereinander vorbei in kaleidoskopischer Collage, manche vertraut, manche fremd; Straßenszenen und winzige Interieurs – Wohnungen, Schreibstuben, Flure – materialisierten sich in verschiedenen Ecken des Zimmers und gehorchten in ihrer Choreographie den rhythmischen Worten der in verfinsternde Schichten gehüllten und vermummten flüsternden Frauen, Geister aus den uralten, untergegangenen Hexenzirkeln, die sich jetzt um Zoja drängten. Jede Stimme legte sich über eine andere, wie die Blätter eines Folianten, und schilderte im kakophonischen Chor die vieldimensionalen Szenen, die sich rings um sie abspielten.

Zoja ließ sich nicht ablenken und behielt die Kontrolle, sie war in dieser Kunst wohlbewandert. Vor mehr als hundert Jahren, als Elga zum ersten Mal das Eulengewölle sanft in ihre Pfeife gestopft hatte, war sie auf eine beängstigende Reise in die Finsternis entrückt worden, die ihr ein zutiefst chaotisches Universum offenbarte, zielgerichtet in seiner Intention, aber unergründlich in seiner Ursache, mit einer Myriade von so überwältigend starken Kräften, dass Zoja die Erfahrung nur mit knapper Not überlebt

hatte. Doch sie hatte überlebt, und sie hatte gelernt, und jetzt war sie imstande, den Faden auszuwählen, dem sie in all dem Tumult zu folgen wünschte, indem sie sich in die misstönenden Stimmen einzelner Geister versenkte, bis sie das spezifische Tableau, um das es ihr ging, isoliert hatte. Dort hinten in der Ecke, neben dem Sofa, spielte ein Miniatur-Oliver ein frühmorgendliches Tennismatch, während sie drüben bei der Spüle ihr Kaninchen Will auf dem Weg zur Arbeit sah, inmitten von Passanten, mit leicht besorgter Miene, aber entschlosseneren Schritts, als ihm bewusst war.

Sie sah sich um, versuchte Elga auszumachen. Da war ein Straßenfest und ein kleines Schlafzimmer, in dem zwei Liebende umschlungen lagen, ein Nebel strich über ihre Leiber, der aus den Mündern einer Reihe von blubbernden Bechergläsern wehte, die auf der Arbeitsfläche eines geschäftigen Labors standen, Bäume wuchsen zwischen fleißigen Pharmakologen, immer dichter und höher, bis sie alle in einem undurchdringlichen Wald verschwanden. Ein Schwarm von Eulen flog aus dem hohen Geäst, breitete die Schwingen aus, um den Raum von jeglicher Vision zu befreien, bis alles sich in Rauch auflöste und verwehte. Sie schaute sich in der leeren Suite um, war frustriert; da gab es mehr zu entdecken, das spürte sie, irgendein entscheidendes Element lauerte in der Tiefe.

Sie zündete die Pfeife wieder an und tat einen weiteren Zug, einen tieferen diesmal, mit stärkerer Wirkung. In der Kochecke erwachte flirrend ein gigantischer Rattenkopf zum Leben und starrte sie an. Auf der Stirn des Nagers stand ein Mann wie ein Bergsteiger auf einem Gipfel oder ein Kapitän auf der Brücke seines Schiffes. Sie erkannte ihn nicht, sah ihn über sie hinwegspringen, zu einem Riesen werden, weit größer, als das Zimmer anfangs gewesen war. Hoch schwang er sich auf in den nächtlichen Himmel über ihr, kurvte dann abwärts und stürzte geradewegs in den offenen Mund eines Altsaxophons. Plötzlich verstummten alle Geräusche der Gespenster, und Stille erfüllte den Raum. Aus den Tiefen des Messinghorns

stieg ein leises Geräusch auf. Zoja konnte nicht erkennen, was es war. Sie beugte sich vor, lauschte aufmerksam, bis sie die Stimme eines Kindes vernahm, eines kleinen Mädchens, das zu weinen schien, aus Angst oder aus Einsamkeit. Dann fielen weitere Stimmen ein, ein weiterer Chor gleich den uralten Hexenzirkeln, aber diesmal irgendwie vertrauter. Sie wurden lauter, skandierten Gefasel und riefen nach Zoja. Ihre Augen weiteten sich, als sie sie erkannte – ja, sie kannte diese Stimmen, sie kannte diese alten Weiber. Der Chor sang immer lauter, bis er zu schreien schien. Ein zitternder Schauder erfasste sie, schickte ihren Körper rücklings zu Boden und schüttelte ihre Brüste, Arme und Schenkel in epileptischer Raserei. Der Ton der Stimmen bohrte sich gleichmäßig höher und höher in ihren Kopf hinein, bis seine schrille, kreischende Frequenz ihre Haut erröten, ihre Augäpfel einwärtsrollen und ihre Zähne knirschend mahlen ließ. Dann, endlich, in einem Blitz, brach ein gewaltiger Riss von Licht durch und schlug die Schwärze zu Scherben.

Dann war es vorbei. Sie blinzelte leicht und blieb bewegungslos auf der Seite liegen, während sie überdachte, was sie gesehen, was sie gehört hatte. Sie sprach zum leeren Zimmer: »Mazza, Lyda, Bascha, ihr alten Schachteln, warum seid ihr zurückgekommen?« Dann schwieg sie, als ob sie auf eine Antwort wartete. Jetzt mit allen Sinnen wach, konnte sie die drei spüren, sie zogen an ihr, so wie die Flut ein Boot an Land zieht. Was war ihre Absicht? Was führten sie im Schilde? Sie ließ die Visionen noch einmal Revue passieren. Von Elga war keine Spur zu sehen gewesen, was seltsam war. Warum sollte die Alte sich verstecken? Schließlich wischte sie sich den Schweiß von der Stirn und stand auf, um den Kessel aufzusetzen. Sie brauchte eine Tasse Tee. Ihre Gedanken schweiften ab zu Will, nicht wegen irgendetwas, was sie gesehen hätte, sondern einfach weil ihr Geist eben dort tanzte. Denn inmitten all der knorrigen Knoten von mystischem Gewebe war er der Unkomplizierte, einfach ein kräftiges, gesundes Kaninchen, das ahnungslos übers Feld hoppelte, einzig von naivem Menschenverstand und einer Prise wohltuender Unschuld geleitet. An ihn

zu denken entspannte sie. Wenn’s nur so hätte bleiben können.

# Zweites Buch

*Der ganze Kampf dreht sich um die Bewahrung der individuellen Seele. Der Feind ist die Unterdrückung der Historie; wider uns ist die irremachende Propaganda und Gehirnwäsche, Prachtentfaltung und Gewalt.*

Ezra Pound in:
*The Paris Review*

# I

Es war fast ein Uhr nachts, als ein noch immer ziemlich verschlafener und verwirrter Hauptkommissar Maroc in seinem Büro saß und sich anhörte, was sein Untergebener über die Sachlage zu berichten hatte. Zwei Beamte, der eine ein Ermittler und der andere ein Streifenpolizist, waren samt ihrem Streifenwagen aus den Straßen von Paris verschwunden. Schlimmer noch, es hatte einen weiteren rätselhaften Mord gegeben, drüben in der Rue d'Astorg. Durch Anrufe alarmiert, hatten Polizeibeamte den Besitzer eines Antiquitätengeschäfts mit einem Einschussloch mitten in der Stirn vorgefunden. Nähere Untersuchungen ergaben, dass dem Mann die Zunge herausgeschnitten worden war, und obwohl die Beamten in sämtlichen Sekretärschubladen, alten Urnen, Hutschachteln, Humidoren, Schmuckkästchen und Papierkörben nachgesehen hatten, war sie unauffindbar geblieben.

»Wir vermissen also zwei Polizisten, einen Polizeiwagen und eine Zunge«, fasste der Beamte abschließend zusammen.

Hauptkommissar Maroc sagte nichts. Einer der verschwundenen Polizisten, der selbstgefällige und besserwisserische Vidot, war von jeher und stets eine Nervensäge gewesen, und unter anderen Umständen wäre sein Verschwinden für Maroc ein Fest gewesen. Der andere, Bemm, war dem Hauptkommissar – der erst kürzlich in dieses Kommissariat versetzt worden war, nicht beabsichtigte, auf diesem Posten alt zu werden, und sehr wenig Veranlassung sah, auch nur einen seiner Männer kennenzulernen – nicht bekannt. Vidot hatte er überhaupt nur deswegen zur Kenntnis genommen, weil der Mann so rundum unerträglich war.

»Sollen wir die Angehörigen benachrichtigen?«, fragte der Beamte.

Maroc schüttelte den Kopf. »Nein, noch nicht. Rufen Sie sie morgen an, und erzählen Sie ihnen, Vidot und Bemm seien zu einer wichtigen verdeckten Ermittlung abkommandiert. Vielleicht tauchen sie ja wieder

auf. Ich will wegen der Sache weder Ärger noch die Aufmerksamkeit der Presse haben.«

Vor über einem Jahr war Marocs Gönner, Papon, zum Polizeipräsidenten befördert worden und hatte versprochen, für Maroc einen verantwortlichen Posten bei der Zollbehörde zu finden, wo es Möglichkeiten zur Selbstbereicherung en masse gab. Damals war kein passender Posten vakant gewesen, also hatte Maroc übergangsweise diese Stelle bei der Kriminalpolizei bekommen, damit Papon Zeit hätte, eine entsprechende Personal-Umsortierung vorzunehmen. Maroc wusste, dass er ein wenig Geduld aufbringen musste, er hatte sich für die Wartezeit lediglich Ruhe und Frieden erhofft, und die ersten paar Monate waren seinem Wunsch entsprechend verlaufen: Die übliche Parade von Taschendieben, kleinen Einbrechern, Fälscherringen und häuslicher Gewalt (mitunter mit fatalem Ausgang – Ehefrauen wurden gelegentlich verprügelt und erdrosselt, ebenso wie Ehemänner gelegentlich in Küchenmesser rannten) hatte den gutgeölten Trott im Kommissariat nicht nennenswert beeinträchtigt.

Jetzt aber war plötzlich eine Epidemie bizarrer und unerklärlicher Vorkommnisse ausgebrochen, die ganz Paris erfasst hatte. In derselben Nacht, in der von einem Wagen aus mit einem Maschinengewehr auf Senator Mitterrand gefeuert worden war, hatte man nur ein paar Straßen weiter, in der Nähe der Rue Mouffetard, einen an langen Eisendornen aufgespießten männlichen Leichnam aufgefunden. Zum Glück hatte erstere Geschichte die zweite in den Schatten gedrängt, und während der Fall Mitterrand sich rasch zu einer Farce entwirrt hatte (offenbar hatte der Politiker das versuchte Attentat selbst inszeniert, um Sympathien zu gewinnen), war der zweite Fall umso komplizierter geworden. Das Verschwinden eines Polizeiwagens samt zwei der Beamten, die im Fall Léon Vallet ermittelten, war keine Geschichte, die leicht unter Verschluss gehalten werden konnte, und kam sie erst heraus, würde sie kein gutes Licht auf den verantwortlichen Hauptkommissar werfen.

Maroc starrte durch die offene Tür in den leeren Korridor und dachte bei sich, dass er, sowenig er den Anblick des selbstgerechten Vidot mit seinem sarkastischen, allwissenden kleinen Grinsen bislang auch hatte ertragen können, jetzt ganz aufrichtig nichts sehnlicher wünschte, als den affektierten Fatzke in sein Büro hereinstolzieren zu sehen. Aber als er auf seine Uhr sah und begriff, dass er es kaum vor drei wieder nach Hause und in sein Bett schaffen würde, schwante ihm, dass die Aussicht auf eine so simple Lösung eher gering war. Sein Bauch sagte ihm, dass die Lösung dieses Falles sich in die Länge ziehen und kompliziert sein würde. Und Komplikationen, so reflektierte er mit einem schweren Seufzer, warfen selten Gewinne ab.

»Morgen früh gehen Sie das Inventar des Antiquitätenladens durch«, sagte Maroc, indem er seine Aufmerksamkeit wieder dem Beamten zuwandte. »Stellen Sie fest, ob irgendetwas fehlt. Und sagen Sie Gilbert in der Morgue, dass er die Klappe halten soll – sowohl seine eigene als auch die des Toten. Beim derzeitigen Stand der Dinge wird jede lose Zunge die Sache nur weiter verwirren.«

# II

»Surrealismus!«, brüllte Guizot.

Will war vom Mittagessen zurückgekehrt und hatte seinen Kunden vorgefunden, der, in seinem Büro auf und ab federnd, auf ihn wartete. Will hängte Hut und Mantel hinter der Tür auf und setzte sich an seinen Schreibtisch. »Tut mir leid, dass Sie warten mussten, Monsieur Guizot, aber ich wusste nicht, dass wir einen Termin hatten.«

»Hatten wir auch nicht!« Sein Kunde grinste und breitete die Arme aus, als wollte er Will in selbige schließen. »Ich hatte eine Vision, Will! Einen herrlichen Blitzstrahl erleuchtender Erkenntnis! Hat mich direkt im Hirnkasten erwischt, genau wie es Sie am Auge erwischt hat! Haha. Aber jetzt im Ernst, was ist denn mit Ihrem armen Gesicht passiert? Ein wütender Ehemann?«

Will errötete verlegen. Er hatte sich keine glaubwürdige Erklärung für seinen Bluterguss zurechtgelegt. Er wollte gerade improvisieren, als er über Guizots Schulter sah, wie Brandon den Korridor entlangkam. Er hatte den Amerikaner nicht so früh erwartet, aber er sagte sich, dass er die Dinge ebenso gut jetzt richtigstellen konnte. In der vergangenen Nacht hatte er darüber nachgedacht und war zu dem Schluss gelangt, dass Oliver und seine Freunde trotz ihres dramatischen Getues tatsächlich nur eine alberne, lächerliche Bande waren. Es lag nichts vor, was sich nicht hätte regeln lassen. Die Sache mit dem Messer, der Hoffmann-La-Roche-Akte und dem ganzen übrigen Unsinn konnte in Ordnung gebracht werden, sobald Will die Gelegenheit bekam, sich mit Brandon zusammenzusetzen und ihm alles zu erklären. Jetzt brauchte er nichts anderes zu tun, als Guizot aus seinem Büro hinauszukomplimentieren, damit er sich mit seinem amerikanischen Freund unterhalten konnte.

»Entschuldigen Sie, Monsieur Guizot, das ist mir jetzt sehr unangenehm, aber gerade kommt ein anderer Kunde wegen einer Besprechung. Einer,

die tatsächlich in meinem Terminkalender steht.«

Guizot schaute durch das Türfenster und sah Brandon. »Der kann warten!«, sagte er, eifrig sich die Hände reibend. »Ich *muss* Ihnen das erzählen. Zwei Minuten, mehr verlange ich gar nicht, hören Sie einfach zu. Es ist eine Geschichte über meine Frau. Meine Frau, müssen Sie wissen, ist weit kultivierter als ich, und sie gibt unser Geld für ihr Leben gern für Kulturdinge aus. Erstausgaben, Lithographien, seltene fotografische Abzüge, was immer ihr irgendwie wichtig erscheint, kauft sie auf. Also raten Sie mal, womit sie letzte Woche nach Hause gekommen ist.«

Will schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung.«

»Sie hat aus einer Galerie ein Gemälde von einem riesigen Pferdearsch, der aus einer Mauer rausguckt, mitgebracht. Unglaublich, was?«

»Da wäre ich nie im Leben drauf gekommen.«

»Sehen Sie. Ich fand das Ding auf Anhieb abscheulich. Ich sag zu ihr Folgendes, ich sage: ›Was soll dieser Unfug? Das ist ja total geisteskrank!‹ Sie sagt zu mir: ›Das ist nicht geisteskrank. Das ist Surrealismus.‹ Ich sag ihr, sie soll das Ding aus dem Haus schaffen. Sie sagt nein. Ich bestehe darauf. Sie heult, ausgiebig, aber am Ende bringt sie das Bild zurück, und ich hab mein Geld wieder.«

Will hörte nur mit halbem Ohr zu. Er schaute nach draußen und sah zwei weitere Männer, die er nicht kannte, auf dem Korridor erscheinen. Sie gaben Brandon die Hand, und die drei warteten zusammen auf dem Gang.

»Hören Sie auf, da rauszugucken. Ich bin Ihr Kunde, sehen Sie *mich* an, Will!«

»Ich bitte um Entschuldigung, Sie haben meine ungeteilte Aufmerksamkeit.« Er konnte sich ein Lächeln über Guizots Ernst nicht verkneifen.

»Schön. Also, jetzt kommt der unglaubliche Teil«, fuhr Guizot fort. »Vorletzte Nacht habe ich von diesem Bild geträumt. Ich dachte mir nichts weiter dabei. Aber dann, *letzte* Nacht, habe ich noch einmal davon geträumt! Dieser verfluchte Pferdearsch, der geht mir nicht aus dem Kopf!«

»Vielleicht haben Sie Schuldgefühle, weil Sie Ihre Frau gezwungen haben, das Bild zurückzugeben.«

»Was sind Sie, mein Psychiater? Scheiß auf meine Frau! Die Sache ist, dieser Surrealismus, der unterbricht unsere Denkmuster. Er setzt einem Unsinn in den Kopf und zerrüttet das Bewusstsein, indem er die Wirklichkeit auf den Kopf stellt. Und genau das, Will, soll meine Reklame bewirken! Und deswegen will ich, dass Sie mir helfen, eine Werbung zu machen, die absolut surreal ist, absurd, durch und durch geisteskrank, eine Werbung, die droht, meine Kunden vollkommen überschnappen zu lassen. *Das* will ich! Verstehen Sie?«

Während er den Mann ansah, der vor ihm mit irrem Blick durch die Gegend hopste, fragte er sich, ob in der Sache – trotz des Umstands, dass Guizot selbst übergeschnappt zu sein schien – nicht doch der Keim einer Idee stecken konnte. Aber Will kannte seinen Kunden, und er wusste, dass er in zwei Tagen mit einem neuen, ganz anderen und ebenso hirnrissigen Plan wieder auf der Matte stehen würde. Wichtig war jetzt nur eins: Er musste diese Besprechung zu einem Abschluss bringen und mit Brandon reden. »Ich verstehe vollkommen, ich werde mich unverzüglich daranmachen, diesen neuen Ansatz zu recherchieren«, sagte Will, indem er Guizot aus dem Zimmer lotste. »Schauen Sie vielleicht in ein paar Tagen wieder vorbei.«

»Moment –«, setzte Guizot zum Protest an, aber Will schnitt ihm das Wort ab.

»Mir gefällt Ihre Idee. Faszinierend. Aber ich muss hier abbrechen – wie ich schon sagte, habe ich ein Kundengespräch.« Er zeigte auf Brandon und die anderen beiden, die seine Sekretärin gerade zu einem Konferenzzimmer führte.

»Hm.« Guizot schnüffelte in Brandons Richtung. »Was verkaufen Sie für diese Burschen?«

»Pharmazeutika«, sagte Will, überrascht, dass ihm so auf die Schnelle eine Lüge eingefallen war.

»Ah, ich verstehe«, sagte Guizot. »Rauschgifthändler. Ich trau dem Gesocks nicht.«

»Na ja, wenn man einen Kater hat, ist auf sie Verlass. Hören Sie, schauen Sie am Mittwoch wieder vorbei. Bis dahin bin ich schon ein Stück weitergekommen.« Er klopfte Guizot auf den Rücken und entließ ihn in den Korridor. Dann ging er wieder an seinen Schreibtisch, schnappte sich die Bayer-Akte und machte sich auf zum Konferenzzimmer, zu Brandon und seinen Freunden.

Als er den Raum betrat, sah Will sie alle am Tisch sitzen und wertete es augenblicklich als schlechtes Zeichen, dass sie nicht einmal die Hüte abgenommen hatten.

»Will, das sind Mike Mitchell und Caleb White«, sagte Brandon. »Ich habe sie gebeten, heute dabei zu sein, ich hoffe, das ist in Ordnung.«

»Klar. Kein Problem. Kann ich Ihnen etwas kommen lassen? Kaffee?«, sagte Will und setzte sich.

»Ist schon gut, Ihr Mädchen besorgt uns gerade welchen«, sagte Brandon.

Will legte die Akte auf den Tisch. »Tja, hier habe ich den Bayer-Bericht für Sie, aber da wären ein paar Dinge, über die ich vorher noch gern mit Ihnen reden möchte«, sagte Will, unschlüssig, womit genau er anfangen sollte. Damit, wie er Oliver auf dem Empfang kennengelernt hatte? Mit der Szene im Séparée, in dieser Bar? Oder damit, wie Boris ihn mit dem Telefonbuch niedergeschlagen hatte?

»Tut mir leid, aber was immer es ist, wird warten müssen«, sagte Brandon, griff in seinen Aktenkoffer und holte einen dicken Umschlag heraus, den er Will vor die Nase auf den Tisch warf. Will wusste intuitiv, was darin war, noch ehe er ihn geöffnet hatte.

Und tatsächlich, es war die Hoffmann-La-Roche-Akte, wenn auch nicht der Originalbericht, sondern nur qualitativ minderwertige Ablichtungen davon. Viele der Fotos waren unscharf, andere gaben nur einen Teil einer Seite wieder – wer immer die Bilder gemacht hatte, war eindeutig in Eile gewesen. Will erwog kurz, mit irgendeiner Art von Erklärung

herauszurücken, aber eine Stimme in seinem Kopf riet ihm zu warten: Es kamen weitere schlechte Nachrichten.

»Und was ist damit?«, fragte er.

»Tja, wir hofften eigentlich, dass Sie uns darüber aufklären könnten.« Brandons Ton war anders, er klang weniger wie eine arrogante College-Sportskanone und eher wie ein strenger Grenzschutzbeamter, kalt und bürokratisch. »Unsere Leute haben das sofort als einen Bericht Ihrer Firma identifiziert, der Aufbau ist identisch, die Sprache ist ähnlich. Selbst ohne Briefkopf lässt sich das leicht nachweisen. Interessant ist, *wo* wir das gefunden haben. Ein Agent von uns hat es geschafft, diese Fotos heute Morgen zu schießen, während die Akte in der sowjetischen Botschaft herumgereicht wurde.«

»Der sowjetischen –?« Will war verwirrt.

»Ja«, sagte Brandon. »Wie es aussieht, haben auch die Roten hier in Ihrem Laden fleißige Augen und Ohren.«

Will ließ das erst mal sacken. Er war verprügelt *und* verraten worden, beides. Warum hatte er eigentlich angenommen, Oliver würde auf *seiner* Seite arbeiten? Der schelmische Obere-Zehntausend-Akzent hatte ihn irregeführt, es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, jemand so sichtlich Betuchtes wie Oliver würde die Kommunisten unterstützen. An dem Mann war zwar auch sonst nicht viel logisch nachvollziehbar, trotzdem schien es, als ob es eine andere Erklärung geben müsste.

Will überschlug rasch seine Optionen, denn momentan schien die Idee, Brandon reinen Wein einzuschenken, ausgesprochen unklug. Offenbar hatte er sich der Weitergabe vertraulicher Dokumente an einen Sowjetagenten schuldig gemacht. Dass er durch Erpressung dazu gezwungen worden war, würde vermutlich nicht viel ändern. Schließlich hatten viele historische Spione zweifellos als Opfer von Täuschung und Nötigung angefangen, aber die untadeligen Wurzeln ihrer Irrtümer hatten das Erschießungskommando nie sonderlich interessiert. Will begriff, dass er sofort hätte zu Brandon gehen sollen, das war ihm plötzlich sonnenklar –

und genauso schmerzlich klar, dass es jetzt absolut zu spät dafür war. Es spielte auch keine Rolle, dass die Dokumente größtenteils von keinerlei strategischer Bedeutung waren; der Feind war der Feind, und er hatte – irgendwie unbeabsichtigterweise, aber mit Sicherheit nicht unbeabsichtigterweise genug – dem Feind Informationen zugespielt. Er brauchte Zeit, und er musste Oliver ausfindig machen. Es musste eine Erklärung geben. »Natürlich werde ich alles tun, was in meiner Macht steht, um Ihnen zu helfen. Was werden Ihre nächsten Schritte sein?«

»Tja, momentan habe ich wirklich keine Zeit, mich damit zu befassen. Ich habe größere Dinge in Arbeit. Aber die Firma ist besorgt, deswegen möchte ich es Mitchell und White überlassen, die Sache zu regeln. Wenn Sie uns Kopien der Personalakten Ihrer Agentur besorgen, werden die beiden schon herausfinden, wo Ihre mögliche undichte Stelle sein könnte«, sagte Brandon. »Natürlich können wir selbst niemanden festnehmen, und die französischen Behörden mit ins Boot zu holen wäre wahrscheinlich nicht klug. Aber sobald die Verdächtigen identifiziert sind, können wir geeignete Maßnahmen ergreifen.«

»Ich verstehe«, sagte Will, der die ganze Zeit genickt hatte. »Also gut, dann rede ich mit der Personalabteilung, und übermorgen habe ich die Kopien für Ihre Leute. Spätestens Mittwochnachmittag. Aber ich glaube wirklich nicht, dass Sie hier jemanden finden werden. Das ist schließlich eine Werbeagentur, hier wimmelt’s nicht gerade von Spionen.«

Brandon grinste und stand auf. »Also, uns reicht schon einer. Die Akte kam aus diesem Büro. So viel wissen wir im Augenblick. Den Rest werden wir uns zusammenreimen. Danke für Ihre Kooperationsbereitschaft.« Er wollte schon gehen, blieb aber dann stehen. »Ach, und worüber wollten Sie mit mir reden?«

Will lächelte und schüttelte den Kopf. »Nicht so wichtig, es kann warten. Vergessen Sie Ihre Akte nicht.« Er schob die Bayer-Akte über den Tisch.

»Richtig«, sagte Brandon und nahm sie an sich. »Nochmals danke. Wir bleiben in Verbindung.« Er verließ den Raum, gefolgt von seinen zwei

schweigenden Kollegen, deren Namen Will bereits vergessen hatte.

Während er dasaß, musste Will wieder an Guizot denken, an seine Frau und die Geschichte von dem Gemälde. Er fühlte sich, als sei er selbst der Pferdearsch, der aus der Mauer rausschaute. Aber besonders surreal fühlte es sich nicht an – eher allzu real.

# III

Die hässliche alte Frau war jetzt anstelle von Madame Vertan da. Sie war ganz anders als Madame Vertan, die nie ein Wort gesagt hatte, sondern immer nur kühl und effizient ihre Arbeit verrichtete und die Patienten dabei mit einem missbilligenden Ausdruck anstarrte. Diese Frau hörte überhaupt nie auf zu reden, zumeist zu sich selbst, während sie die Bettpfannen wechselte, die Betten bezog und die Handtücher zurechtlegte und mit dem Wischeimer durch die Gegend schwappte. Anfangs hatte Noëlle sich gefragt, ob sie vielleicht ebenfalls eine Patientin war, denn sie schien selbst leicht durchgeknallt zu sein, roh und rüpelig, ja sogar leicht furchteinflößend. Aber schon am zweiten Tag begriff Noëlle, dass die alte Frau harmlos war, ja geradezu amüsant.

»Bäh, diese ganze Pisse riecht wie Gift«, sagte die Alte, während sie den Inhalt der Bettpfanne in einen Eimer kippte. »Das liegt an den Pillen, mit denen die euch vollstopfen, und an dem beschissenen Fraß. Das reinste Wunder, dass ihr nicht längst mausetot seid von der Schweinegülle, mit der die euch nudeln!« Ein anderes Mal, als sie gerade auf dem Korridor wischte, sagte sie: »Was die Schwalbe weiß, damit fliegt sie nach Süden. Was der Eber weiß, krepiert in seinem Koben. Haha.« Später an demselben Tag schien die Alte, auf Knien mit der Wurzelbürste schrubbend, fast in Träumen versunken zu sein, als sie, hin und her, ein gemurmeltes Gespräch mit sich selbst führte: »Das Winter-Chalet des Prinzen? Weißt du noch? Nein, wo? In Preußen, du Dummsack! Ja, ja, er gab uns Pfau zu essen, mit eingemachtem Rettich und Sherry, es gab gefüllte Gans und Kürbis, Schweinebäckchen und Austern und Abalonen. Ha, das war ein Festmahl!«

Noëlle konnte nicht glauben, dass eine Frau, die gerade Urinflecken vom Fußboden schrubbte, jemals mit einem Prinzen diniert haben könnte, und das Essen, das sie beschrieb, klang ekelerregend. »Wer isst denn *Pfau*?«, fragte sie laut, außerstande, ihre Neugier zu bezwingen.

Die alte Frau unterbrach ihre Arbeit und sah zu dem Mädchen auf. »Gegenfrage: Wer aß das erste Ei, das aus einem Hühnerarsch herausfiel? Einer, der Hunger hatte, ganz einfach.« Dann nahm sie ihr Geschrubbe wieder auf, sprach dabei aber weiter zu Noëlle. »Aber es müssen nicht immer extravagante Speisen sein, die köstlich schmecken. Meine Schwester und ich kampierten mal sechs Jahreszeiten lang auf dem Land eines russischen Bauern. Er spießte für uns Aale aus dem Fluss und briet sie mit den Trüffeln, die er gesammelt hatte, und frischer Butter von seinen Kühen. Köstlich. Er war ein beschränkter, dummer Tölpel, aber er war groß und stark, und er roch immer nach Pferdescheiße. Oh ja« – die alte Frau hielt wieder in ihrem Schrubben inne –, »nichts ist so gut wie der Geruch von Pferdescheiße. Heutzutage sind alle Straßen sauber gekehrt, und die Pferde sind alle verschwunden, deswegen ist jetzt nichts in der Luft als der Ruß eurer Verbrennungsmaschinen.« Sie fing wieder an zu schrubben. »*Deswegen* schlafe ich gern in einer Scheune, damit ich echte Gerüche in der Nase habe. Pferdescheiße und Pferdefürze. *Das* sind die Gerüche des Lebens.«

Da musste Noëlle kichern. Während die Alte sie betrachtete, huschte ein kleines Lächeln über ihre Lippen. Dann ging sie wieder an ihre Arbeit und sprach kein weiteres Wort mehr.

## IV

*Drittes Hexenlied*

Ah, hn, ächz, wir wackeln mit den Schädeln
und knirschen beim Gucken mit kariösen Zähnen.
Warum bloß immer die mit einem Sprung in der Schüssel, Elga,
warum nie die Gesunden?
Die Alte ist nicht besser
als ein skrupelloser Werber,
der Besoffene zwangsrekrutiert. Bei so saudummen Kriegerinnen
ist es kein Wunder, wenn unsere Tage gezählt sind.
Nie vom Glück begünstigt,
versinken wir jetzt in Kesselmooren,
verzweifelt krallend, greifend nach dem einen
kahlen Halm,
der viel zu schwach erscheint, uns Halt zu bieten.

So viele Feinde, zahllose Niederlagen,
selbst unsre heiligsten Riten der Feier und Erneuerung
vereinnahmt vom garstig gefräßigen Papst-Vieh.
Sieh es stramm-stolz thronen, gebrandmarkt mit dem Kreuzfahrer-Kruzifix,
endlos iahend von seiner greinenden Krippe,
ewiges Leben verheißend
und bodenlose Becher voll Weins einem jeden Gesalbten.
Wenn das kein Marktschreier ist!
Gebetsmühlenartig rühmt er
die Tugenden der Liebe und des Erbarmens,
dieweil seine Kruzi-Kämpen sonder Fehl und Tadel
nackichte Kinder kehlen.
Keine andere Mär duldet er, keine Mythen-Konkurrenz,

und in seinem Heißhunger nach Macht schlachtete und kochte er
jede scharfzüngige Frau, die er fand,
und schonte selbst die Seinen nicht, die Frommen,
die Geweihten, die armen, fiebrigen Nonnen,
lediglich leidend oder im Delir, nur irr vor Einsamkeit und Herzweh
in ihren sonndurchglühten Klöstern,
sich quälend inmitten der schwindelerregenden Spirale
ewigen Ennuis.
Dort, umkreischt von ihren Elsternschrei'n um Gnade,
hob der Pfaff die Hand, Ruhe gebietend,
und sprach,
würdevoll-schlicht: Brennt,
Schwestern, brennt.

Geister, sagt man, spuken aus drei simplen Gründen:
Sie lieben das Leben zu gänzlich, um von ihm zu gehen;
sie lieben einen andern zu tief, um sich von ihm zu trennen;
oder sie brauchen noch ein bisschen Zeit,
um einen fernen Dolch zur Kehle
zu locken, die nur seiner harrt.

# V

Floh Vidot war erschöpft. Kopfüber unter der Couch seines Rivalen hängend, ruhte er sich aus. In den vergangenen zwei Tagen hatte er alles erfahren, was er über den Mann wissen musste. Er war davon überzeugt gewesen, dass seine Nachforschungen klare Beweise für dessen Schurkenhaftigkeit ergeben würden, aber was sich ihm darstellte, war ein Mann von durch und durch harmloser und gewöhnlicher Lebensart.

Der Name des Mannes, den Vidot in mühevoller Großarbeit aus Briefköpfen und verschiedenen Kuverts, die in der ganzen Wohnung verstreut herumlagen, abgeschritten hatte, war Alberto Perucci. Er war Italiener und lehrte Philosophie an der Universität von Paris. Er war mit einer Frau namens Mimi verheiratet. Sie arbeitete bei einer Zeitschrift namens *Festival* als Assistentin in der Bildredaktion. Sie war eine sehr attraktive Frau; ja Vidot musste einräumen, dass sie, rein physisch, sogar noch schöner als seine Adèle war. Mimi betete ihren Mann ganz offensichtlich an; kaum betrat er die Wohnung, schlang sie die Arme um ihn und küsste ihn mit zärtlicher Zuneigung am Hals, um sodann den Kopf an seine Brust zu schmiegen.

Wieso benötigte ein solcher Mann noch eine Geliebte? Wie unersättlich war seine Gier? In vielen europäischen Ländern – Italien, Spanien, Frankreich – hielt man sich Geliebte; Vidot verstand es nicht, akzeptierte es aber als Fakt. Trotzdem – diese Frau kochte, sie putzte, und sie umhegte ihren Gatten mit einer vollkommenen, unverwandten Hingabe, die Vidot beeindruckte. Seine Adèle war fraglos, allem Anschein nach, eine gute Ehefrau, aber sie kniete sich nie hin, um ihm am Ende des Tages die Schuhe auszuziehen, nie schenkte sie ihm ein Glas Whisky ein und stellte es ihm griffbereit hin, während er in der Wanne lag und die Abendzeitung las, nie setzte sie sich ihm auf den Schoß und kitzelte ihn an den Ohren, während sie zusammen Radio hörten. Sein Respekt vor und sein Mitgefühl mit der

schönen Mimi ließen sein Herz schmerzen vor überwältigendem Mitleid mit allen Betrogenen der Welt.

Am ersten Tag hatte Vidot Alberto zur Arbeit begleitet, hoch zu Kopf und sicher unter seinem Hut geborgen. Er hatte exakt auf Albertos höchstem Punkt gesessen und die gelangweilten, lustlosen Studenten betrachtet, denen der Dozent eine Vorlesung über Hegel und Marx hielt. Dann hatten sie beide im Arbeitszimmer gesessen, und der Dozent hatte Hausarbeiten korrigiert. Vidot war nicht unbeeindruckt von der Akribie, mit der Alberto die Arbeiten seiner Studenten durchlas und langsam, bedächtig mit Randnotizen versah. Dann, nach etwas über einer Stunde, umschloss ihn der Hut abermals mit Finsternis, um ihn erst freizugeben, als er wieder in seiner eigenen Wohnung war und mit ansehen musste, wie dieser Teufel in Menschengestalt seine Adèle aufs Neue umarmte.

Er erkannte seine Frau kaum wieder: In Gegenwart dieses Mannes verwandelte sich dieses sittsam züchtige Wesen in ein Geschöpf der Lust, ihre Augen tränten vor Verlangen, und sie küsste ihn mit weit geöffnetem Mund so lange, bis sie nach Atem rang. Vidot wurde übel, und so nahm er instinktiv Zuflucht zur einzigen Rache, die ihm blieb, und bohrte seine Beißwerkzeuge tief in Alberto und sättigte sich an dessen Blut.

Als er später, benommen und fast ohne Bewusstsein, im dichten Haar des Mannes lag, ließ ihn der Klang seines Namens plötzlich aufschrecken. Als er, um zu lauschen, wieder zum Scheitelpunkt von Albertos Schädel gekrabbelt war, sah er seine schöne Adèle nackt auf dem Bett liegen und hörte sie berichten, ein Polizeibeamter habe angerufen und gesagt, Vidot sei wegen einer verdeckten Ermittlung außer Hauses. Sie meinte, das sei zwar fraglos günstig für sie beide, aber dennoch seltsam, da ihr Mann das doch mit Sicherheit erwähnt hätte. Alberto küsste sie auf die Wange und sagte, sie sollten das Beste aus ihrem kleinen gemeinsamen Urlaub machen. Er stand auf und begann, sich anzuziehen. Vidot war so mit dem beschäftigt, was seine Frau gesagt hatte – warum sollten sie im Kommissariat behaupten, er sei mit einem Geheimauftrag unterwegs? –,

dass er den kritischen Augenblick verpasste, als Alberto nach seinem Hut griff, und so fand er sich einmal mehr darunter gefangen wieder.

Als Alberto zu Hause angekommen war, hatte Mimi ihn mit der gewohnten Inbrunst begrüßt und ihm lachend von Fotomodellen erzählt, die in ihrer Spitzenunterwäsche in der Redaktion herumspaziert seien. Alberto hatte ebenfalls gelacht, ihr liebevoll den Hintern getätschelt und ihr und sich Wein eingeschenkt, während sie einen Auflauf aus dem Ofen holte. Vidot war ganz perplex über die Nonchalance, mit der sein Nebenbuhler die Szenenwechsel meisterte. Dieser Italiener war ein echtes Wundertier.

Als sie sich ins Schlafzimmer zurückziehen wollten, sprang Vidot endlich vom Mann ab. Er hatte keine Lust, mehr von Albertos amourösen Eskapaden mitzubekommen oder in weitere Seitensprünge des Mannes involviert zu werden. Nachdem er sich unter der Couch niedergelassen hatte, zählte er bang die Tage, die ihm noch verblieben. Das Dasein eines Flohs mochte kurz sein, doch konnte es darin wahrlich lebhaft zugehen; für ihn fühlte es sich so an, als sei er seit seiner Verwandlung schon tausend Tode gestorben. Welch ein Glück wäre es gewesen, dachte er, wenn er an der Seite des armen Bemms gefallen wäre! Von den Krallen einer Eule zerrissen zu werden erschien unendlich erstrebenswerter als die langsame, unerträgliche Qual, die das Leben ihm jetzt bereitete.

Vidot wusste, dass er verrückt werden würde, wenn er nicht ein neues Rätsel fand, mit dem er sich ablenken konnte. Seine Gedanken kehrten zu dem zurück, was Adèle gesagt hatte. Warum hatte das Kommissariat sie getäuscht? Das war hochgradig verdächtig. Auch schädlich, denn wäre sie wahrheitsgemäß unterrichtet worden, dann hätte das Wissen um Vidots Verschwinden eine tiefgreifende Wirkung auf seine Ehefrau haben können, sie hätte plötzlich erkennen können, wie sehr sie ihrem – gleichermaßen liebenden – Manne in Liebe zugetan war. Doch aus Gründen, die sich ihm nicht erschlossen, vertuschten seine Vorgesetzten, was geschehen war. Die kreischenden Begleitgeräusche von Mimis Ekstase wurden von den

Wänden der verdunkelten Wohnung zurückgeworfen. Herr Jesus, dachte Vidot, der Italiener war wirklich beeindruckend. Vidot zwang sich, sich auf sein kleines kriminalistisches Rätsel zu konzentrieren. Warum hatte das Kommissariat gelogen? Vermutlich steckte Maroc dahinter, dieses Dreizentnerschwein war doppelzüngiger, als die Polizei erlaubte. Vidot begriff: Wollte er die wahren Antworten aufdecken, würde er sich wieder aufs Revier begeben müssen. Die Aussicht auf die ihm bevorstehende lange, gefahrvolle Reise ließ ihn aufseufzen. Es wäre so viel einfacher, dachte er, hier in dieser warmen, behaglichen Wohnung zu bleiben und seine Abende damit zuzubringen, der lieblichen Mimi dabei zuzuhören, wie sie ihr vorgetäuschtes vollkommenes Paradies genoss.

# VI

Zoja saß mit Oliver an der Restaurantbar und lauschte seinem Geplauder, während er seinen Scotch trank und nach und nach ein Päckchen Chesterfield leerte. Sie lachte an allen richtigen Stellen. Er war nicht langweilig, aber da er nur ein Mittel zum Zweck war, bestand für sie kaum Veranlassung, ihm allzu viel Aufmerksamkeit zu schenken. Während seine Anekdoten weiter nahtlos ineinander übergingen, musste sie wieder daran denken, dass dies der Grund war, warum sie verheiratete Männer vorzog: Die hatten schon jemand, den sie mit ihren Geschichten langweilen konnten. Wie um seine vielfältigen Pointen zu akzentuieren und zu interpunktieren, beharrte Olivers Hand optimistisch darauf, ihren Oberschenkel hinaufzuwandern. Sie ließ ihm seinen Spaß.

An einem Punkt pausierte er mitten in einer Anekdote und sah ihr in die Augen. »Zoja, meine Liebe, Sie sind verblüffend.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich meine, Sie sind ein bisschen seltsam.«

Sie lächelte. »Oh nein, ich komme aus einem fremden Land, Sie sind durch unsere kulturellen Unterschiede verwirrt.«

»Ich glaube nicht. Ich kenne viele Russen, und Sie sind anders als diese Leute. Wo sind Sie aufgewachsen? In Moskau? Leningrad?«

»In einem kleinen Ort, von dem Sie noch nie was gehört haben.«

»Oh, *den* Ort kenne ich ausgezeichnet, das ist der, wo nur hübsche Mädchen herkommen. Aber im Ernst, erzählen Sie mir von sich, Zoja. Ich mag leicht eingebildet und selbstbezogen wirken, und das bin ich vermutlich wirklich, aber ich kann auch aufmerksam sein. Heute Abend haben Sie phasenweise regelrecht *phosphoresziert*, aber in anderen Momenten, mein Gott, Mädchen, da bekommen Sie einen Blick, der ist so schwer wie ein Amboss.«

»Das klingt in meinen Ohren lediglich nach russischer Seele, Oliver.«

»Aber –«

Sie tätschelte seine Hand. »Vielleicht sollten Sie jetzt heimgehen, Sie sind betrunken und müde.«

Oliver machte ein zugleich belustigtes und beleidigtes Gesicht. »Nein, ich bin ganz entschieden hellwach.«

Als seine Hand weiter in Richtung Schoß hinaufglitt, lachte sie. »Oliver, Sie machen Ihre Annäherungsversuche so, wie die Amerikaner Indianer töten.«

»Wovon reden Sie?«

»Haben Sie jemals Indianer kennengelernt?«

Oliver zögerte. »Sie meinen nicht zufällig *Inder*?«

»Nein, ich meine die aus Ihrem Land, die, die Sie allesamt ausgerottet haben.« Seine Hand glitt zwischen ihren Schenkeln wieder hinunter.

»Ich bin mir sicher, dass ich ganz bestimmt keinen einzigen Indianer ausgerottet habe. Ich kann allerdings auch nicht behaupten, einen zu kennen.«

Zoja schaute in ihr Weinglas. »Aber es ist witzig, finden Sie nicht? Wie Sie Amerikaner das angestellt haben. Ich habe mal ein Buch darüber gelesen. Dass Sie immer so Verträge geschlossen haben. Und dann haben Sie die Verträge immer gebrochen, sodass die Indianer ärgerlich wurden und einen Krieg anfingen, also haben Sie sie umgebracht, und dann gab es neue Verträge. Und Sie haben immer so weitergemacht, immer dieselbe Masche, immer wieder und wieder, bis es überhaupt keine Indianer mehr gab.«

»Na ja, *alle* sind sie nicht tot«, sagte Oliver kopfschüttelnd. »Aber natürlich war es himmelschreiend.«

»Ja, eine Tragödie, aber auch ziemlich geschickt, nicht?«, sagte sie. »Sie haben es fast wie ein Unfall aussehen lassen. Ein Missgeschick, eine Unachtsamkeit, wie wenn man Rotwein auf dem Teppich verschüttet. Genauso hat Stalin getötet, ein paar hier, eine Million da, zwischendurch ein paar Schlückchen Wodka. So muss man es machen. Die Nazis dagegen,

die gingen so bierernst und effizient an die Sache heran, so deutsch und durchorganisiert, dass man es einfach nicht übersehen konnte. Wenn die mehr wie Ihresgleichen gewesen wären, dann hätten sie die Juden ausrotten können und wären vielleicht damit durchgekommen. Aber die Deutschen waren einfach zu direkt und eindeutig in ihren Absichten.«

Oliver sah sie verblüfft an. »Hören Sie, ich glaube nicht, dass –«

Sie lachte. »Schon gut.« Jetzt legte *sie* die Hand auf sein Bein.

Er lächelte und schüttelte verwundert den Kopf. »Ich wollte lediglich sagen, als Amerikaner glaube ich, dass wir unsere völkermörderischen Angewohnheiten schon lange abgelegt haben.«

»Na ja, diese Atombombe haben Sie aber abgeworfen.«

Er hob einen beschwipsten Finger. »Nur um unseren Standpunkt klarzustellen.«

Sie beugte sich vor und küsste ihn auf die Wange. »Genug geredet, Oliver, wir sollten gehen, solange Sie noch halbwegs nüchtern sind. Ich mag keine Liebhaber, denen ihr Schnaps wichtiger ist als mein Körper. Also, gehen wir jetzt auf Ihr Zimmer?«

»Ja«, schmunzelte er, überrascht von ihrer Unverblümtheit. Er warf ein paar Geldscheine auf die Theke und schlang Zoja den Arm um die Schultern. »Von wegen kalter Krieg …«

# VII

Während sie im Anstaltsgarten auf einer Bank saß und dem Gärtner dabei zusah, wie er die Hecken schnitt, dachte das Mädchen über all das nach, was die alte Frau ihr erzählt hatte. Es war aufregend, so viele Möglichkeiten! Die alte Frau hatte sie bei allen Heiligen schwören lassen, es geheim zu halten, aber selbst wenn sie es hätte weitererzählen wollen – die übrigen Patientinnen waren so verblödet, dass sie sie niemals ins Vertrauen gezogen hätte. Selbst die süße Martine, die ihre klaren Momente hatte, wäre garantiert in eines ihrer unsinnigen Lieder ausgebrochen, bevor Noëlle auch nur das Ende der Geschichte erreicht hätte.

Tatsächlich war die alte Frau ihre einzige verlässliche Bekannte in der ganzen Klinik. Schwestern kamen und gingen mit ihren wechselnden Schichten und interessierten sich ohnehin nur dafür, ob sie wieder versucht hatte, sich zu verletzen. Ihre Eltern hatten sie seit einem Monat nicht mehr besucht, und als sie das letzte Mal da gewesen waren, hatte ihr Vater in seinem grauen Anzug dagestanden und wie ein grimmiger bleicher Strafrichter auf die Narben an ihren Handgelenken gestarrt, während sich ihre Mutter endlos über den zerzausten Zustand ihrer Haare ausließ. Jetzt waren die beiden in der Bretagne auf Verwandtenbesuch und würden sich die nächsten paar Wochen nicht blicken lassen. Anfangs hatte sie sich abgrundtief einsam gefühlt und hatte nur in apathischer Verzweiflung in ihrem Eisenbett gelegen, aber dann hatte die alte Frau sie ausfindig gemacht, und jetzt sah es so aus, als würde alles ganz, ganz anders werden.

Es war eines Nachts geschehen, gerade als sich ihre Melancholie wieder eingeschlichen hatte wie ein schwarzes Untier, das kam, um an ihrem Herzen zu nagen. Noëlle saß aufrecht in ihrem Bett, starrte aus dem Fenster des Krankenhauszimmers und fragte sich, ob sie sich je wieder selbst vertrauen würde, da draußen in der Wildnis der Welt. Jeder Gedanke, der ihr in den Sinn kam, marterte und bedrückte sie.

»Und? Was siehst du da oben an diesem Nachthimmel?«, sagte eine Stimme hinter ihr.

Sie drehte sich um und sah die alte Frau an ihrem Bett stehen. Noëlle war nicht erschrocken, die Schwestern kamen oft während der Nacht vorbei, um nach den Patientinnen zu sehen. »Ich sehe da draußen nichts als Dunkelheit«, sagte sie.

»Ah«, sagte die alte Frau, setzte sich neben sie und klopfte ihr grob auf den Rücken. »Das ist gut. Sehr gut. Ich hab Zigeunerinnen gekannt, die einem erzählen, dass sie die Zukunft aus den Sternen lesen können. Die sagen: ›Guck! Da ist der Löwe, da ist der Widder!‹, und während du nach oben in die Schwärze schielst, machen die sich unten mächtig an deinen Taschen zu schaffen.« Sie schwiegen beide kurz. »Ich kann Zigeuner nicht ausstehen«, sagte die Alte, und dann stand sie auf und schlurfte davon und verschwand auf dem Korridor.

Am folgenden Tag kam die alte Frau wieder, tauchte aus den trübsinnigen blauen Schatten auf, nachdem die Lichter ausgeschaltet worden waren, und hatte einen Kamm und eine Bürste bei sich. Sie griff in die Tasche ihres Rocks und zog eine *sucette* heraus. »Hier«, sagte sie.

Noëlle nahm den Lutscher, während Elga sich auf die Bettkante setzte und anfing, die Knoten aus dem schwarzen Haar des Mädchens zu kämmen. Während sie arbeitete, stellte die alte Frau auf ihre kurz angebundene, unverblümte Weise Fragen, und Knoten für Knoten, den Mund voll mit der süßen *sucette*, erzählte Noëlle ihr die kurze, traurige Geschichte ihres Lebens.

So weit sie zurückdenken konnte, hatte sie Ballerina werden wollen. Sie hatte geübt und trainiert und gehungert, um so dünn wie diese wunderschönen Geschöpfe zu sein, die in Seidenbänder und Tüll gekleidet über die hell erleuchtete Bühne flatterten. Ihre Mutter hatte sie darin mehr als nur ermutigt, sie hatte sie unter Druck gesetzt, immer die Beste aus ihrer Gruppe zu sein, war mit ihr ins Theater gegangen und hatte jeder Unterrichtsstunde beigewohnt. Ihr Vater hatte hohe Summen, weit über

ihren finanziellen Möglichkeiten, ausgegeben, um sie auf die besten Schulen, zu den besten Lehrern schicken zu können. Sie wohnten in einem kleinen Dorf, aber es gab einen Bus nach Paris, und Noëlle und ihre Mutter fuhren dreimal die Woche zum Unterricht in die Stadt und kehrten oft erst nachts zurück, wenn ihr Vater schon schlief. Schließlich hatte ihre Mutter entschieden, es sei an der Zeit, sich um einen Platz an der Académie zu bewerben – trotz der Bedenken der Lehrer, Noëlle könnte noch nicht so weit sein.

Das Vortanzen war noch schwieriger gewesen, als sie es sich hätte vorstellen können. Sie war angespannt und nervös, ihr *battement frappé* war zu schwach, ihre *déboulés* waren unbeholfen, und jede einzelne *arabesque* war schrecklich wackelig ausgefallen. Als sie ihre letzte Figur absolviert hatte, brauchte sie nicht einmal in die zerstreuten und gelangweilten Mienen der Richter zu sehen. Tatsächlich wusste sie, noch ehe die Musik geendet hatte, dass sie durchgefallen war. Als sie auf der leeren Bühne erstarrte und dem letzten kleinen hohen Ton des Klaviers lauschte, der in die Luft verhallte, spürte sie, wie das altehrwürdige Theater knarrte, knackte und um sie herum zusammenzubrechen begann, in hunderttausend Fragmente zersplitterte, die um ihre Füße niederprasselten. Die Wände stürzten ein, und die Decke krachte herunter, während ihre ganze Welt um sie herumwirbelte und zerschellte – ihr kleines Dorf, das hügelige Umland, die Wellen des Meeres und des Ozeans und jedes einzelne atomare Element, von dem sie im Chemieunterricht gehört hatte: Alles barst und zerbröselte rings um sie auf der Bühne. Als der Donner endlich verhallte, waren die Prüfer noch immer da und warteten mit leeren Mienen darauf, dass sie die Bühne verließ, während ihre Eltern, die in einer der hinteren Reihen saßen, wie Honigkuchenpferde grinsten, gänzlich blind für ihr Scheitern, ihre Augen vier leuchtende Löcher voll Hoffnung.

Ihr erster Versuch, sich das Leben zu nehmen, war eine stümperhafte, verpatzte Verzweiflungstat gewesen: In einem hysterischen Anfall hatte sie

ein ganzes Tintenfass ausgetrunken und umgehend wieder ausgespuckt, hatte wie eine Sepie die Schwärze auf den penibel aufgeräumten Schreibtisch ihres Vaters gewürgt.

Als Nächstes hatte sie sich die Pulsadern aufgeschnitten, aber man hatte sie rechtzeitig gefunden, wie sie das gerötete warme Wasser der Badewanne weinend schaumig schlug. Das hatte sie in die Anstalt gebracht. Und da war sie nun, mit Narben gezeichnet, hässlich und allein.

Als Noëlle ihre Erzählung beendet hatte, nickte die alte Frau. »Ja, das ist schlimm. Zu meiner Zeit hätten wir dich arbeiten geschickt, dir mit Ohrfeigen den Kopf zurechtgerückt, dich durch die Bußübung der Mühsal aus deinem Jammer erweckt. Aber die Leute hier lassen dich in deinem Bett rumliegen oder wie eine Straßentaube durch die Grünanlagen latschen, während du darauf wartest, dass sie dich wieder mit Zückerchen aus ihrer Apotheke abfüllen. Die sind nicht dazu da, dich zu heilen, weißt du, sondern den Apotheker zu mästen.«

Noëlle nickte. Sie warte darauf, dass die Ärzte ihre Entlassungspapiere unterschrieben, sagte sie, damit ihre Eltern sie nach Hause holen konnten. Dort, vertraute sie der alten Frau mit einem tiefen Seufzer an, würde sie bestimmt wieder versuchen, sich das Leben zu nehmen.

»Bah«, sagte die Alte. »Wenn du den Tod wolltest, dann bekämst du den Tod. Das ist kinderleicht. Knall deinen Kopf da gegen die Wand, bis du ihn zerschmettert hast. Genau da.« Sie deutete auf das kalte Mauerwerk. »Tu’s jetzt.« Noëlle sah sie großäugig und verwirrt an. Die Alte zuckte die Achseln. »Siehst du? Du willst den Tod nicht. Ich sag dir was, wir können dir stattdessen ein ganzes neues, besseres Leben verschaffen, eines, das schöner ist als das so einer blöden Primaballerina. Was sind Tänzerinnen schließlich anderes als alberne Huren minus das Ficken? Du gibst ihnen Geld, damit sie in Flitterkostümen vor deinen Augen herumwirbeln. Sie wirbeln bis zum Umfallen. Das willst du gar nicht. Du willst, was wir dir geben können.«

»Wen meinst du mit ›wir‹?«

»Wir? Oh, jetzt sind du und ich wir.« Elga tätschelte ihr die Hand. »Wenn du das willst, machen wir es. Ich werde dir helfen. Aber es ist ein großes Geheimnis. Und wenn du mitmachst, dann wirst du mir helfen müssen. Ich werde bei einer sehr schwierigen Aufgabe deine Hilfe brauchen.«

»Was für einer Aufgabe?«

Die Alte rieb Noëlles Schulter, sanft und beruhigend. »Wir müssen eine Hexe töten.«

# VIII

Am Dienstagmorgen hatte Will die Adresse der *Gargoyle Press* ausfindig gemacht, und nachdem er im »Empfangszimmer« inmitten der Stapel von Büchern und Fahnenabzügen einen wackeligen, unbequemen Stuhl entdeckt hatte, saß er nun da und wartete. Die Redaktion war lediglich eine große Wohnung mit ein paar Telefonen und zwischen den Tischen, leeren Stühlen und chaotischen Arbeitsflächen gestapelten Packen von Zeitungen. Es waren fünf Leute da, darunter niemand von denen, die mit Oliver in der Bar gewesen waren. Eine Frau saß an ihrem Schreibtisch und las, eine tippte konzentriert nach Adlersuchsystem, und zwei weitere am hinteren Ende des Zimmers hatten offenbar gerade eine Besprechung. Die Sekretärin, die ihn begrüßt und hineingelassen hatte, ein attraktives französisches Mädchen mit schmaler Taille und einem roten Pullover, war wieder an ihren Arbeitsplatz zurückgekehrt, wo sie jetzt langsam und konzentriert die dicke *Vogue* studierte, die auf ihrem Schreibtisch neben dem großen schwarzen Telefon lag. Er nahm an, dass sie jemanden beauftragt hatte, Oliver ausfindig zu machen, aber es ließ sich niemand blicken. Kurze Zeit später klingelte das Telefon, und das Mädchen nahm ab. Die nächste Viertelstunde verbrachte sie, Will ignorierend, am Telefon mit munterem Geplauder. Will hatte den Verdacht, dass der Anruf von einer Freundin kam. Er spielte mit dem Gedanken, sie zu unterbrechen, aber er fand es fast entspannend, einem hübschen Mädchen dabei zuzusehen, wie es lachte und redete, als sei er gar nicht vorhanden. Endlich kam die andere junge Frau, die mit Lesen beschäftigt gewesen war, zu ihm. »Entschuldigen Sie, kann ich etwas für Sie tun?«

Will stand auf. »Ja, ich würde gern Oliver sprechen, falls er da ist.«

Die Frau lächelte höflich und sprach auf Englisch mit einem gestrengen britischen Akzent weiter. »Da suchen Sie ihn am falschestmöglichen Ort. Er ist so gut wie nie hier, es tut mir leid. Sie sind Autor?«

»Nein.«

Sie nickte und grinste. »Oh, entschuldigen Sie, wir gehen immer davon aus, dass unsere Besucher Autoren sind, deswegen ist Nicole angewiesen, sie hier abzusetzen und nicht weiter zu beachten. Früher oder später verziehen sie sich von selbst.« Sie hielt inne und korrigierte sich: »Das klingt jetzt schlimm. Es ist nicht so, dass wir für Autoren nichts übrighätten, wir *lieben* sie, ehrlich, bloß nicht die, die hier in der Regel aufkreuzen. Was machen Sie?«

»Ich bin in der Werbebranche, aber –«

Ihre Augen leuchteten auf. »Werbebranche! Ach so, ja dann« – sie nahm ihn fest beim Arm und dirigierte ihn in Richtung Tür –, »dann sollten wir Sie umgehend zu Oliver schaffen. Zu dieser Uhrzeit ist er wahrscheinlich noch zu Hause und macht es sich mit seinem Kaffee und einer Zeitung gemütlich, sind nur ein paar Schritte von hier.«

»Ich habe vorhin versucht, ihn zu Hausee telefonisch zu erreichen.«

»Er nimmt selten ab. Oliver sagt, das Telefon mache ihn zu einem Sklaven der Technik, wenngleich er es andererseits liebt, mich um zwei Uhr nachts mit seinen bezaubernd beschwipsten redaktionellen Tipps aus dem Bett zu klingeln. Technikhasser tendieren zu derlei Inkonsequenzen.«

So wie viele der britischen Mädchen, die Will in Paris kennengelernt hatte, war sie eher geschwätzig als freundlich. Ihr Name war Gwen Knight, und sie erklärte ihm, nach Paris sei sie nach ihrem Abschluss in Cambridge gekommen. Sie behielt ein flottes Tempo bei, und obwohl sie nicht einen Augenblick aufhörte zu reden, lächelte sie nie, nicht einmal zu ihren eigenen kleinen Scherzen. Will empfand das als seltsam beruhigend. So gut sein Französisch auch war, trennte ihn doch noch immer ein dünner Gazeschleier von der Pariser Kultur, deswegen beruhigte es ihn nicht, wenn die Einheimischen ihn angrinsten oder lachten, sondern er wurde im Gegenteil noch ein bisschen unsicherer, da er nie so recht wusste, ob sie damit aufrichtige Freude, Nachsicht, Höflichkeit oder vielleicht bloße Belustigung über den albernen Ami zum Ausdruck brachten.

Sie bogen um die Ecke, und dann führte sie ihn auf die andere Straßenseite zu einem Mietshaus, dessen Eingang von zwei kleinen steinernen Löwen flankiert wurde. Sie drückte auf die Klingel, und ein undeutliches »Hallo?« krächzte aus der Gegensprechanlage.

»Ich bin's, Gwen, ich –«

Die Tür summte, bevor sie ihren Satz zu Ende sprechen konnte. Statt des Aufzugs nahm Gwen die Treppe. Während er ihr folgte, sagte sich Will, dass es Paradies-Sphären geben musste, in denen man nichts anderes tat, als hinter schlanken Frauen in engen Wollröcken Treppen hinaufzusteigen. Die Wohnung lag im zweiten Stock. Die Tür war nicht abgeschlossen, und Gwen trat einfach ein.

Olivers Wohnung war geräumig, mit einem Gästezimmer gleich hinter dem Eingang und einem von vollgestopften Bücherregalen gesäumten langen Korridor, der zu den eigentlichen Wohnräumen führte. In einer Ecke waren Zeitungen gestapelt, *Times Herald* und *Le Monde*. Auf dem schmalen Flurtisch lagen Stöße von geöffneten babyblauen Luftpostkuverts aus Amerika, erkennbar an ihren rot-weiß-blau-gestreiften Briefmarken. »Hier hinten!«, hörten sie Oliver aus der Küche rufen, und als sie um die Ecke bogen, fanden sie Oliver in einem seidenen Morgenmantel vor, wie er rauchte und die *Paris Match* durchblätterte. Neben ihm saß vor ihrem Morgenkaffee eine nur geringfügig bekleidete Zoja.

Oliver sah mit einem leicht verlegenen Grinsen auf. »Oh, hallo, Will, Gwen. Was macht ihr beide denn hier?«

»Er ist in die Redaktion gekommen«, begann Gwen. »Nicole hat ihn ignoriert, aber er tat mir leid. Als er sagte, er sei in der Werbebranche, na ja, so dauerklamm, wie wir sind, dachte ich, es wäre keine Zeit zu verlieren –«

Oliver lächelte. »Bist du wirklich hier, um uns bei der Werbung zu helfen, Will?«

Will sah Zoja an, das Haar hing ihr offen und wirr auf die Schultern, und alles, was sie anhatte, war eines von Olivers maßgeschneiderten Oxford-

Hemden. Sie saß da und sah ihn an, die Andeutung eines freundlichen Lächelns auf den Lippen, als wartete sie darauf, dass er etwas sagte. Dann ging ihm auf, dass *alle* auf seine Antwort warteten. Er war verwirrt und sprachlos, überrascht angesichts des Gefühlskuddelmuddels in seiner Brust wie ein tollpatschiger Junge, der beim erfolglosen Versuch, einen hüpfenden Ball zu fangen, über seine eigenen Schnürsenkel stolpert. Er bemühte sich, seine Gedanken wieder in Gang zu bringen. »Ja. Ich meine, nein. Du wolltest gestern ein Paket bei mir in der Firma abgeben.«

»Stimmt ja!«, sagte Oliver und klatschte sich leicht gegen die Stirn. »Das wollte ich, nicht?«

»Genau, deswegen würde ich es gern mitnehmen, aber ich muss auch mit dir reden, unter vier Augen, über ein anderes Thema. Es ist wichtig.«

»Schön, schön, wenn die Damen uns für einen Augenblick entschuldigen …« Oliver führte ihn auf den Korridor und dann ins Schlafzimmer. Will konnte nicht umhin zu bemerken, dass Oberlaken und Decken vom Bett heruntergezogen waren. Er sah Zojas Schuhe und Bluse auf der einen Seite auf dem Fußboden, der Rock lag zusammengeknüllt auf der anderen, Anzeichen einer Nacht und vielleicht eines Morgens der Leidenschaft, die eine gewisse Emotion – Neid oder vielleicht Eifersucht – in Will aufwallen ließen. Er versuchte, nicht darüber nachzudenken. »Was gibt’s?«, fragte Oliver.

»Okay, also, wir haben ein Problem«, sagte Will und konzentrierte sich auf das anstehende Thema. »Besser gesagt, wir haben ein sehr ernstes Problem.« Dann erzählte er Oliver von der abfotografierten Akte und der Sowjetbotschaft. Während Will ins Detail ging, setzte sich Oliver, wie vor den Kopf geschlagen, auf eine Ecke des Betts, starrte auf den Fußboden und nahm alles wortlos in sich auf. Er sah beinahe ernst aus, so wie Will ihn noch nie erlebt hatte.

»Woher wusste Brandon, dass die Akte aus deinem Betrieb kam?«, fragte Oliver. »Auf keinem einzigen Blatt war ein Briefkopf.«

»Die Firma weiß, wie unsere Akten aussehen«, sagte Will mit dem

mulmigen Gefühl, ein Geständnis abzulegen. »Die haben schon jede Menge davon zu sehen bekommen.«

»Ich verstehe.« Oliver warf Will einen komischen Blick zu. »Du hast mir was verheimlicht, Will.«

»Und jetzt kommt's«, sagte Will, ohne auf den Vorwurf einzugehen. »Ich soll den zwei Typen, die Brandon auf die Sache angesetzt hat, unsere Personalakten übergeben –«

»Wie heißen die beiden?«

»Die Namen weiß ich nicht mehr, Mitchell und sonst was.«

»Seltsam, dass Brandon sich nicht selbst darum kümmert – du bist sein Laufbursche, stimmt's?«

»Nein, ich bin nicht sein Laufbursche. Er meint, er sei an etwas Wichtigerem dran, er meint, er habe dafür keine Zeit.«

»Wichtiger als Spionage in der Sowjetbotschaft? Interessant. Ist ja ein richtiger Hansdampf.«

»Die Sache ist die – ich hab nicht vor, seinen Leuten diese Akten auszuhändigen, damit die anfangen können, im Leben von einem Haufen unbescholtener Leute herumzugraben. Wer weiß schon, was die zutage fördern? Vielleicht finden sie heraus, dass unser Concierge ein ehemaliges Mitglied der KP ist, und was dann?«

»Na, ich bezweifle, dass die das groß überraschen würde. Alle Pariser Concierges sind Kommunisten«, sagte Oliver.

»Du weißt, was ich meine. Es ist ernst, sehr ernst.«

»Ja … Herrgott, natürlich ist es ernst … es geht um die Sowjets.« Ohne ein weiteres Wort zu sagen, versank Oliver in Gedanken, dann nickte er, als sei er zu einer Entscheidung gelangt. »Am klügsten wird sein, wir machen's, wie du sagst – die ganze Wahrheit gestehen. Ganz offen reden.«

Will atmete erleichtert aus. Von Oliver hatte er keine so einfache Lösung erwartet. »Ja, okay, das klingt vernünftig.«

»Aber natürlich«, sagte Oliver, »kommst du nur dann völlig ungeschoren davon, wenn du auch den falschen Fuffziger auslieferst. Denn wenn nicht,

bist du der Angeschmierte. Verstehst du, *einen* Kopf wollen sie dafür rollen sehen. Zum Glück wissen wir, wer hinter der Sache steckt.«

»Dieser Boris?«

»Ganz gewiss nicht Boris.«

»Er ist doch Russe, oder?«

»Boris hasst die Russen, weil er Rote hasst, und die Russen hassen Boris, weil sie Schwule hassen.«

»Ich wusste nicht, dass Boris homosexuell ist.«

»Mein Gott, du hast in solchen Dingen eine *ziemlich* lange Leitung, was? Sie sind beide schwul. Boris und Ned. Deswegen passen sie ja so gut zusammen, sie sind wie ein umgedrehtes Ehepaar. Aber Ned ist diejenige, die wir jetzt ausfindig machen müssen, sie sollte die Übergabe regeln, hat mir gesagt, sie würde persönlich zur Botschaft gehen. Dummerweise habe ich vergessen zu fragen, zu welcher Botschaft genau. Ich war bei Detailfragen nie besonders gut. Wie auch immer, wir müssen uns auf die Suche nach ihr machen.« Er stand vom Bett auf. »Komm, lassen wir die Mädchen ein Weilchen unter sich und schauen mal eben in der Monaco Bar vorbei, es ist fast Mittagszeit, also ist sie wahrscheinlich schon da, und wenn nicht, dann finden wir Boris, und er wird uns sagen, wo sie ist. So oder so müssen wir uns mit ihr unterhalten, das ist wahrscheinlich unsere beste Chance, diesen Schlamassel auszubügeln.«

»Was denn, wir bitten sie einfach, sich zu stellen?«

»Nein, ich glaube ehrlich nicht, dass sie das tun würde, aber wir können ihr ein paar Informationen aus der Nase ziehen, sie wird nicht wissen, dass irgendjemand von der russischen Botschaft mit den Amerikanern geplaudert hat. Wer weiß schon, wer gegen wen spielt, die Sache könnte ganz einfach liegen, sie könnte aber auch so schmutzig wie die Dreyfus-Affäre sein. Hören wir uns erst mal Neds Version der Geschichte an. Ich würde sie ungern Brandons Jungs ausliefern, ohne ihr vorher zumindest die Gelegenheit gegeben zu haben, uns alles zu erklären. Ein bisschen so wie deine Sorge um die Concierges, *tu comprends*?«

»Okay«, sagte Will, obwohl es ihm gar nicht gefiel. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn Oliver einfach zum Telefon gegangen wäre und die US-Botschaft angerufen hätte, um die ganze Sache zu klären. Aber es sah nicht so aus, als ob das passieren würde.

Oliver lächelte. »Ausgezeichnet, gehen wir«, sagte er und führte ihn wieder aus dem Zimmer. In der Küche saßen die zwei Frauen in befangener Stille beim Kaffee. Oliver klatschte in die Hände. »Mit Erlaubnis der Damen verziehen wir uns jetzt ins Monaco, nachsehen, ob ein Freund da ist. Da es für euch beide nicht sonderlich amüsant werden dürfte, würde ich …«

»Prima, auf mich warten in der Redaktion sowieso Berge von Arbeit«, sagte Gwen und stand schnell auf.

»Ja, natürlich. Wir sehen uns dann«, sagte Zoja. Während sie das sagte, schenkte sie Will ein strahlendes, warmes Lächeln, und er fühlte sich im Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit. Normalerweise wäre es schmeichelhaft gewesen, doch jetzt, wo sie in Olivers Küche saß, Olivers Hemd anhatte und Oliver selbst keine zwei Handbreit von ihr entfernt stand, war es bestenfalls verwirrend. Aber sie sah einfach nicht weg. Gwen war damit beschäftigt, ihren Mantel anzuziehen, und Oliver räumte gerade die Kaffeetassen in die Spüle, und so schien niemand sonst etwas zu bemerken.

Da begann sie, die Lippen zu bewegen, so als ob sie spräche, aber ohne Ton; nicht einmal ein Flüstern kam heraus. Er kannte den alten Trick, eine Mitteilung lautlos zu artikulieren, aber das hier war anders, sie bemühte sich nicht im mindesten, die Worte langsam und überdeutlich zu formen, damit er verstand, was sie sagte. Schließlich hörte sie auf und löste den Blick, stand schnell auf, um Oliver auf die Wange zu küssen, während er seinen Hut aufsetzte und sich zur Tür wandte. Will wusste nicht, was er sagen sollte, also murmelte er, verwirrt errötend und durcheinander, beiden Frauen ein »Auf Wiedersehen« zu und folgte Oliver hinaus.

Draußen auf der Straße machte Will, während er Oliver dabei zusah, wie er ein Taxi zu finden versuchte, eine seltsame Erfahrung. Die Worte, die Zoja gesagt hatte, schienen ihn jetzt einzuholen, nahmen in seinem

Bewusstsein deutlich Gestalt an, als stünde sie direkt neben ihm und spräche sie laut aus. Vielleicht hatte sie sie in der Küche ja doch ausgesprochen, und er war nur, aus welchem Grund auch immer, in ihrer Anwesenheit taub gewesen, aber allem Anschein nach hatte auch sonst niemand etwas gehört. Es war merkwürdig, spielte aber keine Rolle, denn jetzt hörte er die Worte, laut und deutlich. »Ich finde dich später, ich kann dir helfen. Du fühlst dich lächerlich und zerfahren, hast sogar Angst, aber du bist lediglich verloren.«

# IX

Als der Priester in sein Häuschen ging, fand er das junge Mädchen am Küchentisch vor, wo es einen Teller Eintopf aß. Er ging an die Spüle und ließ sich ein Glas Wasser einlaufen.

»Du bist also weggelaufen?«

Das Mädchen sah zu ihm auf. »Elga sagt, Sie sind kein echter Priester.«

»Oh, ich bin echt. Vielleicht nicht so echt wie die meisten, aber echter als manche.« Er sah das Mädchen an. Ihr Haar war gebürstet, und sie trug eine aquamarinfarbene Bluse, die ihre klaren blauen Augen leuchten ließ. Eines Tages wäre sie zu einer schönen Frau herangewachsen. Vielleicht würde sie es immer noch schaffen, eine zu werden – wenn sie so lange am Leben blieb. Es war möglich, Zoja und Elga hatten überlebt. Aber selbst wenn es ihr gelang, würde es Jahrhunderte dauern, bis sie eine Frau wäre. Die Zeit war für sie zu etwas anderem geworden.

»Kennen Sie Elga schon lange?«, fragte das Mädchen.

»Ja, ich war nur ein paar Jahre älter als du.« Er trank das Wasser aus und spülte das Glas ab. »Wie ist dein Eintopf?«

»Köstlich, sie hat ihn heute Morgen gekocht, während ich noch schlief. Sie sagte, ich sollte ihn auf dem Herd lassen für den Fall, dass Sie Hunger hätten.«

»Was ist da drin?«

»Sie sagte, das wäre ein Fleischeintopf.«

»Kleiner Tipp für dich: Vermeide nach Möglichkeit, Dinge zu essen, die lediglich als ›Fleisch‹ bezeichnet werden. Besonders, wenn Elga sie gekocht hat.« Er schaute in den Topf, der auf dem Herd stand. Er konnte köchelnde Karotten, Zwiebelchen und Kartoffeln erkennen, aber die Versuchung hielt sich in Grenzen. »Wo ist sie jetzt?«

»In der Klinik, arbeiten. Sie hat mir gesagt, dass sie heute dort aufhört, und dann nimmt sie mich mit in die Stadt.«

»Wann habt ihr vor loszufahren?«

»Sobald sie heimkommt.«

»Aha. Ich verstehe.« Der Priester stand auf und ging wieder nach draußen. Es war ein kühler Tag, und er hatte seine Tulpenzwiebeln stecken wollen, bevor der Frost kam. Er ging in die Scheune und stieg auf den Heuboden, wo die Zwiebeln eingelagert waren. Er sah, dass Elga ihn mit ihrem ungeordneten Hort von Einmachgläsern, Kräutern und alten Handschriften vollgestellt hatte. Sie hatte ihn nicht um Erlaubnis gefragt, aber er war daran gewöhnt, dass sie mit seinem Eigentum nach Gutdünken schaltete und kam und ging, wie es ihr passte. (Mehr als nur einmal war Andrej nachts von rauen steinigen Grabgeräuschen auf dem Hof geweckt worden. Er wusste, dass es höchstwahrscheinlich ein Dachs oder ein Marder war, aber es bestand auch immer die Möglichkeit, dass Elga oder Zoja gerade eine Leiche im Gemüsebeet verscharrten. Da er wusste, dass er daran ohnehin nichts ändern konnte, drehte sich Andrej dann immer um und schlief mit dem tröstlichen Gedanken wieder ein, dass das Blut und das Gewebe eines Kadavers dem Boden guttun würden.) Er nahm die Zwiebeln, machte seinen Spaten ausfindig und kehrte zum Blumenbeet zurück. Während er in der weichen, fetten Erde grub, dachte er an Noëlle drüben in der Küche und erinnerte sich, wie er in ihrem Alter gewesen war und in sich gehüllt wie eine Tulpenzwiebel auf das Ende von Kälte und Dunkelheit und auf eine Zeit der Blüte gewartet hatte.

Das war vor Jahrzehnten gewesen, als noch der Kaiser herrschte. Geboren als Söhne eines sich abstrampelnden Kaufmanns und dessen frommer Frau, die beide am Fieber starben, waren er und sein Bruder als junge Männer von Verwandten mit dem letzten Geld der Familie aufs Priesterseminar geschickt worden. Weder Andrej noch sein Bruder, Max, hatten sich als Zöglinge sonderlich mit Ruhm bekleckert, wenngleich Andrej davon überzeugt war, mehr Eifer als sein Bruder an den Tag gelegt zu haben. Er hatte sich im Katechismusunterricht angestrengt und gewissenhaft die Regeln und Rituale des Klosterlebens befolgt, während der

wildere und stets zu Unfug aufgelegte Max regelmäßig erwischt und verdroschen worden war. Als sie endlich die Weihe empfangen hatten, blieben sie beide im Kloster, wo Max fortfuhr, die Geduld der Oberen auf die Probe zu stellen. Wenn sie auf ihre regelmäßigen Missionen in andere Eparchien entsandt wurden, ließen die Oberen sie oft als Gespann reisen, in der Hoffnung, dass Andrej eine mäßigende Wirkung auf seinen fehlgeleiteten Bruder ausüben würde.

Das Ziel ihrer letzten gemeinsamen Reise war ein kleines, entlegenes Dorf im nördlichen Ural gewesen. Sie kamen niemals dort an. Am achten Tag ihrer Reise ließ Max zerstreut ihr kleines Gefährt von der Straße abkommen und in einen trockenen Graben rutschen, wodurch ein Rad zersplitterte und die Achse brach. Die Brüder luden ihr Gepäck auf den Rücken ihrer knochigen grauen Stute und marschierten in der sengenden Hitze acht Werst weit bis zur nächsten Ortschaft, Idwel. Sie trafen in der Dämmerung ein und mussten feststellen, dass die Schmiede schon geschlossen hatte, also schleppten sie ihre müden Körper für die Nacht zu einem Gasthof. Das Städtchen war überfüllt, und der Wirt versuchte zunächst, sie zu schröpfen, überließ aber den zwei jungen Priestern schließlich aus Scham und Ehrfurcht ein Zimmerchen über der Gaststube mit einer schmalen Rosshaarmatratze für beide.

Idwel war eine wohlhabende Goldgräberstadt, und die Brüder waren am Vorabend eines Heiligenfestes angekommen, deswegen quollen die Schenken und Gasthöfe über von lärmenden Bergleuten, alle rosa geschrubbt und barsch parfümiert mit dem Duft von Wodkaschweiß und Pfeifenrauch, nach den abstumpfenden Tagen unter Tage allesamt hungrig nach rohem Nervenkitzel. Schrille Musik, dröhnende Stimmen und der Rhythmus schwerer tanzender Stiefel ließen die dünnen Holzwände der Kammer erbeben und die jungen Priester nicht einschlafen. Schließlich bestand Max grinsend darauf, dass sie hinuntergingen und nach dem Rechten sahen, und ein nervöser Andrej folgte ihm zögernd.

Die Schankstube war gerappelt voll von breitschultrigen Bergleuten und

ihren lachenden Huren mit geschminkten Wangen. Andrej errötete bei jedem koketten Zwinkern und Wimpernklimpern, und der Schankwirt röhrte vor Heiterkeit, als er schüchtern um ein Glas heißen Tee bat. Max war derweil in die entgegengesetzte Ecke des Raums abgetrieben, vom Klappern der Kugel im Roulettekessel wie magisch angezogen. Später begriff Andrej, dass das die perfekte Falle gewesen war, keiner der zwei Jungen war je einer wirklichen Versuchung ausgesetzt gewesen, und jetzt waren sie auf den Grund des gewaltigen Walbauchs des Teufels gesunken. Bevor die nächste Stunde schlug, hatte Max Andrej ihre letzten Münzen abgeschwatzt und angefangen zu spielen, er setzte schnell und gewann langsam; es sah nicht so aus, als ob er es lange machen würde. Niemand schien überrascht zu sein, einen jungen Mann in einem Priesterrock zu sehen, der Jetons auf den Tisch warf, und sie grölten nur umso lauter, als eine Glückssträhne begann und dann Fahrt aufnahm. »Du bist wahrhaft gesegnet, mein Vater!«, brüllte ein Raubein, als die neun übrigen Spieler auf fünf zusammenschmolzen und dann die fünf auf einen. Als die letzte Kugel klackerte und in ein rotes Nummernfach fiel, waren Max' Hosen- und Jackentaschen bereits vollgestopft mit Rubeln und Kopeken, und er hatte den Arm – ein Anblick, der seinen Bruder erröten ließ – fest um die Taille einer grinsenden vollbrüstigen Brünetten geschlungen. Sich eine große Bierbuddel schnappend, verkündete Max, er würde jetzt losziehen, eine bessere Unterkunft für sie suchen, und inmitten der Hurrarufe und kernigen, schulterklopfenden Sympathiebekundungen einer Heerschar von betrunkenen Bergarbeitern verzog sich der junge Priester mit dem Mädchen durch die Seitentür. Bevor er verschwand, sah Max über die Schulter zurück, hob die Flasche und prostete dem beschämten, niedergeschlagenen Andrej mit einem breiten, strahlenden Lächeln zu. Das war das letzte Mal, dass der Priester seinen Bruder Max leibhaftig sah.

Am nächsten Morgen, nachdem er allein auf seiner unnachgiebigen Rosshaarmatratze aufgewacht war, hatte Andrej bis zum Nachmittag gewartet und sich dann auf die Suche nach seinem Bruder gemacht. Er war

sich sicher, dass er Max irgendwo in der Nähe, in irgendeinem Bordell finden würde, wo er seine Sünden ausschlief, und machte sich zunächst keine Sorgen. Während er an diesem langen Tag die Stadt abwanderte, legte sich Andrej eine strenge Strafpredigt für den törichten Max zurecht. Aber bei Einbruch der Dunkelheit begann er doch, sich Sorgen zu machen. Der Gasthofdiener behauptete, Max seit seiner Anreise nicht mehr gesehen zu haben, und der Ortsgendarm schüttelte lediglich den Kopf – in dieser Stadt war ein ständiges Kommen und Gehen von Arbeitern und Händlern, sagte der Polizist. Vielleicht war sein Bruder durchgebrannt? Wer könnte es ihm schließlich verdenken? Warum Priester bleiben, wenn man, reich und glücklich, mit einem hübschen jungen Ding davonlaufen konnte?

Andrej blieb noch ein paar Tage länger in der Stadt, ging die Straßen auf und ab und klopfte an jede Tür, bis der Gastwirt schließlich die Geduld verlor und den mittellosen Popen vor die Tür setzte. Die bepackte graue Stute am Zügel hinter sich herziehend, das Herz schwer vor Scham, machte sich der trauernde Andrej auf die lange Wanderung zurück ins Kloster. Er marschierte die staubigen Straßen entlang, lagerte auf dem weichen Boden des Tannenwalds und wusch sich im kalten Quellwasser von Gebirgsbächen. Am Abend des fünften Tages schlug er gerade sein primitives Lager auf, als der leise Klang einer Flöte durch den Wald geweht kam. Ausgehungert nach menschlicher Gesellschaft, kämpfte er sich durch das dichte Unterholz, bis er den Ursprung der Musik erreichte: fünf Frauen, um ein kleines Lagerfeuer geschart. Es war ein seltsamer Anblick. Er fragte sich, ob sie die Frauen von Goldgräbern oder Kaufleuten sein mochten oder ob sie vielleicht zu einem Wanderzirkus gehörten. Eine spielte ein Tanzlied auf der Flöte, während zwei andere am Feuer tanzten. Die übrigen zwei saßen klatschend und singend auf dem Boden. Dann erkannte er voller Schreck eine von ihnen, die Dunkelhaarige, in deren Begleitung er Max zum letzten Mal gesehen hatte. Ohne nachzudenken, brach Andrej durchs Gesträuch und stolperte mit irrem Blick vor ihnen auf die Lichtung; mit zitternder Stimme schrie er: »Wo ist mein Bruder? Was habt ihr ihm

angetan?«

Die Frauen erstarrten, fassungslos, und glotzten ihn einen langen Augenblick lang an. Im Wald war es, abgesehen vom gurgelnden Rauschen eines nahen Wildbachs, vollkommen still. Dann stieß eine der Frauen einen schnaubenden Laut aus, und schon bogen sich alle vor Lachen. Sie nahmen ihn bei der Hand und zogen ihn freundlich in ihr Lager. »Setz dich her. Komm, ruh dich am Feuer aus.« Immer noch zitternd und verwirrt durch den Empfang, stolperte er vorwärts und setzte sich auf einen Baumstamm. Tränen füllten seine Augen, und er begann, über sein Ungemach zu weinen, während sie ihm einen Becher bitteren Kaffees einschenkten, ihm übers Haar strichen, die Tränen von seinen Wangen wischten und ihm geröstete Pinienkerne und gedörrte Aprikosen zu essen gaben. »Du wirst deinen Bruder schon finden, du wirst ihn finden«, versicherten sie ihm mit warmen, beruhigenden Stimmen.

Er fasste die Frau, die mit seinem Bruder zusammen gewesen war, bei der Hand. »Sag mir, was geschehen ist. Bitte. Sag’s mir.«

Sie sah ihm in die Augen. »Ich werde es dir natürlich sagen. Ich weiß, wo er ist, er ist gesund und munter, aber trink erst, ruh dich aus. Es ist eine Geschichte, nichts weiter als eine Geschichte.«

Die Älteste, eine vierschrötige silberhaarige Kreatur mit dem Gesicht einer Kröte, beugte sich vor, ins flackernde Licht des Feuers. Sie fragte mit einem lauernden Unterton: »Wie hast du unser Lager gefunden, mein Freund? Bist du uns aus der Stadt gefolgt?«

Nein, beteuerte er, plötzlich ein wenig nervös, als er den Argwohn spürte, der sich in die Runde eingeschlichen hatte. Er erzählte von seiner einsamen Wanderung und dass er ihre Musik durch die Bäume gehört hatte. Sie sahen sich gegenseitig an, als wögen sie den Wahrheitsgehalt seines Berichts ab. Dann nickte die Alte, anscheinend zufrieden mit seiner Antwort, und sie schienen sich alle wieder zu entspannen. Eine Flasche Wein kam zum Vorschein und wurde herumgereicht; erst nahm er nur ein zaghaftes Schlückchen, aber dann überschwemmte die Wärme des

Alkohols ihn mit Behagen, und er trank aus volleren Zügen. Bald schwamm der finstere Wald um ihn herum, und die Sterne droben wirkten wie wild hingestreut, wie in die Nacht gewehte Wolken von gelben Frühlingspollen. Während er zusammen mit den Frauen über ihre derben Scherze erst kicherte und dann lachte, spürte er, wie seine Kümmernisse nach und nach von ihm abfielen, als die versklavenden, überbeanspruchten Fesseln des Gewissens und der Pflicht eine nach der anderen zerrissen. Endlich sagte die Alte, während sie ihn, schadenfroh grinsend, mit ihren gesprenkelten Augen musterte, zur Hübschen: »Ja, ich glaube, jetzt ist er so weit. Zeigen wir ihn ihm.« Er sah sich um, benebelt, verwirrt, aber noch immer mit den anderen lachend. Die Jüngere griff in die Falten ihres Kleides, und als ihre Hand wieder hervorkam, hielt sie eine schwarze Ratte umfasst.

»Hier ist er«, sagte die Greisin und zeigte auf den Nager. »Sag deinem kleinen Max guten Abend.«

Die Stimmung der Gruppe hatte sich geändert, dieser absurde Scherz erschien geschmacklos, trotzdem gluckste Andrej pflichtschuldigst mit, bis er sich den Ratz genauer ansah und das Lachen ihm im Halse stecken blieb. Die Kreatur stand aufrecht auf den Hinterbeinen, sah ihm direkt in die Augen und nickte. In diesem Moment erkannte Andrej seinen Bruder wieder. Die Ratte hatte nicht nur Max' Haltung, auch ihr Blick erinnerte irgendwie an seine Miene, und als er sich vorbeugte, um das Tier eingehender zu betrachten, erkannte Andrej, wie exakt sich die Großspurigkeit seines Bruders in der Pose des kleinen Tiers spiegelte, das da zu ihm aufsah. Andrej schnappte nach Luft und fiel wie vom Schlag getroffen auf den Rücken. Die Sterne schossen jetzt wie Dolche auf ihn herab, während sich die Welt über ihm drehte. Er hörte die Frauen lachen und eine Stimme, die er als seine eigene erkannte, aufschreien, und dann strudelten die Himmel zusammen zu Schwärze.

Als er aufwachte, war er allein im Wald, lag neben der grauen und weißen Asche des verlassenen, verglühenden Lagerfeuers. Er wusste, wenn er sich beeilte, konnte er sie noch auf der Straße einholen, vielleicht seinen

Bruder befreien und die Frauen der Obrigkeit ausliefern. Aber stattdessen schloss er die Augen und schlief wieder ein.

Als er aufwachte, dämmerte es schon fast. Er fachte das Feuer wieder an und saß dann da und überdachte seinen Weg. Es erschien ihm unmöglich, ins Kloster zurückzukehren, doch ein anderes Zuhause hatte er nicht. Er brach in die nächste Stadt auf, wo er nur kurz Rast machte, um seinen Verwandten und den Priestern von Max' Verschwinden zu schreiben. Er hätte wetten können, dass alle, die seinen Bruder kannten, lediglich wissend nicken würden, denn Max war schon immer der Typ gewesen, den irgendwann unweigerlich ein Unglück aus dem Leben reißt. Dann brach Andrej nach Westen auf, fand in kleinen Dörfern und größeren Städten Ernte-, Markt- und Hilfsarbeit und mühte sich daran ab, langsam die seltsamen Wahrheiten der Welt zu akzeptieren.

Während seiner Wanderung kreuzten die Frauen mehrmals seinen Weg. Zuerst stöberten sie ihn in Kiew auf, in einer Hospitalwäscherei. Danach machten sie es sich zur Gewohnheit, nach Lust und Laune, wann immer er für ihre Zwecke nützlich sein konnte, zu erscheinen und dann wieder zu verschwinden. Er wusste nicht, wie sie seine Fährte fanden, er vermutete, dass die Flasche Wein, die sie in jener Nacht gemeinsam geleert hatten, irgendwie Teil eines Zaubers gewesen war, ein magisches Band, das es ihm unmöglich machte, sie jemals wirklich loszuwerden – oder vielleicht hatte dieser Ratz auch nur eine sehr gute Nase. Was immer ihre Methoden sein mochten – Andrej konnte nur darüber staunen, wie sehr sie das kontrollierten, was andere Zufall nannten, und Menschen nicht lediglich *fanden*, sondern sie regelrecht *anzogen*. Sie lockten Beute an ihre Tür, wenn sie hungrig waren, trieben Rivalen gegeneinander, wenn sie Blut brauchten, und führten Liebende zusammen, wenn sie Vergnügen suchten. Sobald man ihren Weg gekreuzt hatte, wurde der freie Wille zum bloßen Hirngespinst.

Dennoch bemühte er sich loszukommen. Immer umherziehend, versuchte er, sich in verschiedenen Berufen und Positionen zu

verflüchtigen, in der Hoffnung, dass diese Verwandlungen es ihm erlauben würden, sich von der Vergangenheit loszureißen. Einmal ein Soldat, ein andermal ein Bäcker, ein Landstreicher, ein Trunkenbold, war er zuletzt doch wieder zum Priester geworden. Es war eine pragmatische Entscheidung gewesen, ganz gewiss keine geistliche Heimkehr. Seinen Glauben fand er nicht wieder; Gott brachte er abwechselnd Wut und Leugnung entgegen, er misstraute jeder Theologie, die das, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, nicht erklären konnte, aber es war ein tröstliches Gefühl, zu den vertrauten Verhaltensmustern seiner einfachen Wurzeln zurückzukehren. Hier war er also, Jahrzehnte später, und bestellte seinen kleinen Garten im schwindenden Licht. Nachdem er sich die rote lehmige Erde von den Händen gewischt hatte, begab er sich ins Haus. Das junge Mädchen war verschwunden, im Haus kein Laut. Er vermutete, dass Elga schon ihren Kram gepackt und sie in die Stadt mitgenommen hatte.

In ein paar Stunden würde er sein klappriges gelbes Fahrrad besteigen und die schmale Straße entlang zu einem efeuüberwucherten, halb verfallenen Château fahren. Zwischen seinen Mauern befand sich eine kleine Kapelle. Dort würde er vor einer Gemeinde, die lediglich aus einem sehr frommen orthodoxen Ehepaar bestand, die Abendgebete sprechen. Die beiden waren uralt und reich und wie er vor fast einem halben Jahrhundert aus Russland geflohen. Sie würden sich vor dem Analogion hinknien und ihre eingebildeten Sünden beichten, während er geduldig zuhörte. Dann würde er, wie immer, ihre Lossprechung vollziehen, und sie würden sanftmütig lächeln, und er würde das Lächeln erwidern, wohl wissend, dass im selben Moment eine alte Bekannte von ihm ein Kind in die Stadt beförderte, Gräuel im Sinn, die kein Gott der Welt jemals vergeben konnte.

# X

Nachdem sie sich einmal quer durch die Stadt gearbeitet und dabei viele fruchtlose Zwischenstopps in Bistros und Cafés eingelegt und schließlich an etlichen Wohnungstüren geklingelt hatten, die niemand aufmachte, bat Oliver den Taxifahrer, sie an einer belebten Ecke der Place Pigalle abzusetzen. Sie überquerten den Boulevard und betraten ein kleines Café, das nur ein paar Türen vom Grand Guignol entfernt war. Die Kellnerin rief strahlend: *»Ah, bonjour, Oliver!«,* und gab dem Angesprochenen links und rechts ein Küsschen, bevor sie die beiden in den ersten Stock führte. Auf dem Plattenspieler in einer Ecke lief leise eine Line-Renaud-LP. Im hinteren Teil des Raums fanden sie, inmitten eines bunten Sortiments seltsam platzierter Tische, Boris beim Kartenspiel mit fünf weiteren Männern. Der dichte Rauch von seit mehreren Stunden qualmenden Zigaretten und Zigarren tauchte den Raum in vielfältige Schattierungen von milchiger Gaze. Anstatt das Spiel zu unterbrechen, bat Oliver das Mädchen um zwei Kaffee und führte Will an einen Tisch in der Nähe der Spieler.

»Seine Jetons gehen zur Neige, wir warten hier, bis er fertig ist«, sagte Oliver. »Zockst du?«

»Selten.«

»Ist wahrscheinlich auch gut so.« Oliver grinste. »Dein Pokerface lässt ja eher zu wünschen übrig, nicht? Was spielst du denn so?«

»Ein bisschen Euchre, gelegentlich mal Gin Rommé.«

»Und in Richtung Sport?«

»Tennis.«

»Wirklich? Wir sollten mal ein Match versuchen. Draußen wird’s allmählich zu kalt, aber drüben in der Rue de Saussure gibt’s eine schöne Tennishalle. Boris behauptet, nicht ganz schlecht zu sein, aber ich habe noch nie gegen ihn gespielt, das wäre ein Bild für die Götter, nicht? Haha, dieser große russische Bär, wie er auf einem Court herumdrischt?« Als

einer der Spieler einen großen, geräuschvollen Pott einstrich, sah Oliver hinüber zum Pokertisch. »Ist schon eine komische Sache mit dem Glücksspiel. Ich habe noch keine überzeugende Theorie zu seinem Ursprung gehört, ich vermute, es ist irgendein atavistisches Überbleibsel aus unserer Frühzeit, vergleichbar mit der Tatsache, dass Männer noch immer den Gürtel umschnallen, in den sie ehemals ihr Jagdmesser steckten, während unsere Frauen Markentäschchen tragen, um die gesammelten Beeren unterzubringen. Wir halten uns für modern und zivilisiert, aber das sind wir weiß Gott nicht.«

Die Schallplatte endete, und der Tonarm hob sich und kehrte an den Anfang zurück. Als Renaud »Mon bonheur« anstimmte, fragte sich Will, wie lange sich die Kartenspieler schon die eine Plattenseite angehört haben mochten. Er klopfte ungeduldig auf den Tisch. »Also, jetzt müsste ich langsam ins Büro.«

Oliver schüttelte den Kopf. »Ach, wirklich? Steht zu befürchten, dass sich das mächtige Rad des Kapitalismus ohne dich festfährt?«

»Nein, aber –«

»Du kommst schon noch früh genug wieder zu deiner Arbeit«, sagte Oliver. »Sag mal, du hast nicht zufällig noch welche von diesen Chesterfields bei dir? Ich habe meine Zigaretten zu Hause gelassen.« Will gab ihm eine und steckte sich selbst eine an. »Danke«, sagte Oliver. »Ich besorg dir ’ne Stange zollfreie, wenn ich das nächste Mal in der Botschaft bin. So, und jetzt erzähl mir doch mal, woher du dieses Mädchen kennst, mit dem ich letzte Nacht zusammen war.«

»Wir haben nur ein paar Worte gewechselt, in der Metro«, sagte Will, dem es gar nicht recht war, über das Thema zu reden. Er konnte sich erinnern, wie Zoja ihn an diesem ersten Abend angesehen hatte. Er hatte im Lauf der letzten paar Tage mehr als nur ein Mal an sie gedacht. In ihrem Blick lag etwas, das seither an ihm gezogen hatte, eine unterschwellige, aber beständige magnetische Kraft, die in ihm den Wunsch erregte, hinauszugehen und die Straßen abzulaufen, um sie jetzt, genau in diesem

Augenblick, zu finden und sie zu küssen, bis ihr die Luft ausginge.

»Wie fandest du sie?«

»So ganz in Ordnung«, log Will.

Oliver nickte. »Oh, sie ist mehr als ›ganz in Ordnung‹. Faszinierend ist sie, sehr verführerisch. Schön, das versteht sich, und auch sehr intelligent, aber außerdem …« Er schüttelte den Kopf, anscheinend außerstande, die richtigen Worte zu finden. Will fand die Vorstellung, dass Zoja Oliver die Sprache verschlug, beeindruckend.

Sie sahen Boris dabei zu, wie er einen weiteren Pott verlor, und während der Gewinner seine Jetons einstrich, versuchte Will, sich das Mädchen aus dem Kopf zu schlagen. Es brachte nichts, sie dazubehalten. Er hätte mit ihr gehen sollen, als sie an dem Abend aus der Metro ausgestiegen waren. Er hätte sie zu einem Drink einladen können und hätte vielleicht einen Weg gefunden, sie nach Hause zu begleiten, aber das hatte er versäumt. Es missfiel ihm, dass er jetzt an das Mädchen eines anderen dachte, das war nicht richtig, so war er nicht erzogen worden. Man respektierte derlei Bande, egal was man selbst empfand oder wie intensiv solche Gefühle waren. Das waren die Dinge, die jemandes Charakter definierten, und wie sein Großvater ihm oft erklärt hatte, war der Charakter das Einzige, was man jemals ganz und wirklich besaß.

Die Kellnerin brachte ihnen den Kaffee, während sie weiter das Spiel verfolgten. Will fand Glücksspiel nicht so romantisch oder faszinierend wie Oliver, aber er musste an seinen Großvater zurückdenken, während er das Spiel durch die diesigen Schichten von gespenstischem Zigarrenrauch beobachtete, und fühlte sich fast so, als spähte er durch ein Loch in der Zeit, als wäre er wieder ein Junge und schaute vom Obergeschoss aus durch die Geländerstäbe seinen Onkeln und seinem Vater dabei zu, wie sie Poker, Euchre oder Gin Rommé spielten – oben, in ihrer kleinen Jagdhütte am Michigansee. Ihm wurde bewusst, dass zu Hause gerade Hirschsaison war und dass sie vielleicht in genau diesem Moment da oben waren. Die Nachttemperaturen fielen jetzt deutlich unter den Gefrierpunkt, und die

dünne bleiche Eishaut kratzte schon an den Rändern der seichteren Teiche und Seen und brachte die Frösche zum Schweigen und signalisierte den Zugvögeln, dass es Zeit war, nach Süden aufzubrechen. Die abgegriffenen Bicycle-Spielkarten wurden auf den Tisch geknallt, und sein Vater strich die fetten Pötte ein, während seine Onkel ihre Stumpen rauchten, ihr Bier und ihren Whisky tranken und den alten Franklin-Ofen mit Holzscheiten fütterten. Die Jagdbüchsen standen schon geputzt und geölt an der Wand, fertig für den nächsten Morgen, während auf dem Fußboden leere Flaschen Stroh, Early Times und Old Grand-Dad herumlagen.

Ihm kam der verblüffende Gedanke, dass sich exakt in diesem Augenblick die gleiche Szene auf der ganzen Welt abspielte, hier über einem leeren Pariser Café, aber auch in den Seitengassen von Hongkong, den Lagerhäusern in Brooklyn, in sibirischen Wachstuben und draußen in den Pampas Argentiniens, wo die dunkelhäutigen Gauchos beim Licht ihrer flackernden Lagerfeuer zockten. Die Könige, Damen und Buben auf den Spielkarten scherten sich nicht um Uhr oder Landkarte; sie herrschten über eine Welt ohne Grenzen, die außerhalb der Zeit existierte. Ihre Hörigen lebten in jedem Land und leisteten ihnen vierundzwanzig Stunden am Tag Frondienst, und Lohn oder Strafe für ihre Bemühungen wurden ausschließlich nach dem Zufallsprinzip ausgeteilt. Morgen- und Abenddämmerung kamen und gingen, schlaflose Frauen warteten und sorgten sich oder gaben auf und zogen aus, während ihre Männer weiterspielten, gebannt über eine Handvoll stets wechselnder Gesichter gebeugt saßen und darauf warteten, dass sich ein Ass – spät, aber doch – einstellte oder eine glückliche Acht zwischen eine Sieben und eine Neun schob und eine unterbrochene Straße vollendete. All das war eine Kurzschrift-Beschreibung der tosenden Wechselfälle des Lebens, ein Versuch, die willkürlichen Wellen des Schicksals zu reiten, indem man kleine Zirkel bildete, geometrische Konzentrationen von Glück, in denen dann jedermann versuchte, sich durch allerlei Tricks und Manöver den Goldtopf zu sichern. Will fragte sich, wie er es, anders als so viele andere,

fertiggebracht hatte, sich vom Sog des Glücksspiels freizusegeln. Wie Will vermutete, lag es möglicherweise daran, dass er von jeher das Gefühl gehabt hatte, eine Niederlage sei für ihn immer viel wahrscheinlicher als ein Sieg.

»Ah ja, wie es aussieht, ist das Spiel für unseren Freund vorbei«, sagte Oliver.

Will sah hinüber, der Russe streifte sein Jackett über, zog sich den Schlips gerade und trank den letzten Rest aus seinem Glas. Oliver winkte ihm energisch zu, und Boris nickte und setzte sich in ihre Richtung in Bewegung.

Und nun verwandelten sich, scheinbar in Zeitlupe, die einfachen Schritte, die Boris quer durch das Zimmer gehen musste, in eine gewaltige Katastrophe.

Zuerst ertönte ein mächtiges Klappern von Stühlen, als Boris einen falschen Schritt zu machen schien und gegen einen Tisch stolperte. Er drehte sich um, und nachdem er sich einen Augenblick lang ausbalanciert hatte, setzte er sich in Bewegung, wurde immer schneller, geriet dabei mehr und mehr in die Schräglage, bis er schließlich umkippte. Heftig nach Halt in der Luft herumrudernd, legte er sich mit der Flanke krachend in eine weitere Stuhlgruppe, wie eine riesige Kanone, die sich auf einem umkämpften Schlachtschiff von ihrer Lafette löst und über das Deck rollt. Sämtliche Gesichter um den Pokertisch schwenkten mit einer Miene schläfriger Ehrfurcht herum und sahen zu, wie Boris zwischen umkippenden Tischen und Stühlen donnernd zu Boden ging. Sein Körper schlug mit einem gewaltigen, nachbebenden Krach auf, und dann herrschte Stille.

Die anderen Kartenspieler standen langsam auf und schienen alle zu erwarten, dass Boris ebenfalls aufstand und sich den Staub abklopfte, aber das tat er nicht. Oliver war mit einem einzigen Satz und einer Gewandtheit, die Will überraschte, an der Unfallstelle. Als alle Übrigen eintrafen, kniete er bereits neben dem reglosen Boris.

»Ist er ohnmächtig geworden?«, fragte Will.

»Nein«, sagte Oliver, während er den Hals des Mannes nach dem Puls abtastete. »Er ist gestorben.« Die Männer hatten sich jetzt um sie geschart, und einer ging los, um einen Arzt zu rufen. Oliver machte sich derweil an der Leiche zu schaffen, knöpfte Boris' Kragen auf und leerte seine Taschen. Er holte eine Brieftasche, Hausschlüssel, ein Päckchen Gitanes, einen Kamm, Streichhölzer, ein paar Geschäftskarten und ein zusammengeknülltes Stück Alufolie heraus. Keiner außer Will schien zu bemerken, dass Oliver, als er die übrigen Dinge in einer Reihe neben dem Leichnam aufreihte, Geschäftskarten und Alufolie unauffällig in seiner eigenen Jacketttasche verschwinden ließ. Dann stand er auf und zeigte auf Boris. »Keiner rührt ihn oder seine Sachen an«, sagte er. »Die Polizei wird bald hier sein. Sehen Sie zu, dass Sie ihr einen vollständigen Bericht liefern.« Mit diesen Worten tippte er sich an die Hutkrempe und nahm die Treppe nach unten. Will folgte ihm, wie benommen von dem, was er gerade gesehen hatte.

Draußen auf der Straße hielt Oliver schnell ein Taxi an, und sie stiegen beide hastig ein. Die Ereignisse hatten sich so überstürzt, dass Will erst jetzt merkte, wie laut sein Herz klopfte. Er atmete tief ein und versuchte, sich zu beruhigen.

*»Dix-huit, Rue de Tournon, s'il vous plaît«,* sagte Oliver zum Fahrer, und dann holte er das Bällchen Alufolie aus der Tasche und wickelte es auseinander. Innen lag ein kleines Stück einer braunen harzigen Substanz.

»Was ist das?«, fragte Will.

»Irgendein Narkotikum vermutlich. Schon mal irgendwas in der Richtung ausprobiert?«

Will schüttelte den Kopf.

»Haschisch fand ich gut, hab es ein paarmal probiert, ist faszinierend. Huxley hat über die härteren Sachen geschrieben, Peyotl und Meskalin, aber selbst ein bisschen von einer beliebigen bewusstseinserweiternden Droge kann eine Menge offenbaren. Natürlich versucht die Gesellschaft, das

Zeug durch die Bank zu verbieten. Zu viel Erleuchtung, und die Leute könnten einen Weg finden, die Punkte miteinander zu verbinden, sie könnten anfangen, sich zu fragen, warum GIs sterben sollen, um die Bankkonten der Bonzen zu verteidigen. Können die da oben nicht gebrauchen. Also dreht der Staat den Hahn der stärksten geisttötenden Droge der Welt auf, Alkohol, und lässt gleichzeitig die hysterischen Bluthunde auf den ›Kifferwahnsinn‹ los.«

»Ich weiß nicht«, sagte Will, verblüfft darüber, wie nahtlos Oliver vom gerade miterlebten Tod seines Freundes zur Darlegung einer Verschwörungstheorie übergehen konnte. »Du legst da vielleicht ein bisschen zu viel hinein.«

»Na, das glaube ich kaum! Schau dir die jüngste Geschichte an, unsere Regierung hat Willie Hearsts Zeitungen dazu gebracht, eine landesweite Cannabis-Phobie auszulösen, Gesetze wurden verabschiedet, Leute ins Kittchen gesteckt, Verteilernetze nachhaltig zerschlagen. Dafür saufen sich die Leute jeden Abend dumm und dämlich. Die Leute dürfen nicht zu viel denken, verstehst du? Insofern hast du vielleicht recht, und vielleicht geht es genau darum: Wir sollten *alle* ein bisschen mehr in die Sache hineinlegen.«

»Dann war Boris also rauschgiftsüchtig?«

»Wer, Boris? Was?« Oliver schüttelte den Kopf, als sei er plötzlich in die Wirklichkeit zurückgerissen worden. »Rauschgiftsüchtig? Nein, Boris war nicht rauschgiftsüchtig. Er war lediglich ein Mensch, der in einer sehr feindlichen Umwelt etwas Trost suchte. Ich könnte mir allerdings vorstellen, dass er an eine schlechte Lieferung geraten ist.« Er schnüffelte noch einmal an dem Harz. »Ich bin in der Materie kein richtiger Experte, aber ich kenne ein paar Leute, die das sind. Wir machen einen kleinen Umweg und statten ein paar Freunden einen Besuch ab.«

Er lehnte sich nach vorn. *»Pardonnez-moi, vous pouvez nous emmener au numéro dix, rue Jacob, s'il vous plaît?«*

»Wollten wir nicht Ned suchen?«

»Unter den gegebenen Umständen wird sie warten müssen.« Er grinste Will gezwungen an. »Unsichtbare Hände schieben momentan zu viele Spielfiguren auf dem Brett herum, und ich wüsste zu gern, warum.« Als Oliver die Substanz wieder in die Alufolie wickelte, bemerkte Will, dass seine Hände zitterten.

# XI

Zoja betrat ihre Hotelwohnung und schaute sich um. Von Max war nach wie vor keine Spur zu sehen. Also, das ist komisch, dachte sie. Gewöhnlich hätte der Ratz sie binnen zwei, drei Tagen erschnüffelt. Sie spielte mit dem Gedanken, sich wieder bei Elga blicken zu lassen. Aber die letzten paar Besuche waren zu beunruhigend gewesen, sie hatte eine ständige unterschwellige Strömung von Ungeduld und Zorn gespürt, die wie Pflanzensaft im Frühjahr aus den Stimmungen der alten Frau aufstieg. Zoja fragte sich, ob Elga zu guter Letzt verrückt wurde – vielleicht von der schon zu viele Jahrhunderte währenden Mazeration eines Bodensatzes von alten Zaubersprüchen im Moderwasser ihres Gemüts.

Zoja erhaschte ihr eigenes Bild im Spiegel. Sie war im Wesentlichen dieselbe junge Frau, die sie inzwischen schon so lange war; wenig hatte sich verändert. Wie weit lag jener Tag zurück, an dem sie fast in jenem kalten russischen Wald erfroren war, eine Verbannte, jeden Bandes und jeder Zuneigung beraubt, das Herz blutig aufgeschürft und die Rippen weh vom Weinen? Ihr Leib war damals erst so frisch zur Frau erblüht, dass sie eigentlich noch ein Kind war – zwei Kinder genau genommen, wovon das eine in ihr sich noch nicht rührte, aber schon so hungrig war! Sie würde sich später an diesen Hunger erinnern, er war das Einzige, was sie von ihrem Kind jemals kennenlernen sollte. (Bis zum heutigen Tag erfüllte sie der Anblick reicher Touristen, die in belebten Pariser Brasserien ihre Baguettes oder Käseteller nur halb gegessen stehenließen, mit einer so plötzlichen, elementaren Wut, dass sie dem Pack unweigerlich Verwünschungen hinterherfauchte.)

Sie erinnerte sich noch daran, wie ihr, während sie vor Hunger taumelnd durch den weglosen Wald irrte, die Witterung von Nahrung in die Nase gestiegen war. Wild, sie war sicher gewesen, dass es Wildfleisch war, ein dünner, süßlich-strenger Geruch, der sie angezogen hatte, als sie sich durch

die noch benadelten Lärchen schlängelte. Das schwache Aroma hatte sie gefangen wie einen Fisch am Haken und zog sie Schritt für Schritt tiefer in den Wald, bis sie schließlich auf eine einsame Hütte stieß. Anders als in den Märchen stand das Häuschen nicht auf Hühnerbeinen, sondern auf dicken Stelzen aus gestutzten Birken. Aus dem in rotes Zwielicht getauchten Wald herausstolpernd, wahrte Zoja vorerst Abstand und umschritt leise die Behausung, hielt Ausschau nach Anzeichen, dass sie willkommen sein könnte. Die Hütte war unheimlich. Sie hatte, soweit erkennbar, weder Tür noch Fenster, aus dem Dach quoll Rauch, und aus den verpichten Ritzen zwischen den Stämmchen des Blockbaus sickerten dünne Striche von gelbem Licht. Zoja meinte eine tiefe Frauenstimme wahrzunehmen, die entweder Selbstgespräche führte oder unmusikalisch vor sich hin summte. Zoja versteckte sich hinter einem Disteldickicht und ließ sich nieder, um darauf zu warten, dass die Bewohnerin sich zeigte. Doch die ganze Nacht lang und bis weit in den nächsten Tag hinein kam niemand heraus. Während sie dalag und die verzweifelten Stiche des Hungers in ihrem Bauch schrien, scharrte Zoja in der Erde, um dann die Feuchtigkeit aus Würmern und Käfern zu saugen. Ein Teil von ihr wollte gegen die Wände der Blockhütte hämmern und um Brot, Wasser, Barmherzigkeit betteln, aber eine andere, stärkere Regung beschwor sie, da zu bleiben, wo sie war. Also wartete sie weiter. Doch niemand kam heraus. Dafür wurden die aus der Hütte dringenden Aromen kräftiger und intensiver, die Luft war durchtränkt mit den Düften von Nelke, Knoblauch und Ingwer, das alles umhüllt vom Geruch nach schmorendem Keulenfett und Kiefernholzrauch. Es war nicht mehr zu ertragen. Völlig entkräftet fiel Zoja bäuchlings zu Boden, und ihre Tränen verwandelten das Erdreich unter ihrem Gesicht in Schlamm.

Dort verschlief sie den Rest des zweiten Tages. Dann, am späten Nachmittag, als die Sonne hinter einer dunklen Wolkenwand verschwand, schwang eine Klappe knapp über dem Boden der Hütte mit einem harten Knall auf. Von drinnen kam eine Baritonstimme wie der Ruf eines

Ochsenfrosches. »Du da unten im Dreck. Komm jetzt rein. Gleich fängt's an zu donnern.« Dann klappte in der Unterseite des Hauses, neben einem der Stützpfähle, eine Falltür auf. Als sie sich näher geschleppt hatte, sah Zoja, dass das Birkenbein eingeschnittene Trittkerben aufwies. Sie kletterte hinauf in den dunklen Raum. Wenngleich dessen Einrichtung in dem Moment wundersam erschien, unterschied er sich in nichts von den anderen Verstecken, die Elga später auch in Sankt Petersburg, Riga, Kiew, Warschau, Ostrava und Dutzenden weiterer Städte zusammenzimmern würde. Es gab Reihen von toten Geschöpfen, gehäutet und in Einmachgläser gequetscht, Keramikkrüge voll Moos und schimmligen Knollen, Haufen getrockneter Pilze und Wurzeln, die in leuchtend orangen, blassgrauen und knallgrünen Flüssigkeiten schmorten oder zogen. Locker gebundene handgeschriebene Folianten, Bücher und Zeitungen, einzelne herausgerissene Seiten, bekritzelt und an die rohen Wände genagelt. Der Kamin der kleinen steinernen Feuerstelle wies mehrere Risse auf, aus denen der Rauch entwich, wodurch der ganze Raum verqualmt und stickig war. Aber das Feuer heizte gut, und es zog Zoja sofort an seine Seite, während die alte Frau die Bodenluke hinter ihr hochhievte und verriegelte. Dann zog sich Elga einen Hocker heran und setzte sich dicht neben das Mädchen, um es in Augenschein zu nehmen.

»Also, hat dir ein Bauer gesagt, wo ich wohne?«

Zoja schüttelte den Kopf. Elga nickte. »Du weißt dann, wer ich bin?«

Zoja schüttelte wieder den Kopf. Elga bedachte sie mit einem Grinsen, das fast herzlich zu nennen war. »Schön, du siehst hungrig aus. Ich habe gute Schafgarbensuppe. Iss erst mal, dann können wir reden.«

Zusammen mit der heißen Gemüsesuppe traktierte Elga das Mädchen mit dem einfachen Zungenlöserrezept, das Zoja mittlerweile seit langem auswendig kannte. Der Zauber wirkte so wie Alkohol, nur besser, und nach einer Stunde hatte die Alte dem Mädchen seine ganze Geschichte entlockt – die Vergewaltigung, der Tod des Vaters, das in ihr keimende Kind, all das strömte ohne eine Träne oder ein Zittern aus Zojas Lippen. Jedes Ungemach

ihres Lebens gerann zu Batzen von Lauten, die Zoja ihrer Gastgeberin im Austausch gegen mehr Suppe und die Möglichkeit, am warmen Feuer zu bleiben, aushändigte.

Als sie fertig war, sah Elga sie kurz an. »Möchtest du Hilfe?«

Zoja nickte feierlich.

»Schön, schön«, sagte die Alte, während sie die leere Suppenschüssel abräumte. »Ich werde dir helfen, das mache ich natürlich gern, aber es wird dich was kosten, und wir müssen jetzt entscheiden, wie du bezahlen wirst.«

»Aber ich habe nichts«, erwiderte Zoja kleinlaut.

Elga drohte dem jungen Mädchen mit dem Finger, und ihre Augen flammten auf. »Bezahlen können wir alle, Mädchen, und du schuldest mir was. Bildest du dir ein, Suppe gibt's umsonst? Es hat mir den Rücken gebrochen, das Holz für dieses Feuer herzuschleppen. Nach jeder ehrlichen Schätzung schuldest du mir schon jetzt mehr, als du ahnst.«

Zoja sah sich nervös um, sie begriff, dass sie sich selbst in einem Haus ohne Fenster und mit verriegelten Türen eingesperrt hatte. »Bitte«, flehte sie, »ich habe nichts.«

»Na, na, sei nicht so streng mit dir selbst«, sagte die alte Frau und ersetzte ihre harte Miene durch ein listiges Lächeln. Sie streckte die Hand aus und strich sanft über Zojas tränenbenetzte Wange. »Jedes Geschöpf, das einen Atem hat, hat etwas, womit es bezahlen kann. Aber keine Bange, das wird so schlimm nicht werden. Was denn, du glaubst, ich will dir wehtun? Du glaubst an diese Gruselgeschichten, die Bauerntölpel ihren dummen Kindern erzählen, um sie wie Sklaven ans Haus zu ketten? *Oh, geh bloß nicht in den Wald, da ist eine Frau, die dich auffressen wird!* Bah. Wir werden uns gegenseitig helfen, du und ich. Das ist kein hoher Preis, ein bisschen Hilfe. Das ist alles, was ich brauche. Ich brauch nur wenig …«

Jetzt, während sie in der kleinen Pariser Wohnung die verstreuten Eulengewölle still von der Fensterbank aufklaubte, besann sich Zoja darauf, was dieser Tauschhandel sie in Wirklichkeit gekostet hatte. Elga hatte mehr

als nur ein bisschen genommen. Der Preis ließ sie schwindeln und überschwemmte sie mit grollendem Trübsinn, also versuchte sie, wie sie es so oft tat, die Gedanken beiseitezuschieben und die Vergangenheit mit einer schweren Tür auszusperren. Aber es gelang ihr nie für lange, die Erinnerungen bohrten sich immer wieder herein.

Das Erste war das in ihrem Bauch begrabene Kind gewesen. Diese Entscheidung, so schien es ihr damals, hatte sie treffen *müssen*, aber die Erinnerung daran lauerte in ihr, ein Gespenst, das nie zu brennen aufgehört hatte. Sie war allergisch gegen das Vergangene und erlebte es, wann immer es kam, so tief und scharf, dass sich ihr die Kehle zuschnürte und sie gewaltsam schlucken musste. Nur wenn sie den Faden der Erinnerung seinen gewundenen Pfad entlang zurückverfolgte und noch einmal sah, wie sehr sie damals keine Wahl gehabt hatte, schaffte sie es, die Schuld loszulassen und sich selbst zu erlauben, wieder frei zu atmen. Elga hatte sie in dieser ersten Nacht durch die Logik dieser schweren Entscheidung geleitet und sie dann durch die blutige Läuterung geführt. In den folgenden Tagen pflegte die Alte sie wieder gesund, und das Martyrium knüpfte ein Band zwischen den Frauen, da Zoja jetzt das Gefühl hatte, dass es *einen* Menschen auf Erden gab, der auf sie aufpasste – während Elga die Zähigkeit und Stärke des Mädchens erkannte und sich insgeheim ausrechnete, auf wie vielfältige Weise ihre neugefundene Freundin ihr von Nutzen sein konnte.

Wann immer Schuldgefühle in ihr erwachten, erinnerte Zoja sich daran, dass das Kind, das sie verloren hatte, durch Gewalt empfangen worden war – ein blutiger Fluch, der ihr von dem Augenblick, da Grigori sie in dem Schlafzimmer gepackt hatte, bis zu der Nacht gefolgt war, in der sie aufschrie, weil Elga es ihr aus dem Leib gerissen hatte. Seitdem war jegliches Gute vom roten Mal jener Gewalt befleckt gewesen. Die Zeit war nichts Absolutes, und Zoja brauchte nicht einmal zu hexen, um genau zu diesem Augenblick zurückzukehren, schwer darüber zu schweben und zuzuschauen, wie das letzte Rudiment ihres schlichten Menschseins aus ihr

gezerrt wurde, ein dunkler Makel, der das Ende so großer Unschuld markierte. Aus diesem Stahlbad stieg sie als ein neues Wesen mit einem neuen Weg und Zweck heraus, und unter Elgas Führung (die stets so verdreht war wie eine Unkrautwurzel in der Darre) begann Zoja einen Lebenswandel, der seine eigene Logik, seine Regeln und eine strikte Notwendigkeit besaß.

Als die Jahreszeit zu wechseln begann, hatten sich die zwei Frauen eingemummt und waren losgezogen, Seite an Seite die kalten Straßen entlang. Sie kehrten nie zu diesem Wald zurück. Jahrzehnt um Jahrzehnt waren sie gewandert, hatten den ganzen Kontinent durchmessen, nie lange gerastet, ein Jahr hier, ein paar Monate dort. Sie zogen in alle vier Richtungen, wohin auch immer lockersitzende Vermögen und halbwegs gefahrlose Wege sie führten. Wenn Heere vorrückten, folgten sie im Kielwasser der Nachhut und teilten die Kriegsbeute, solange ihr Glück hielt. Sie kamen mehrmals nur haarscharf ungeschoren davon, schafften es aber immer, sauber herauszukommen, packten ihre Siebensachen und traten den taktischen Rückzug an, bevor sie auch nur halbwegs unter Druck gerieten. Sie waren allgemein vorsichtig und schnell und hielten in den Augen jedes Betrachters nach dem Glitzern des Argwohns Ausschau, sodass sie schon lange weg sein konnten, bevor der Gedanke auch nur das Bewusstsein des Betrachters erreichte.

Ihre Abgänge fielen fast immer mit Begräbnissen zusammen, und Zoja konnte ihre Opfer zählen, wie Homer Schiffe gezählt hatte. Zahllose Soldaten, Bankiers, Barone, Büttel und Dummköpfe waren vor ihr zu Boden gegangen. In die Ohren benommener Araberhengste gemurmelte Anweisungen brachen verliebten Kavalleristen das Genick, und auf Schlachtfeldern hatte sie verirrte Gewehr- und Kanonenkugeln auf den rechten Weg und in die Brust manch eines todgeweihten Liebhabers gezaubert. Manche Fluchten zeitigten gewaltige Folgen – ein Fieber, einem schlafenden Wesir das knotige Rückgrat hinaufgejagt, hatte einst zum Untergang eines ganzen Königreichs geführt –, aber die übrigen waren

zumeist schlichtere Übergänge, ein paar davon sogar human, lediglich eine Prise vom Ungewollten, flink in den Tee gestreut, oder ein ungeschickter Fuß auf einer losen Treppenstufe, und schon kam hartes Mauerwerk jäh mit der Schläfe des Opfers in Kontakt.

Niemand hatte sie je Erklärung heischend angesehen; wenn sie überhaupt wahrgenommen wurde, dann nur als eine diskrete Kurtisane, eine mutmaßliche Mätresse oder eine kichernde, gurrende Hure, die man spielend wieder vergaß.

Sie besaß durchaus einen Köcher von Verwünschungen für die üblen Fälle, für die, die leiden mussten, und am Ende wurden den Schlägern und Sadisten Schmerzen in einer Größenordnung zuteil, wie selbst ihre rohe und brutale Phantasie sie sich nicht hätte ausmalen können. Manche bekamen einen kleinen Ritz in der Nagelhaut, der sich entzündete und schwärte, bis ihnen der ganze Arm abfaulte, während sich gleichzeitig ihr Geist umnachtete; andere gingen auf den Abort und kehrten nie zurück, weil mit dem Stuhl auch die Därme abgingen, und ganze Männer verschwanden, eingeschlürft von ihren stinkigen Latrinen. Die sie am meisten verachtete, tötete sie am besten, wie in einem Albtraum, splitternackt rittlings auf ihren schwitzenden Körpern schaukelnd, und dann, in dem Moment, wo sich ihre Körper anspannten, bereit, den Höhepunkt auszukosten, legte sie ihnen einen Finger auf den Adamsapfel und drückte ihnen geschickt die Luftröhre ab. Ihre Augen weiteten sich vor Grauen, während sie mit grimmigem Vergnügen zusah, wie ihnen ihr größter, letzter Sieg auf ewig versagt wurde. Damit war jeder Abgang auf den spezifischen Charakter zugeschnitten, und während manche von Bedauern getönt waren, fühlten sich andere regelrecht gut an.

Es gab einen, den sie fast verschont hätte. Er war Soldat, Offizier der Sappeure und ein Held aus dem verlorenen Krimkrieg. Sie mochte seine Freundlichkeit, die Art, wie er sie morgens weckte – mit einer Schüssel Obst am gemeinsamen Bett –, den Blick, mit dem seine grünen Augen sie fixierten, und die Macht seiner Hand, durch bloßes Berühren ihrer Hüfte

ihre Wangen erröten zu lassen. »Zwing mich nicht, diesen einen totzumachen. Ich werde weggehen, aber lassen wir ihn am Leben!«, sagte sie zu Elga. Die Alte sagte nichts, sie nahm einfach die Aufgabe selbst in die Hand. Als Zimmerfrau verkleidet, schmuggelte Elga gewisse nachhallende Verwünschungen in die Falten seiner Uniform. Der Zauber sickerte nach und nach, mit steter Geschwindigkeit, in seine Brust ein, bis er ins Delirium fiel. Zoja erhielt die Nachricht, als sie eines Morgens ins Grandhotel zurückkehrte. Er hatte sich erhängt, hatte sein Laken an das Geländer geknotet und sich in den weit offenen Treppenschacht gestürzt. Während er erstickte, versuchte ein entsetzter Hotelgast, ihn mit fahriger Hand und einem stumpfen Tafelmesser loszuschneiden. Später gestand Elga die Tat, erklärte, es sei unumgänglich gewesen, und danach hatte Zoja nie wieder versucht, einen Liebhaber zu retten.

Wohin sie auch kamen, fand Zoja stets den Weg in die Salons und die Offizierskasinos, wo die Trinksprüche mit Kristallkelchen ausgebracht wurden und man den Braten mit Silber tranchierte, aber Elga war immer in der Nähe anzutreffen – unten in der Spülküche oder nebenan im Dienstbotentrakt, oder, nach den Schlachten, draußen auf den Feldern bei den Toten und Sterbenden, wo sie sich durch die Innereien der Infanteristenleichen grub und Gallenblasen, Schilddrüsen, Testikel und Milz zwecks späterer Verwendung herausschnitt. Wenn sich in Zojas Herz Zweifel regten – und das taten sie im Laufe der Jahre immer wieder –, schien Elga das jedes Mal zu wittern und tauchte sofort auf, um Zoja mit Hilfe von summarischen Waldläuferweisheiten die Rechtschaffenheit, ja Barmherzigkeit ihres Tuns auseinanderzusetzen und die Gefährtin dadurch wieder aufzurichten. »Es ist nur recht und billig«, sagte sie dann. »Die Männer haben uns zu allen Zeiten an den Haaren hinter sich hergeschleift, und ob sie uns nun Krumen geben oder blanke, blitzende Steine, in Wirklichkeit kriegen wir von ihnen nicht das Geringste. Wenn *du* nicht die Beine breit machst, um sie entweder raus- oder reinzulassen, lassen *sie* dich kalt lächelnd verhungern wie eine Straßentöle. Aber damit ist jetzt Schluss,

wir tanzen nicht mehr nach deren Pfeife! Wir bewegen uns nach einer Musik, die sie nicht hören können, nach einem Rhythmus, den sie nicht verstehen. Sie nennen es Wahnsinn, und wir nennen es Wahrheit, und wo ist der Richter, dem du zutrauen würdest, zwischen den beiden unterscheiden zu können? Bah. Also tanzen wir weiter, tanzen wir weiter.« An diesem Punkt begann Elga stets, mit dem Fuß Synkopen zu stampfen, und warf Zoja ein mutwilliges Lächeln zu.

Also machten sie weiter. Dennoch behielt Zoja von all diesen schweren Entscheidungen Anflüge von Reue und Ressentiments wie Knorpelschnipsel in den Zahnzwischenräumen zurück, und jetzt, wo die Regungen wiederkamen und sie etwas Zuspruch benötigt hätte, hatte die Alte sie in die Wüste geschickt. Das frustrierte Zoja. Schön, dachte sie, ich brauche sie nicht, und vermissen tu ich sie schon gar nicht; schließlich habe ich in den letzten paar Jahren aus gutem Grund Abstand gehalten.

Sie erinnerte sich, wie sie ehedem von Lager zu Lager, von Stadt zu Stadt getippelt waren und Gold von den blutbefleckten Händen todgeweihter Offiziere, Silber von den beschmutzten Fingern vom Pech verfolgter Grubenarbeiter gepflückt hatten, die allesamt allzu kurz darauf starben, niedergestreckt durch Säbel oder begraben unter ganzen einstürzenden Bergen. Die Welt war ihr eigener brodelnder Kessel konstanter Gewalt, die Kriege und Schlachten hörten nie auf, ein Balkankrieg ging in den nächsten über, der seinerseits einen Weltkrieg hervorbrachte und dann einen zweiten. Industrie und Stahl brachen aus der Erde hervor, Soldaten und Geschütze verstopften die Straßen und füllten die Bahnhöfe, Erz farcierte die Schiffsrümpfe und befrachtete die Güterwaggons. Ganze Städte schossen wie Pilze aus dem Boden, verpesteten das Land und veränderten die Landschaft, vielerorts bis zur Unkenntlichkeit, und die Gesänge der Vögel waren jetzt immer entstellt durch den ständigen schrillen Schrei der allgegenwärtigen Maschinen.

Nun allerdings schien sich die Lage zu entspannen. Die große Drohung der atomaren Vernichtung hatte alle Soldaten Europas endlich dazu

gebracht, ihre Büchsen an den Nagel zu hängen und nach Hause zu gehen wie gemaßregelte Buben, die befürchten, vom gestrengen Vater den Hintern versohlt zu bekommen. Vielleicht, dachte Zoja, ist Elga deswegen so wütend: weil ihr die Gewinne und die Wanderungen fehlen, die mit dem Schlachtenlärm einhergingen, denn jetzt hat sie nichts, was ihren rasselnden Verstand ablenken und übertönen würde, vielleicht ist es die Stille, die sie in den Wahnsinn treibt. Doch egal, was der Grund ist, dachte Zoja, ich muss von ihr Abstand halten, und wenn möglich, für immer. Sie hat mich zu lange beschattet und verfolgt und über Gebühr beansprucht. Auf ihre Anwesenheit kann ich gut verzichten. Der Zorn flammte in Zoja auf. Überhaupt, wenn sich ihr Rattenvieh in diesem Moment hier blicken ließe, würde ich es glatt entzweibeißen!

Sie rauchte die Eulengewölle und saß inmitten ihres Wirrwarrs von Visionen. Anschließend fühlte sie sich besser; sie schminkte sich vor dem kleinen Frisierspiegel und machte sich für ihre abendlichen Erledigungen zurecht. Ihr war nicht ganz wohl bei dem Gedanken, gerade um die Zeit, wo auf den Straßen am meisten los war, einfach so in der Stadt herumzulaufen; sie zog es vor, später am Abend auszugehen oder am frühen Nachmittag, wenn die Leute mit dem Essen fertig waren und entweder wieder im Büro festsaßen oder zu Hause ein Verdauungsschläfchen machten. Sie wusste, dass sie in der vergangenen Woche schon zu viel draußen gewesen war, sich fast schon leichtsinnig verhalten hatte, aber sie wusste auch, dass sie in Bewegung bleiben musste, denn jetzt hatte sie ihre Beute ins Auge gefasst. Sie musste Will bald zur Strecke bringen, bevor er zu verwirrt wurde – oder ihr eine andere Frau ins Gehege kam. Sie hatte nur ein kleines Zeitfenster, um mit ihrem Kaninchen eine starke und schlichte Bindung herzustellen, und dies plante sie durch Vermischung der zwei Ingredienzien zu erreichen, die Männer am meisten zu schätzen wissen: Wollust und Sieg.

Ihre Bedenken erwiesen sich als begründet. Während sie den Boulevard Saint-Germain entlangging, sah ein kleines altes Männlein, das vor dem

Café de Flore saß und versuchte, das Getöse einer anstrengenden Woche mit ein paar ordentlichen Gläsern Fernet Branca zu dämpfen, sie zufällig vorübergehen. Sie bemerkte ihn nicht, was schade war, da er mit den Augen, die ihm schier aus dem Kopf fielen, und der herunterhängenden Kinnlade einen interessanten Anblick abgab. »Mein Gott«, sagte er, nachdem sie weitergegangen war, »ich schwöre, ich habe gerade einen Geist gesehen.« Das schläfrige Maultier, das neben ihm saß, sah auf das leere Glas des alten Mannes hinunter und sprach: »Mein Freund, kipp dir weiter dieses Gift hinter die Binde, und du bist bald selbst ein Geist.«

# XII

»Ist das ein echtes Polizeiauto? Versteht deine Ratte, was ich sage? Wo kommt dieser Knochen her? Wo werden wir heute Nacht schlafen?« Noëlle hatte Elgas kleinen Ranzen offen auf dem Schoß und durchkramte ihn planlos, sie hatte die Hände überall, hielt Gegenstände in die Höhe, fingerte an den Knöpfen am Armaturenbrett herum und stellte so viele Fragen, dass Elga versucht war, rechts ranzufahren, sie zu erdrosseln und ihre Leiche am Straßenrand liegenzulassen. »Wozu ist dieses kleine Buch? Ist dieses violette Fläschchen Schminke? Was passiert, wenn ich an dem Knopf da drehe? Ist das hier Parfüm?«

»Nein, das ist ein Absud gegen meine Blähungen.«

»Und? Hilft er?«

»Ich glaube nicht«, sagte Elga und drückte einen formidablen Furz ab. »Oder was meinst du?« Dies brachte das Mädchen fürs Erste zum Schweigen. Sie waren auf dem Weg in die Stadt. Elga wollte schnell zuschlagen, ehe Zoja Argwohn schöpfte und das Weite suchte. Es würde nicht reichen, Zoja verschwinden zu lassen; Elga wusste, dass sie sie sterben sehen musste. Sie wusste, dass sie nicht vorschnell urteilte; es war höchste Zeit, dass Zoja den Abgang machte. Hatte sie nicht schon genügend Schaden angerichtet? Den Kopf des Mannes aufgespießt! Ihr mit dieser dämlichen Uhr die Polizei auf den Hals geschickt! Zoja war schon immer verzogen gewesen, wollte immer zu hoch hinaus, war zu versessen auf die Pralinen, die Rubine, die Pelze und den Räucherlachs mit der Kapernsahnesoße – auf den vor allem. Aber ihre letzten Aktionen hatten sogar Elga überrascht, denn selbst wenn dahinter keine böse Absicht gesteckt hatte, waren sie doch mit Sicherheit dämlich gewesen. Diese Frau hetzte durch die Gegend wie eine Rehgeiß mit einem Pfeil im Arsch, sie totzumachen würde ein barmherziges Werk sein, denn es war offensichtlich, dass Zoja allmählich den Verstand verlor. Es sei denn, dachte

Elga, ich bin dabei, meinen zu verlieren. Sie schüttelte diesen Gedanken so schleunig ab, wie man einen verbrannten Finger vom heißen Kochtopf wegzieht, und warf einen Blick auf das Mädchen, das neben ihr saß. Noëlle hatte jetzt Ratz Max auf dem Schoß und streichelte seinen Kopf, während er zusammengerollt schlief. Ja, dachte Elga, es ist für Zoja Zeit zu gehen, dieses neue Mädchen wird viel, viel besser sein. »Nur zu, Kleine, stell mir noch eine Frage.«

»Wie alt bist du?«

»Ah, die ist gut! Ich weiß es nicht.«

»Älter, als es Autos gibt?«

»Älter als Züge, älter als Schusswaffen. Älter als die ersten Menschen, die Kurven von den hohen Wolken stahlen und von den ziehenden Vogelschwärmen die Spitzen, um daraus ihre kleinen Alphabete zu basteln.«

Noëlle schwieg kurz und ließ sich das durch den Kopf gehen, bevor sie sich wieder ans Fragen machte. »Und wo kommst du her?«

Elga gluckste. »Jetzt geht’s ans Eingemachte, hm? Du bist gescheit. Ich komme vom Ganzweit her, weit hinter dem Rand des Himmels, wo die Sonne aufgeht.«

»Aber wo bist du geboren?«

»Der Ort, aus dem ich stamme, hat seinen Namen viele Male gewechselt, ich weiß nicht mal, wie er jetzt heißt. Als ich dort lebte, war er nach den Farben des Wassers der Bucht benannt, dann bekam er den Namen einer Feuergöttin und dann eines Soldaten, dann eines Heiligen und dann wieder eines anderen Soldaten. Willst du einen Ort töten, gib ihm einen Namen. Sie zerstückeln ihn oder verbrennen ihn, sie vergewaltigen die Frauen, werfen alle auf den Scheiterhaufen, und dann sagen sie, er gehört ihnen. Im Glauben, ihn zu besitzen, geben sie ihm einen Namen. Saudumm. Es genügt, zu wissen: ›Dort ist ein Hügel und gutes Wasser, ein Kreuz am Wegrand und ein starker Eichbaum.‹ Aber sprich es nicht aus. Eine Heimat sollte immer geheim bleiben, oder jemand wird kommen, um sie dir zu

stehlen.«

Noëlle verstummte wieder. Elga hegte den Verdacht, dass das Mädchen mit den Antworten, die es bekam, nicht recht zufrieden war. Pech, dachte die Alte, die wirklichen Antworten sind nie das, was wir uns erhofft haben. Sie würde dem Mädchen alles beibringen, was es wissen musste: wie man ordentlich liest und schreibt, wie man knickst und errötet, wie man die Zeit verlangsamt, sodass ein Fältchen Jahrhunderte braucht, um überhaupt zu entstehen, und wie man die Verwünschungen wirkt, die einen Mann einem sein Vermögen und sein Leben zu Füßen legen lassen. Als sie den Stadtrand von Saint-Cloud erreichten, hoffte Elga, dass der Zauber, mit dem sie den Streifenwagen belegt hatte, noch seinen Dienst tat; Aufmerksamkeit konnte sie keine gebrauchen. Sie musste nur noch in eine Bank, ein Hotel finden und dann Max auf Zojas Spur ansetzen. Vielleicht konnten sie auch in Les Halles ein paar Einkäufe tätigen. Elga kannte da ein paar Marktstände, wo sie die nötigen Ingredienzien bekommen würde.

Sie sah auf das Mädchen hinunter. Noëlle war ein bisschen jung, viel jünger, als Zoja gewesen war, als sie den Übergang vollzogen hatte, aber das war gut so. Mit dieser Sorte Köder ließen sich jede Menge Fallen stellen. Das Mädchen würde lernen oder sterben. Für eine Umkehr war es schon zu spät; wenn das Mädchen seine Lektionen nicht lernen wollte oder wenn sich herausstellte, dass ihr die Begabung dazu fehlte, würde Elga sie totmachen. Aber ihre Intuition sagte ihr, dass diese hier Fähigkeiten besaß. Sie konnten sich irgendwo eingraben und an einfachen Lektionen arbeiten, während der Ratz Zoja nachspürte. Elga würde ihr für den Anfang die kleinen Kunststücke zeigen – wie man Einflüsterungen in Hüte packte, Schlangen herbeipfiff, ein müßiges Auge fesselte, eine schwärende Eiterbeule hervorrief. Elga hatte das Gefühl, dass diese Kleine leichter zu kontrollieren sein würde – keine eigenmächtigen Abenteuer, kein Appetit auf Ärger. Aus wie vielen Klemmen und Skandalen hatte sie Zoja schon herausgezogen? Konnte man gar nicht mehr zählen. Dieses Mädchen hatte ein zu weiches Herz und war zu ungeschickt im Verteilen ihrer Zuneigung,

fiel immer auf miese Männer wie Max herein.

Sie erinnerte sich an den Morgen, als Zoja mit dem Ratz ins Lager zurückgekommen war. Es dämmerte noch nicht einmal, und ihr Wollkleid war zerrissen, ihre Haut zerkratzt, ihr Haar aufgelöst. Sie war in die Pritsche ihres Zigeunerwagens gekrochen und zusammengebrochen, hatte sich vor Übelkeit gekrümmt und trocken gewürgt, am ganzen Leib klamm von kaltem Schweiß, bis sie sich schließlich so weit erholt und beruhigt hatte, dass sie imstande war, den – zu Tode verängstigten – Max aus der Tasche zu ziehen.

Wie immer hatte Zoja eine gute Geschichte parat. Am Abend zuvor hatte sie, angeödet vom dauernden Gezänk und Gezischel der Frauen, das Lager verlassen und sich in die nahegelegene Stadt aufgemacht. Sie sehnte sich nach Tanz und Musik und Bestätigung durch freundliche Augen, mehr nicht, sagte sie. Sie hatte dort einen Jungen kennengelernt, einen jungen Priester, frisch aus dem Seminar, weinselig und gut bei Kasse dank seiner ersten Glückssträhne am Spieltisch, der jetzt seine erste Frau kosten wollte. Fasziniert von der Vorstellung, mit einem Priester – dazu noch einem jungen – Schweinkram zu machen, und auch an den Rubeln interessiert, die in seinen Taschen klimperten, stellte sich Zoja gern zur Verfügung.

Der Ärger begann, wenige Augenblicke nachdem sie endlich ein Zimmer gefunden und die Tür hinter sich abgeschlossen hatten. Der betrunkene Junge hatte sie an sich gerissen und angefangen, sie grob abzuküssen. Sie hatte gelacht und versucht, ihn etwas zu bremsen, aber er hatte sie nur brutal gegen die Wand gestoßen und angefangen, an ihrer Bluse zu zerren, bis der Stoff gerissen war. Die Wucht seines Körpers ließ ihren Kopf immer wieder gegen die Wand knallen, und sie versuchte sich zu befreien, aber er ließ nicht locker. In seinen Augen tanzte ein sonderbarer Ausdruck, der ihr nur zu bekannt war. Als ihr klar wurde, dass sie einen Fehler gemacht hatte, hatte sie ihm das Knie in die Eier gerammt und war zur Tür gestürzt, aber er war wieder aufgesprungen und hatte sie erneut mit dem Kopf gegen die Wand geschleudert. »Du bist etwas schwierig, was? So ’ne Art

Teufelin?«, hatte er gesagt. Sie war benommen. Er drückte sie zu Boden. Sie versuchte, zur Tür zu robben, aber er packte sie an den Haaren und zerrte sie ans Fußende des Betts. Er versuchte, seinen Gürtel auszuziehen, aber betrunken, wie er war, kam er damit kaum zurande. Er setzte sich auf, fummelte unbeholfen an seinem Hosenstall herum, murmelte: »Meine weisen Oberen haben mir gezeigt, wo man ihn Stänkerern reinsteckt. Jetzt kann ich's *dir* zeigen.« Zoja warf sich ein weiteres Mal in Richtung Tür, aber diesmal packte er sie am Genick und riss sie zurück. »Ich werd's dir schwer machen, zu rennen«, hatte er gesagt, sie auf den Boden gedrückt und sich auf sie gelegt. Er griff unter sich, und während er mit einer Hand ihre Brüste roh traktierte, zerrte er mit der anderen seine Hose herunter. »Ja, jetzt kriegst du's besorgt«, sagte er. Sie wand sich, rang mit ihm und schrie ein Mal um Hilfe, aber er ohrfeigte sie wieder brutal, und dann hielt sie den Mund. Sie wusste, dass keiner kommen würde. Ihr Kopf wurde so klar, dass sie sich erinnerte, was sie tun musste. Sie war schon einmal gegen ihren Willen genommen worden, aber da lag die Sache anders. Damals war sie machtlos gewesen.

Sie nahm seinen Kopf in die Hände, als ob sie sich endlich ergäbe, und flüsterte ihm aus blutigen Lippen den Zauberspruch ins Ohr. Er hielt in seinen linkischen Bemühungen inne und kratzte sich an der Nase, als hätte er einen Tic. Dann ging es los. Sie rollte sich unter ihm weg und sah dann, erschöpft und erleichtert, dabei zu, wie sein Fleisch anfing zu reißen und zu schrumpfen.

Dieselben Leute, die Zojas Hilferufe ignoriert hatten, schenkten jetzt Max' Schreien, obwohl weit grauenerregender, keinerlei Beachtung. Er kreischte und kratzte, winselte und krächzte die ganze unschöne feuchte Verwandlung hindurch; ein hohes, schrilles Wehgeheul pfiff wie ein Chor von kochenden Wasserkesseln, als zuerst seine Stimmbänder verschrumpelten und seine Kehle sich einschnürte. Knochen splitterten knirschend in sich zusammen, und der Raum füllte sich mit dem Gestank verbrennenden Marks und schmelzenden Fleisches, als die Hitze des

kochenden Bluts die Luft glühen ließ. Als Letztes mutierten seine Augen, als er, jetzt schon winzig, dalag, noch immer purpurn von der blutig pulsierenden Metamorphose. Er gab einen letzten spitzen Quiekser von sich, aber an einem Samstagabend in einer Bergarbeiterstadt hatte niemand Ohren für die Schreie eines Mädchens, das vergewaltigt, und einer Ratte, die gerade geboren wurde.

Einmal verwandelt, war er nicht weggelaufen, sondern hatte regungslos, mit grauenerfüllten Augen zu ihr aufgeschaut und war auf dem nackten Plankenboden liegen geblieben. Die Übelkeit und der Schwindel, die dem Zaubern folgten, übermannten sie, und sie erbrach sich in den Nachttopf. Dann rollte sie sich auf dem Bett zusammen und schlief ein. Als sie aufwachte, war der Ratz noch immer da, aufrecht sitzend, als warte er auf sie. Vielleicht glaubte er, sein Zustand sei nur ein zeitweiliger und sie würde ihm jetzt, wo er seine Lektion gelernt hatte, helfen, oder vielleicht war er schlicht schreckstarr beim Gedanken an die neue, unbekannte Wildnis voll hungriger Hauskatzen und Raubvögel, die hinter der Tür lauerte. Im ersten Moment, erzählte sie den Frauen, hatte sie ihn töten wollen, aber das erschien ihr ein zu barmherziges Ende. Immer noch wütend, wollte sie, dass er seine ganze ihm vorbestimmte Lebensdauer als der jämmerliche kleine Nager verlebte, der er tatsächlich war. Also steckte sie ihn sich ins Kleid und schleppte sich durch den Morgennebel ins Lager.

Der Ratz erwies sich letzten Endes als nützlich. Durch eine unvorhersagbare Laune des Zaubers war Max mit einer Nase bedacht worden, mit der er jeder Spur in jedem Gelände zu jeder Jahreszeit folgen konnte, wie streng auch der Frost oder wie überflutet die Wege auch sein mochten. Im Laufe der Jahre hatten sie Max immer wieder aus den Augen verloren und wiedergefunden. Denn beim ersten Anzeichen von Gefahr rannte er grundsätzlich verängstigt davon und blieb wochen-, ja selbst monatelang verschwunden. Aber dann tauchte er, von seiner unfehlbaren Spürnase geführt, immer wieder bei ihnen auf. Auch sein Bruder, der ehemals unschuldige Andrej, hing, wie sich herausstellte, durch ein zartes,

aber echtes Treueband an Max, das ihn von Zeit zu Zeit gleichfalls zu einem willkommenen Werkzeug machte. Zwei behexte Brüder, dachte sie, die jeder für sich ein ganz anderes Leben führten, als sie es sich ausgemalt hatten, und alles nur wegen einer Frau, der einer von ihnen ins Gehege gekommen war – einer Frau, die sie zu ihrem Unglück unterschätzt hatten. Ein Leitmotiv übrigens der Menschheitsgeschichte.

Elga parkte vor der Bank und sah auf den Ratz hinunter, der jetzt wach war und miesmotzig auf dem Schoß des Mädchens saß. »Ist alles halb so wild, Max. Was meinst du, als was du geendet wärst, wenn du uns nie getroffen hättest? Als eine tiefgefrorene Leiche in irgendeinem sibirischen Massengrab.« Der Ratz gab keine Antwort.

In der Bank sah Elga keine weiteren Kunden. Sie begab sich zum einsamen Kassierer, der an seinem Schalter saß, einem aufgeweckten und strebsamen jungen Mann namens François Collet. Elga machte sich rasch an die Arbeit. Es gehe nur um ein paar Überweisungen, erklärte sie Monsieur Collet, ein paar Rechnungen, die sie bezahlen müsse. Sie habe ein Konto, könne sich aber dummerweise nicht an die Nummer erinnern. Sie sei aber an dem Vormittag bereits da gewesen, ob er sich nicht an sie erinnerte? Sie sei sich ganz sicher, dass er sich die Kontonummer aufgeschrieben habe. Er lächelte zuvorkommend und sagte, er könne sich zwar nicht an sie erinnern, andererseits vielleicht doch. Es tue ihm sehr leid. Am Vormittag sei sehr viel los gewesen. Er machte sich sofort daran, das Kontoführungsbuch durchzusehen. Sie summte hohe und tiefe Töne und schnalzte mit der Zunge. Jeder Zuhörer hätte gesagt, dass das lächerlich klang. Aber François schien sie überhaupt nicht zu hören. Wohl aber händigte er ihr, fast geistesabwesend, jede einzelne Banknote aus, die er in seiner Schublade hatte – eine beträchtliche Summe. Er winkte ihr sogar nach, als sie davonwatschelte, und rief ihr hinterher: »Auf Wiedersehen, Madame!« Und das war der allerletzte Tag von François Collets ehedem vielversprechender Laufbahn im Bankgeschäft.

# XIII

Vidot fand das vormittägliche Reisen durch die Stadt unendlich weniger beschwerlich, als seine erste, nächtliche Expedition gewesen war. Er war fast stolz, wie schnell und vollkommen er sich in das Dasein als Floh eingelebt hatte. Er hüpfte von Mensch zu Mensch, Tier zu Tier, langte herzhaft zu, wann immer er sich auf einem kleinformatigen Hund wiederfand (im Lauf des Vormittages hatte er durch Ausprobieren ermittelt, dass die Kleinsten die süßesten waren, wenngleich auch die Rasse eine Rolle spielte; am besten waren die Beagle, während Pudel bitter schmeckten). Am meisten überraschte ihn, dass jedes Tier, das er ritt, vollkommen frei von jeglichem sonstigen Ungeziefer war. Er deduzierte allerdings, dass dies nur scheinbar der Fall sein musste, da er aufschlussreiche Indizien (rote Bissstellen, entzündete Exantheme) dafür fand, dass auch andere Wesen auf seinem momentanen Reittier gereist waren und gespeist hatten, aber mysteriöserweise waren weder andere Flöhe noch Zecken oder Läuse zu sehen. Vermutlich waren sie in Wirklichkeit überall um ihn herum, versteckten sich aber im dichten Fell und verhielten sich unauffällig, da sein Auftauchen unzweifelhaft einen ziemlichen Schock für diese einfältigen Gewohnheitstiere darstellte. Denn so unvertraut, wie er mit seiner Befindlichkeit war, bewegte, benahm und verhielt er sich zweifelsohne wie ein äußerst ungewöhnlicher und somit verdächtiger Floh. Ich muss wie ein Gorilla auf dem Boul' Mich' wirken, dachte er bei sich, vor dem sich alle Passanten in Sicherheit bringen. Die Vorstellung belustigte ihn, zumal er, rasch und mit Hopsern und kleinen Spurten von fast militärischer Effizienz, dem Kommissariat stetig näher und näher kam.

Die Zeit war von zentraler Bedeutung, und wenn auch nur, weil er nicht wusste, wie viel er davon hatte. Nur so viel wusste er, dass die biologische Uhr eines Krabbeltiers unglaublich schnell tickte, und wenn er sein Tempo

nicht beibehielt, würde seine Zeit bald abgelaufen sein. Doch er blieb optimistisch beim Gedanken daran, dass er schon in anderen wichtigen Fällen gegen die Zeit angetreten war: als er zum Gare de Lyon gerannt war, um den flüchtigen Falliteur Martel zu fassen; als er ins Krankenhaus flitzte, um die vergiftete Braut Castrillon zu retten – er war so oft kreuz und quer durch die vielfältigen Viertel von Paris gehastet, dass er sich nachgerade fragte, ob er nicht von jeher das Leben eines wilden, hüpfenden Flohs geführt hatte.

Ein ernstes Problem gab es zwar: Er wusste noch immer nicht, was er, einmal im Kommissariat angekommen, tun würde, doch das bereitete ihm kein Kopfzerbrechen. Er kannte dort alle Rhythmen und Zeiten, wusste, wann die Beamten kamen und gingen, kannte seine Ecken und Korridore, und er wusste, dass er – zuallermindest – sicheren Unterschlupf finden konnte. Wenn er Hunger bekam, dachte er, konnte er einfach etwas Blut aus der Birne des paarhuferhirnigen Maroc saugen. Dieser Idiot verdiente es nicht anders. Es wurmte Vidot noch immer, dass seine Dienststelle Adèle nicht die Wahrheit über sein Verschwinden gesagt hatte. Maroc schindete höchstwahrscheinlich einfach nur Zeit, in der Hoffnung, dass Vidot und Bemm auf wundersame Weise wieder auftauchen würden, wodurch ihm der Skandal erspart bliebe, zwei Beamte verschusselt zu haben. Solche Dinge machten sich in der Personalakte nicht gut. Also versuchte Maroc wahrscheinlich, Zeit zu gewinnen. Das war verständlich, aber richtig war es nicht, und sosehr ihn der Ehebruch seiner Frau auch verletzt hatte, missfiel es Vidot, sie von einem Esel wie Maroc getäuscht zu sehen. Er fragte sich, ob sie sich Sorgen machen und ob Alberto sie trösten und ihr beistehen würde. Vidot missfiel, wohin solche Gedanken führten. Und so folgte er dem Beispiel vieler Männer mit häuslichen Problemen und hüpfte energisch in Richtung Büro.

Glücklicherweise war es ein schöner Tag, und er kam gut voran. Die Dinge hätten schlimmer stehen können, und je weiter er Alberto und Mimi Peruccis Wohnung hinter sich ließ, desto zufriedener und zuversichtlicher

fühlte er sich. Ihm war klar, dass andere Leute bei dem Gedanken, im Körper eines kleinen Insekts gefangen zu sein, wahrscheinlich in Panik geraten oder gar von Trauer übermannt worden wären; doch, sagte er sich, waren dies in der Regel dieselben Typen, die es schon für eine Katastrophe hielten, wenn beim Bäcker nur noch ungefüllte Croissants erhältlich waren, oder die sich beklagten, wenn der Kellner auf sich warten ließ. Wohingegen er davon überzeugt war, dass das Leben – jegliches Leben – ein interessantes Abenteuer war, das man, wenn man nur einen kühlen Kopf bewahrte und wachsam und in Bewegung blieb, zu einem befriedigenden Abschluss bringen konnte. Anstatt sich also vom Schicksal verfolgt zu fühlen, erinnerte er sich daran, dass er nicht viel anders als dieser amerikanische Schauspieler Bobby Van war, der im Film *Le Joyeux Prisonnier* so denkwürdig durch eine ganze Kleinstadt gehüpft war.

Natürlich war das hier kein Musical. Er erinnerte sich an seinen gefallenen Freund Bemm. Wenn er den jungen Mann auch nicht gut genug gekannt hatte, um erraten zu können, wie er emotional zu ihrer sonderbaren Metamorphose gestanden hatte, wusste er doch, wie Bemm auf die Krise reagiert hatte: Er hatte treu zu ihm gestanden, war ihm vorbehaltlos durch die Straßen gefolgt, hatte sich mit Verve und begeistert an den Bauch jedes Haustiers und Nagers geklammert, als sie sich Zwillings-Tarzanen gleich durch diese unvorhersehbare, gigantische Wildnis geschwungen hatten. Was passiert war, war schlimm, ja regelrecht tragisch, doch Vidot hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass man im Gefecht gefallenen Kameraden nicht allzu lange nachtrauern darf. Die Schlacht des Lebens wütet unentwegt, und mochte Bemm auch dahingegangen sein, so hatte Vidot das Glück gehabt, zu überleben. Oh ja, dachte er, endlich bin ich wieder Herr über mein Schicksal! Alles, worüber ich mir jetzt noch Sorgen machen muss, ist die Zeit, und Zeit findet einfach statt, ob wir uns nun sorgen oder nicht.

In diesem Moment nahm seine Reise eine sehr abrupte und dramatische Wendung. Vorübergehend in seine philosophischen Reflexionen verloren,

merkte Vidot zu spät, dass der fleischige und köstliche Beagle, auf dem er gerade ritt, plötzlich aufgelesen und an die Brust des Hundeführers gedrückt wurde, wodurch er selbst, zwischen Hund und Wollmantel, mollig in der Falle saß. Vidot wand sich, aber der Druck war zu groß, und er konnte sich nicht befreien. Er hörte eine Tür knallen und spürte, dass sie eine Treppe hinaufstiegen. Er zählte fünf Absätze, bis er die Schlüssel klirren hörte und sie eine Wohnung betraten. Vidot war nicht sonderlich besorgt, er war sicher, dass dies nur ein vorübergehender Umweg war, und sobald der Hund wieder Gassi gehen müsste – was bei kleinen Hunden häufig der Fall war – wäre er wieder frei. Ein Rückschlag, keine Frage, der aber keine ernsten Auswirkungen auf seinen Wettlauf gegen die Zeit haben würde. Was dann geschah, war allerdings ebenso irritierend und lästig wie verblüffend.

Aus der engen Umarmung des Hundehalters erlöst, hatte Vidot eigentlich vorgehabt, sofort abzuspringen und – hoffentlich – einen hohen Aussichtspunkt zu gewinnen, von dem aus er die Situation würde überblicken können. Stattdessen stellte er fest, dass der Hund unter ein weißes Zelt aus, wie es aussah, alter Fallschirmseide gelegt und dort festgehalten wurde. Noch seltsamer war, dass sich dann über den Hund ein mondgesichtiger Mann beugte, der eine Lupenbrille trug und die größten und grünsten Augen besaß, die Vidot jemals gesehen hatte. Die Iriden des Mannes sahen hinter den Vergrößerungsgläsern gigantisch und verzerrt aus; Vidot kam sich so vor, als senkten sich zwei unermessliche tropische Planeten auf ihn herab. Die feisten Finger des Mannes arbeiteten sich geschäftig, auf eine geschickte und geübte Weise, durch das Fell. Der Anblick war so hanebüchen, dass Vidot erst vor Horror erstarrte, um sich dann hinter ein Hundehaar zu hocken, einem verängstigten Soldaten gleich, der hinter einem zerbombten Baum in Deckung geht. Doch der allsehende großäugige Mann fand ihn rasch, stieß mit der Pinzette auf ihn nieder, zermalmte ihn beinah, als er ihn vom bäuchlings liegenden Beagle zupfte, und ließ ihn in ein Reagenzglas fallen, das er dann fest verkorkte.

Der Mann übergab das Reagenzglas seiner Komplizin, einer Dame weit jenseits ihrer Jugend, die, als sie in die Eprouvette spähte, um sich zu vergewissern, dass er noch am Leben war, Vidot vage vertraut erschien. Während er versuchte, sie in seiner Erinnerung unterzubringen, stellte sie ihn in einen Reagenzglasständer, der sich auf einem hohem Regal befand, zu einer langen Reihe weiterer, in je einer eigenen kleinen Eprouvette gefangener Flöhe.

Vidot sah hinab auf den Mann, der samt Hund in dem Gewebe eingehüllt blieb – offenkundig, damit kein Floh entwich. Über seine Arbeit gebeugt, entnahm der Mann einen Floh nach dem anderen und übergab jeden abgefüllten Gefangenen seiner Assistentin, die ihn ihrerseits zu Vidot in die Reihe stellte. Bald befanden sich mehr als zwanzig Reagenzgläser mit jeweils einem einzelnen Floh in dem Ständer. Doch zu welchem Zweck? Was hatten die beiden vor? Waren sie absonderliche Hobbywissenschaftler? Mikrobiologen? Einsame Sammler? Kulinarische Experimentatoren? Der Detektiv hatte keine Antwort. Endlich ließ der hängebackige Mann von seinem Forschen ab, setzte das Hündchen frei und an den Fressnapf und faltete sein Fallschirmzelt säuberlich zusammen.

Und da, als der Mann seine Lupenbrille abnahm, fiel es Vidot wie Schuppen von den Augen, und er wusste schlagartig, wer seine Entführer waren. Welch eine wundersame Fügung! Es waren Billy und Dottie, das englische Schaustellerpaar, das ihn als Jungen mit ihrem Wanderflohzirkus so gebannt und bezaubert hatte. Jetzt, dreißig Jahre später, waren sie noch immer in ihrem angestammten Metier aktiv. Prompt fing Vidot an, in seiner Eprouvette auf und ab zu hopsen, unsagbar begeistert von dieser verblüffenden Wendung.

Nachdem er sich beruhigt hatte, begann er die beiden zu observieren, und je mehr sich der Tag dem Abend zuneigte, desto tiefer war er beeindruckt von der zärtlichen Harmonie ihres Zusammenlebens. Sobald sie sich ihrer Flohpflichten entledigt hatten, öffnete Dottie eine Flasche Wein. Währenddessen schlüpfte Sir Billy in einen Malerkittel, stellte eine

Staffelei auf und wartete darauf, dass seine Frau ihm Modell säße. Erst da sah Vidot sich in der winzigen, beengten Wohnung um und erkannte, dass der Raum mit vielleicht Hunderten Porträts von Dottie gefüllt war, mit Leinwänden über Leinwänden, die sie in jeglicher Stimmung und Epoche dokumentierten. Zwischen die Porträts waren auch andere Gemälde gequetscht worden, Dachveduten, bukolische Landschaften und kleine *natures mortes*, aber die große Mehrzahl stellte die von Bild zu Bild älter werdende Dame dar, die nun vor ihm saß. Die Stile hatten gewechselt, von Realismus über Collage und Kubismus bis hin zum melancholischen Stil, der jetzt Billys Manier war – einem Stil, den mit Namen zu belegen Vidot nicht Kenner genug war, den er aber vielleicht als »Hyper-Realismus« bezeichnet hätte. Es war so, als ob Billy jetzt, da sie sich allmählich dem Ende ihres gemeinsamen Lebens näherten, bestrebt wäre, jede noch so kleine Pore, jedes winzige Detail der Frau, die er liebte, in Farben festzuhalten. Möglich war allerdings auch, dass er nach einem ganz der Jagd nach Flöhen geweihten Leben alles nur noch in übertriebener Vergrößerung wahrnahm.

Offensichtlich, begriff Vidot, war der Flohzirkus für das Paar ursprünglich nur eine Nebenbeschäftigung gewesen, eine Möglichkeit, die Lebenshaltungskosten zu bestreiten, bis ihre Bilder einen Markt gefunden hätten. Mit der Unterstützung eines geschäftstüchtigen Kunsthändlers, einer bekannten Galerie oder eines passionierten Privatsammlers hätten sie schon längst dieses kärgliche Dasein hinter sich gelassen – vielleicht hatten sie davon geträumt, in eine viel größere Wohnung zu ziehen oder in eine Villa wie seinerzeit Rodin, oder wie Gauguin davonzusegeln, in ein fernes, exotisches Land, wo sie sich völlig der Kunst hätten widmen können. Aber nach den Leinwänden zu urteilen, die packenweise zu jeweils zehn Stück an jeder Wand standen, hatten Billys Gemälde nie einen Käufer gefunden. Und so hatte der Zirkus fortgelebt.

Nach ungefähr einer Stunde – ein Großteil der Leinwand befand sich noch immer im Rohzustand – stand Dottie auf und setzte sich neben ihren

Mann. Billy küsste sie auf die Stirn. Sie drückte herzlich seine Hand und begutachtete den Stand seiner Arbeit, wobei sie auf die Stellen zeigte, die ihr besonders gefielen, und ihrerseits zärtliche Küsse auf seine Wange platzierte. Ihr Mann errötete vor Stolz. Seine vollkommene Zuneigung brach Vidot fast das Herz, als er sich an alle Qualen seiner eigenen Ehe erinnerte, sich schmerzvoll die ersterbenden Stöhnlaute der Ekstase ins Gedächtnis rief, die seine Adèle erzeugt hatte, während Alberto sie in seinen Armen zermalmte. Vidot versuchte, diese schrecklichen Gedanken auszublenden, und konzentrierte sich stattdessen auf die schlichte Harmonie, die er hier erlebte, auf das lächelnde, liebende, immerwährende Paar, das, so lange schon zusammen, durchseelt von solch sanftem, kunstsinnigem und taktvollem Geist, sich nun, Hand in Hand, aus seiner idyllischen Selbstbescheidung erhob, um seine Aufmerksamkeit auf die ordentliche Aufreihung von Flöhe enthaltenden Eprouvetten zu richten, die auf ihrem Regal ragten.

Und hier begann das Grauen.

# XIV

Will folgte Oliver in den Jazzklub. Es war später Nachmittag, aber die Stühle standen noch umgekehrt auf den Tischen, während die Kellner rauchend und schwatzend in den hinteren Ecken saßen und es offenbar nicht eilig hatten, das Lokal für die Gäste herzurichten. Der Raum roch nach Putzmittel und abgestandenem Rauch. Oliver führte Will zu einer Nische mit rotlederner Rückenlehne, in der drei Schwarze in identischen blauen Anzügen vor Drinks saßen und Knock Rummy spielten. Oliver rutschte zu ihnen in die Nische, während Will sich nach einem Stuhl umsah.

»Hallo, Jungs. Zigarette? Tut mir leid, sind Gitanes.« Oliver hielt sein Päckchen hin, und alle lehnten höflich ab. Oliver nahm eine und steckte sie sich an. »Flats. Kelly. Red. Das ist Will. Er ist Werbefachmann, aber er ist auch ein famoser Bursche.«

Der Mann namens Flats hob eine Braue. »Werbefachmann? Das heißt, Sie machen so was wie Reklame?«

»Ja, so in etwa. Ich wirke daran mit, welche zu machen.«

»Sie zeichnen also die Bilder?«

»Nein, ich bin für den ganzen übrigen Kram zuständig, die Recherche, die strategischen Überlegungen und so weiter.«

»Das ist interessant«, sagte Flats nachdenklich, »weil ich ehrlich gesagt nicht behaupten kann, in welcher Werbung auch immer irgendetwas festgestellt zu haben, was entfernt nach ›Überlegung‹ ausgesehen hätte.«

Will konnte nicht erkennen, ob man sich über ihn lustig machte, aber bevor er etwas entgegnen konnte, hatte Oliver das Thema gewechselt. »Hört mal, wir haben üble Nachrichten. Wie es aussieht, ist Boris – ihr kennt doch Boris? Neds Freund? Den Russen mit einem Gesicht wie ein bissiger Hund?« Die Männer nickten. »Ja, tja, er ist heute mitten in einem Kartenspiel tot umgefallen. Ganz plötzlich. Tippe auf Fremdeinwirkung in

irgendeiner Form, wir untersuchen das gerade. Wie auch immer, unsere Frage lautet: Habt ihr von anderen komischen Dingen gehört, die zurzeit in der Stadt so passieren?«

Die drei Männer sahen sich an, als sei ihnen simultan allen dreien derselbe Gedanke gekommen. Der Mann namens Kelly sah aus, als wollte er etwas sagen, als Red ihn am Handgelenk berührte und ihn stoppte. Dann beugte sich Red vor und sah Oliver und Will an. »Also, bevor wir mit irgendwelchen eigenen Beobachtungen in der Sache rausrücken, wüsste ich eines gern, nämlich, warum ihr eigentlich fragt, du und dieser Werbefritze hier. Nicht deine üblichen Fischgründe, oder?«

Red hatte die langsame, vorsichtige Art eines Mannes, der niemandem traut, und Oliver blieb entsprechend vage bei seiner Antwort. »Es ist eigentlich eine Mischung, teils persönlich, teils geschäftlich. Zunächst und vor allem, Red, war Boris ein Freund. Außerdem glaube ich, was immer da läuft, könnte sich gut für eine Geschichte eignen, und ein Schriftsteller braucht Geschichten. Huhn im Topf und so weiter. *Sollte* ich eine Story bekommen, *könnte* ich meinen Kumpeln drüben bei der *Herald Tribune* möglicherweise ein paar Francs aus dem Kreuz leiern. Wenn ihr mir helft, wäre ich natürlich gern bereit, euch am Honorar zu beteiligen.«

»Klingt gut, auch wenn du nicht grad wie einer aussiehst, der für seine Hühner tanzen muss«, sagte Flats.

»Ah, du würdest dich wundern«, grinste Oliver. »Ein gutgeschnittener Anzug hilft ausgezeichnet, einen leeren Bauch zu kaschieren.«

Flats nickte, als leuchte ihm die Antwort ein, und Kelly beugte sich vor. »Die nächste Frage ist: Warum kommst du zu uns? Warum glaubst du, dass wir dir helfen können?«

Während er antwortete, rutschte Oliver nervös ein bisschen auf seinem Sitz herum. »Verständliche Frage. Die Sache ist die, dass man Boris schlechte Medizin verkauft haben könnte – wenn du weißt, was ich meine.«

Flats nickte wieder, und Kelly schaute in die Runde. »Okay, schlechte Medizin. Kapiert. Tatsache ist, es *sind* ein paar Dinge passiert. Üble Dinge.

Mehrere Typen sind in letzter Zeit übern Jordan gegangen, deiner ist der Dritte in drei Tagen, was eine ganz schön hohe Sterblichkeitsrate ist, selbst unter Süchtigen. Die anderen zwei wohnten drüben im Hôtel Arc, Langzeitgäste. Wär gut zu wissen, was dein Freund so nahm.«

»Ja, na ja, wir haben das hier gefunden …« Oliver griff in die Tasche und holte die Alufolie heraus. Er wickelte sie auseinander und legte die kleine harzige Kugel in die Mitte des Tisches. Die fünf Männer starrten darauf wie Edelsteinhändler, die einen Klunker begutachten.

»Sieht mir nach Rohopium aus«, sagte Kelly. »Und mehr als gucken werd ich ganz bestimmt nicht. Es heißt, einer dieser Typen im Arc hätte so ’n paar irre Zuckungen abgezogen, bevor er endgültig steif geworden ist, der andere soll glatt durchs Fenster rausgesprungen sein, als wären ihm Voodoogeister auf den Fersen.« Er tippte mit dem Finger auf den Rand der Folie.

»Ja, es ist schlechte Medizin im Umlauf«, sagte Red.

»Wär ’ne gute Zeit, die Finger davon zu lassen, wenn man’s schafft«, sagte Flats.

»Wenn man’s schafft«, pflichtete Kelly nickend bei.

»Ja, das ist alles sehr interessant. Ich hab über diese anderen Todesfälle gar nichts gelesen«, sagte Oliver, packte die Kugel wieder ein und steckte sie sich in die Tasche.

»Tja, wird allgemein nicht viel geredet, wenn ein Süchtiger abkratzt«, sagte Red.

»Auch das stimmt«, sagte Kelly. »Obwohl es sich in der Regel schon rumspricht bei denen, die’s was angeht. Vorsicht ist besser als Nachsicht, und so weiter. Eine andere interessante Nachricht ist, dass haufenweise Leute, die eigentlich nicht einen Penny haben sollten, neuerdings mit Knete nur so um sich werfen, aber kübelweise. Ich erwähn das nur, weil die in der Tasche des Fenstersprungers einen Haufen Scheine gefunden haben sollen. Und er war ein Niemand.«

»Schön«, sagte Oliver mit einem Blick auf seine Uhr, »sehr

aufschlussreich. Ist mir eine große Hilfe, danke für eure Aufmerksamkeit, meine Herren. Wenn ich tatsächlich den Auftrag für diese Geschichte bekommen sollte, werde ich es nicht versäumen, euch euren Anteil auszuzahlen.« Er hielt inne, als sei ihm etwas eingefallen. »Noch eine andere Sache: Wir sind auf der Suche nach Ned. Zufällig gesehen?«

Die Männer schüttelten die Köpfe.

Oliver beugte sich vor und drückte seine Zigarette im knallorangefarbenen Aschenbecher aus. »Tja, da wär auch etwas Geld für euch drin, wenn ihr sie findet.«

»Wir hören uns um«, sagte Red.

»Prächtig. Ruft durch, wenn ihr irgendwas hört«, sagte Oliver und gab Red seine Visitenkarte. Er warf einen Blick auf seine Uhr und stand rasch auf. »Ach, jetzt müsst ihr mich entschuldigen, ich muss ein Telefon finden. Ein Ex-Matrose, der einen Seesack voller Lyrik hat, die ich mir ansehen soll, erwartet meinen Anruf. Soll heißer Stoff sein. Mach's dir bequem, Will. Wir treffen uns draußen in zehn Minuten. Er tippte an seine Hutkrempe und entfernte sich in Richtung des Lieferanteneingangs.

Will war nicht ganz wohl in seiner Haut, mit den drei Fremden allein gelassen zu werden. Er wusste selbst nicht, warum. Sie schienen absolut freundliche Leute zu sein. »Wie lange sind Sie schon in Paris?«, fragte Red.

Will zuckte die Achseln. »Seit ein paar Jahren.«

»Also schon eine Weile. Gefällt's Ihnen hier?«

»Klar. Die Musik ist toll, die Kunst, also, es gibt eine Menge, was einem gefallen kann …« Seine Antwort verplätscherte, als ihm bewusst wurde, dass sein Unbehagen lediglich von ihrer Hautfarbe herrührte. Er hätte problemlos erzählen können, wie sehr er diese Stadt liebte, wie ein Wasserfall hätte er haarklein aufzählen können, was er alles daran schätzte, vom thymian-und-salbeiwürzigen Duft des Coq au Vin, der aus so vielen Küchen quoll, über das Summen der vorübersausenden Vespas bis hin zum tag-und-nächtlichen Geläut der dreisten Kirchenglocken – das alles war ihm in letzter Zeit durchgängig präsent, seit seine dräuende Abreise ihm

bewusst machte, wie sehr er es liebte, hier zu sein, so wie ein zum Tode Verurteilter die letzten Augenblicke seines Lebens umso intensiver erlebt. Aber vor diesen dunklen Männern, die ihn geduldig anstarrten und auf eine Antwort warteten, brachte er keinen Ton heraus. Es lag nicht etwa daran, dass er sich wie was Besseres vorgekommen wäre, sondern es war einfach, weil er während seiner Jugend in Detroit nie viel Kontakt mit dem Negeranteil der dortigen Bevölkerung gehabt hatte – so hoch er auch war. Selbst wenn er abends ausging und sich, oft in Bars mit gemischter Klientel, die unterschiedlichen Szenen ansah, hatte er dennoch selten Veranlassung gehabt, mit ihnen zu verkehren. Tatsächlich, ging ihm auf, hatte er noch nie mit drei Negern an einem Tisch gesessen und sich mit ihnen unterhalten.

Flats schien seine Nervosität zu spüren und lächelte ihm beruhigend zu. »Tja, wollen Sie wissen, was *mir* an dieser Stadt am meisten gefällt?«

»Was?«, fragte Will.

»Die Wannen.«

»Die Wannen?«

»Ja, die Badewannen«, sagte Flats. »Im Süden, wo ich groß geworden bin, da hatten wir keine richtige Wanne oder Dusche, oder ein Bad, wir waren, tja, was ist das Wort dafür?«

»Arm«, sagte Will.

»Exakt. Das ist das Wort.« Flats lächelte. »Wir waren arm. Wie die Kirchenmäuse. Deswegen erzähl ich Ihnen besser nicht, wie wir uns damals gewaschen haben. Beim Militär dann, da haben sie uns in diese großen Duschräume gesteckt mit allen anderen Männern. Das war okay, aber es war eben die Army, also wie gut konnte das schon sein? Aber jetzt, hier, in meiner kleinen Wohnung, da hab ich so ’ne weiße Pariser Wanne, und ich sag Ihnen, die passt mir wie angegossen. Ich steh drauf, da reinzusteigen, mich hinzuhocken und mich überall abzuschrubben, in sämtlichen Ritzen und alles. Da bleib ich mit jedem Stück von mir auf du und du, sag ich Ihnen. Unter der Dusche, da hat man den Kopf oben in den Wolken, aber unten in der Wanne, Mann, da *weiß* man, wer man ist.«

Red und Kelly schmunzelten, Flats grinste, und auch Will lächelte. Da er annahm, dass Oliver inzwischen wahrscheinlich fertig war mit seinem Telefonat, machte er Anstalten aufzustehen, aber Red hielt ihn auf. »Lassen Sie sich nicht von uns nervös machen, mein Sohn. Kein Grund zur Eile. Ihr Freund ist noch nicht fertig. Erzählen Sie uns ein bisschen mehr von sich. Aus welchem Staat sind Sie? New York?«

»Nein, Detroit, Michigan.«

»Ach ja? Kein Scheiß?« Kelly klatschte einmal in die Hände.

Flats fing an zu singen: *»Michigan water tastes like cherry wine …«*

Kelly achtete nicht auf ihn. »Hören Sie, ich bin auch aus Detroit. Black Bottom, kennen Sie es?«

Will nickte. »Ich bin zwar im Westende der Stadt aufgewachsen, aber ja, ich kenn’s.«

»Na, wenn Sie’s kennen, vergessen Sie’s.« Kellys Lächeln verschwand und hinterließ einen bitteren Gesichtsausdruck. »Black Bottom gibt’s nicht mehr. Die haben das ganze Viertel platt gewalzt. Paradise-Valley-Distrikt, futsch. Club Sudan, futsch. Sportree’s, futsch. Die haben die Geschichte der Stadt ausgelöscht. Ich meine, Floyd Patterson ist dort aufgewachsen, ja? Sie haben ihn kämpfen sehen, ja? Die sollten dem Mann ein Denkmal setzen, statt sein verdammtes Haus abzureißen. Als ich hier angekommen bin, da hab ich meinen Augen nicht getraut. Ich meine, in Paris gibt’s ganze Häuserblocks und Viertel, die stehen alle schon seit Hunderten von Jahren. Das Haus, wo ich wohne, ist dreihundert Jahre alt, schönes Haus, älter wie Napoleon. Scheiße, Mann, ich wette, selbst Flats’ kleine Badewanne ist älter wie Napoleon. Zu Hause, da reißen die so was ab oder ziehen ’ne Schnellstraße durch. Deswegen setz ich da nie wieder einen Fuß hin, nach Detroit, weil da gibt’s kein Detroit mehr zum Fußhinsetzen.«

Will wusste nicht recht, was er dazu sagen sollte. »Ich weiß, es ist schlimm.«

Kelly nickte entschieden. »Ja, so ist es, mein Sohn. Es ist schlimm. Das ist wie dieser Zaubertrick, wo der Magier das Tischtuch wegzieht, und alle

Gläser bleiben stehen. Ist haargenau so, nur umgekehrt.«

Will fühlte sich zum Schweigen gebracht, er stand auf und verabschiedete sich mit einem unbeholfenen Nicken von den Männern und wandte sich zum Ausgang. Als er durch die Doppeltür ins Freie trat, stellte er fest, dass es zu regnen begonnen hatte. Will steckte sich eine Zigarette an, während Kellys Worte über Detroit noch in seinen Ohren hallten. Er hatte ihm nichts Neues gesagt. Sein Bruder und seine Mutter schrieben ihm in langen Briefen, wie die ganze Stadt zusammenbrach, von Kräften auseinandergerissen wurde, die sie nicht recht benennen konnten. Jeder hatte seinen vorgefassten Verdacht: Sein Bruder gab den Negern die Schuld, seine Mutter den Autokonzernen, die die Siege der Gewerkschaft noch immer ärgerten und die auf Teufel komm raus die Erfolge der Arbeiter zunichtemachen wollten. Will wusste nicht, wem er glauben sollte. Er war in allen Lokalen gewesen, die Kelly erwähnt hatte, und in über einem Dutzend weiteren, hatte sich im Sutree's seinen ersten legalen Drink genehmigt, hatte im Sudan Johnny Hartman »Lush Life« singen sehen. Will wusste, dass diese Klubs dichtgemacht hatten. Die einstigen Gäste – Ex-GIs mit ihren neuen staatlichen Darlehen und Gewerkschaftsmitglieder, die ihre jüngsten Lohnerhöhungen feierten – waren in die samtene Stille der stetig wachsenden Vororte abgewandert, während die Musiker, deren frühere Stammlokale verfielen, jetzt als Exilanten in der Lichterstadt eine Bühne fanden. Wie es schien, schaffte Paris es irgendwie, all die schönen Dinge aufzusaugen, die der Rest der Welt auf den Müll warf, es war eine vergoldete, edelsteinbesetzte Schatulle voll verschollener Schätze, ein magisches Gehäuse, summend von sanften Bläserharmonien, die gegen die Mollakkorde eines Pianos anspielten.

»Na, diese Jungs haben ein paar interessante Fragen aufgeworfen«, sagte Oliver, der hinter ihm herauskam.

»Inwiefern?«

»Du hast es doch selbst gehört: mehrere Todesfälle, gespenstisch ähnliche Umstände. Boris mag ein schwaches Herz gehabt haben, aber es

steht außer Frage, dass ihm jemand bei seinem Abgang unter die Arme gegriffen hat. Das gefällt mir gar nicht. Ich wittre eine rare Spezies von Verworfenheit, ein eigentümlich Böses mitten unter uns.«

Will bemühte sich, Olivers theatralischen Schwulst zu überhören. »Sollten wir dieses Hôtel Arc unter die Lupe nehmen?«

»Oh, vielleicht sollten wir das, doch hält sich meine Vorfreude in Grenzen. Rein zufällig kenne ich das Arc recht gut, es ist eine eklatant schäbige Absteige. Wir waren letzten Sommer dort, um einen amerikanischen Autor zu interviewen, der frisch aus Marokko eingetroffen war. Der Mann war so zugekifft, dass er nicht *einen* Gedanken zu Ende führen konnte. Hab Stunden zu seinen Füßen zugebracht, geduldig darauf wartend, dass sich vielleicht ein Anschein von Kohärenz herauskristallisierte. Nach dem, was ich gesehen habe, ist der ganze Laden bis zu den Dachsparren vollgestopft mit solchen Spinnern, komatösen Morphinisten, haschischkauenden Automaten, dazu eine erbarmenswerte Tricolor, die sich schon auf jedem erreichbaren Teppich erleichtert hat, weshalb das ganze Haus total nach Katzenpisse stinkt. Über die Maßen schmuddelig. Aber nach dem, was die Jungs gesagt haben, führt wohl kein Weg dran vorbei.«

»Sollen wir jetzt hin?«

»Haha, nein.« Oliver lächelte und gab ihm einen Klaps auf die Schulter. »Ich muss flitzen, treff mich heute Abend mit Aga Khan und einer Freundin von ihm aus Hollywood zum Bridge. Spielst du?«

»Nein, ich bin eher der Euchre-Typ.«

»Ja, das erwähntest du bereits. Jammerschade, wirklich, wir sind verzweifelt auf der Suche nach einem Vierten. Hör mal, ich ruf dich morgen im Büro an, und wir machen eine Zeit aus für unseren Besuch im Arc. Einverstanden?«

Oliver wartete keine Antwort ab, sondern sprintete los zu einem wartenden Taxi. Während er dem Wagen hinterhersah, in dem Oliver entschwand, kam Will der Gedanke, dass er einen ganzen Tag auf dieser

Irrfahrt zugebracht hatte und, anstatt Antworten, betreffend die verschwundene Akte, das vorenthaltene Messer oder die vermisste kleine Lesbierin, zu finden, bloß auf einen sehr großen und sehr toten Russen gestoßen war. Fühlte sich nicht nach einem Fortschritt an.

Will hatte keinen Schirm, und als er nach einem Taxi Ausschau hielt, begriff er, dass Oliver ihm soeben das wahrscheinlich letzte noch freie in ganz Paris weggeschnappt hatte. Will erduldete eine lange, feuchte und stickige Fahrt mit der Metro, Schulter an Schulter eingeklemmt zwischen stoischen Geschäftsleuten, schläfrigen Angestellten und bleichen, langgesichtigen Handwerkern auf dem Weg nach Haus. Ein eindrucksvolles, durchdringendes Spektrum von Körpergerüchen erfüllte den Waggon, und die korpulente Frau, gegen die Will gedrückt wurde, trug ein penetrantes Parfüm, das irgendwie die Gerüche nur akzentuierte, anstatt sie zu kaschieren. Dies sollte ihn wohl daran erinnern, dass es noch immer ein paar Aspekte der Stadt gab, die er nicht aus ganzem Herzen liebte. Er lenkte sich ab, indem er sich die Nacht ins Gedächtnis rief, in der er in der Metro Zoja getroffen hatte. Er erinnerte sich an den kleinen Schatten eines blauen Auges in ihrem Gesicht und an seine Überraschung, als sie ihn angesprochen hatte, und daran, dass er überlegt hatte, sie zu einem Drink einzuladen, es aber nicht getan hatte, weil er zu müde gewesen war. Er hatte den Verdacht, dass das die Szene war, die er als seine mentale Ansichtskarte von Paris mit in die Heimat nehmen würde: die Vision einer Unterhaltung mit einem hübschen Mädchen, allein bei Nacht in einem leeren Zug.

Als er wieder zur Straße hinaufstieg, stellte er fest, dass das Wetter sich eher noch verschlechtert hatte. Er stapfte mit dem harten Prasseln des kalten Regens auf dem Hut heimwärts, während sich seine Kleidung mit eisigem Wasser vollsog.

In der Eingangshalle fand er, in die Ecke seines Briefkastens gesteckt, ein Kärtchen. Der Text war schlicht und knapp: *Je veux vous voir. Rencontrez-moi au Novy à 20:00. – Zoja*. Während er die Karte las, tropfte der Regen

von seiner Krempe darauf und ließ die Tinte verlaufen, und er starrte in ungläubigem Staunen. Wie hatte sie seine Adresse herausgefunden? Und warum? Was wollte sie von ihm? Eine warme Spannkraft pochte in seinem Blut, und er lächelte in sich hinein, gerade in dem Moment besonders glücklich darüber, nicht mit Oliver, Aga Khan und dessen Freundin aus Hollywood zum Bridge verabredet zu sein.

# XV

Der Besitzer des Novy liebte es, der Menge einzuheizen. Er kam, aus voller Kehle kleinrussische Volkslieder schmetternd, aus der Küche und feuerte die Speisenden dazu an, in seine fröhlichen Refrains von Lenz und Liebe einzustimmen. Zoja gefiel es dort; es machte sie sentimental. Sie trank ein Glas Wasser und wartete. Er würde kommen, da war sie sich ganz sicher. Der Plan lief wie ein Uhrwerk, denn nach all den vielen Jahren wusste sie, wie man ein solches Uhrwerk baute. Es kam häufig vor, dass sie auf »die Lockente«, wie Elga das nannte, verzichtete, dass sie einfach mit irgendeinem Léon nach Hause ging oder bei dem Soldaten blieb, der sie am Hintern begrapscht hatte, oder sich vom Buchhändler gleich im Hinterzimmer nehmen ließ; sie beurteilte jeden Mann, wie er daherkam. Will war einer, der einen Rivalen wie Oliver brauchte, um in die Gänge zu kommen. Sie hatte ihn aus seinem gewohnten Trott, von Drink zu Drink und Mädchen zu Mädchen, gerissen, und jetzt würde sie für ihn mehr als nur ein weiterer Fang sein. Sie würde darauf achten müssen, dass er nicht zu tief fiel. Übermäßig verliebte Männer konnten Ärger bedeuten, oft von der schlimmsten Sorte. Sie strebte immer danach, ausgehalten, aber nie im Käfig gehalten zu werden. Es war ein schmaler Grat, und die Wanderung darauf mitunter heikel. Aber wenn ihre Herzen allzu sehr entflammten, nun ja, eine umgeworfene Kutsche oder die Cholera hatten es noch immer gerichtet.

Sie tauchte aus ihren Gedanken auf, als sie Will ins Restaurant hereinkommen sah. Sie ertappte sich dabei, dass sie ihm vergnügt zuwinkte, war selbst überrascht, wie sehr sie sich freute, sein Gesicht zu sehen. Sie wusste, dass im Zentrum dieses Zyklus – Faszination, Flirt, Verführung, Leidenschaft, Befriedigung, und dann, tja, dann fing alles wieder von vorn an – ein Kern von Absurdität lag. Aber es bestand kein Grund für sie, sich die Freude verderben zu lassen: Das Wissen darum, dass

der Winter wiederkommt, macht den Frühling schließlich nur umso herrlicher. Doch sie wusste auch, dass die Sache nicht ganz so einfach lag; ihr Verhaltensmuster ähnelte eher dem der Soldaten der großen Armeen, die nach den grünen, fruchtbaren Landen der Fremde lechzten, dann die Gefilde eroberten, nach denen sie sich verzehrt hatten – und sie zu Kohle versengten, zu Äckern des Todes vergifteten. Ja, das war der Kreislauf, dem sie schon immer gefolgt war, und sie würde es auch diesmal tun, und dennoch saß sie jetzt da und grinste und errötete wie ein Schulmädchen.

»Habe ich mich verspätet?«, fragte er mit strahlenden Augen und küsste sie auf beide Wangen.

»Nein, seien Sie nicht albern, Sie sind pünktlich. Bitte, trinken Sie etwas.« Will wollte Scotch, aber sie sagte: »Nein, nein«, und wollte, dass er Wodka bestellte. »Ich mag dieses Lokal, hier kann man die ganze Flasche haben. Wir werden mit zwei Gläschen pro Kopf beginnen, direkt hintereinander, genau wie es sich gehört«, sagte sie, »und danach können wir uns unterhalten.« Zoja bremste den Besitzer, bevor er wieder in Gesang ausbrach, und schickte ihn im Galopp nach einer Flasche. Sie wollte, dass Will heute Abend redete, obwohl sie die Tatsache schätzte, dass er nicht immer die Luft mit überflüssigen Worten füllte. Er erinnerte sie ein bisschen an andere einsilbige Männer, die sie gekannt hatte, darunter ihren Vater. Sie waren wortkarg gewesen und immer vorsichtig mit dem, was sie sagten, weil sie glaubten, dass die Worte, die sie aussprachen, Gewicht hatten. Heutzutage, wo Telegraf und Telefon und Zeitungspressen unaufhörlich in Betrieb waren, sprudelten Worte – Fakten, Klatsch und Meinungen – im Sekundentakt unerbittlich hervor. Sie erinnerte sich an die idealistischen Hoffnungen, mit denen die Menschen jede dieser schnatternden Innovationen begrüßt hatten, als ob mehr Wörter je irgendwas gelöst hätten. Und tatsächlich wallte die Wörterflut, und die Kriege wurden immer schlimmer, und die Leichen häuften sich mehr und mehr an, bis sie so hoch wie die schweigenden Berge lagen.

»Ich hatte gedacht, Sie würden den Abend mit Oliver verbringen«, sagte

Will.

Zoja schüttelte den Kopf. »Ach, heute braucht er mich nicht, er hat seine Freunde. Und überhaupt: Oliver mag Oliver, andere Menschen braucht er eigentlich gar nicht.«

Will lächelte dazu. Die Flasche kam, und Zoja schenkte ein. Sie tranken die Gläschen auf ex. Will schien sich allmählich zu entkrampfen. Sie saß, die Beine weit auseinander, über den Tisch gebeugt, als wäre sie eine alte Freundin, die im Begriff war, ihm ein Geheimnis zu erzählen.

»Also erzählen Sie«, sagte sie, »was tun Sie hier in Paris?«

»Ich arbeite in der Werbebranche.«

»Ach ja.« Sie nickte. »Sie meinen diese Plakate und die Bilder in den Illustrierten?«

»Ja, genau.« Will lächelte.

»Natürlich sehe ich die Plakate überall, diese ganzen lächelnden Mädchen mit hübschen runden Hintern, die Champagner oder Hautcreme in die Höhe halten. Aber ich achte nicht sehr auf sie. Haben die irgendeine Wirkung?«

Will zuckte die Achseln. »Nach meinen Recherchen haben sie mitunter sogar eine sehr große Wirkung.«

Ihr Interesse war geweckt. »Wirklich? Wie das?«

Will schien froh zu sein, jemanden gefunden zu haben, der zumindest ein kleines bisschen Neugier für seinen Beruf aufbrachte. »Na ja, Werbung kann auf vielerlei Weise wirken. Zum Beispiel habe ich einen Kunden, der die brachiale Methode bevorzugt, also seinen Kunden – bildlich gesprochen – am liebsten eins mit dem Kantholz überbrät.«

Sie sah verwirrt aus. »Was ist ein ›Kantholz‹?«

»Verzeihung, ein Balken, eine dicke Latte. Ich meine damit: Er ist gern direkt, bis zur Belästigung direkt. Er schreibt etwa ein schwachsinniges Werbeliedchen und lässt es im Radio ununterbrochen abspielen, bis die Zuhörer bedingungslos kapitulieren, scharenweise in die Geschäfte strömen und alle seine Produkte kaufen. Sein Ziel ist, zu zermürben, er will

den Widerstand des Publikums gnadenlos brechen. Einschlägige Forschungsergebnisse belegen, dass dies zwar zu kurzfristigen Erfolgen führen kann, aber ich halte es nicht für besonders gescheit. Tja, und seine letzte Schnapsidee ist, den Surrealismus als Angriffswaffe einzusetzen und damit seine Kunden – *seine* Worte, nicht meine – in den Wahnsinn zu treiben. Das finde ich ebenfalls nicht sonderlich gescheit.«

»Was glauben *Sie*, was wirkt?«

Obwohl er diese Frage bei Präsentationen Kunden gegenüber schon hundertmal beantwortet hatte, errötete Will diesmal. »Verführung.«

»Sie verführen die Menschen?« Zoja dachte einen Moment darüber nach, und dann leuchteten ihre Augen auf. »Ja, ich verstehe, Ihr Kunde glaubt also, dass es so eine Art Krieg ist, während Sie glauben, dass Sie durch die Liebe gewinnen können. Vielleicht haben Sie beide recht. Menschen lassen sich erobern, keine Frage, aber Ihre Idee ist mehr so wie diese hübschen Frauen, die neuerdings, wie man hört, in Flugzeugen arbeiten.«

»Die Stewardessen?«

»Ja«, sagte Zoja. »Verstehen Sie, es ist noch nicht Wunder genug, hoch oben in der Luft zu fliegen, sogar quer über den ganzen Ozean, diese Magie ist noch nicht genug, also stecken sie auch noch jemand Verführerisches ins Flugzeug, jetzt gibt es zusätzlich die Aussicht auf Sex oder Romantik, eine Verführung, die einen an Bord locken soll. Das ist genau wie im Märchen: ein schönes Mädchen zusammen mit einem Dummkopf auf einem fliegenden Schiff.«

»Also, ich meinte nicht … es ist sogar noch simpler«, stotterte Will, dessen Herz beim Wort »Sex« einen Schlag ausgesetzt hatte. »Man braucht den Leuten eigentlich nur eine Ahnung von einem Leben zu zeigen, das sie bewundern oder erstreben, eine Geschichte, deren Teil sie gern wären, ihnen ein Bild zu malen und sie dann hineinzubitten.«

»Ach so.« Sie lächelte, fast zu sich selbst. »Dann ist es also keine Liebe, es ist nur ein Zauber. Na, und dann? Was passiert, nachdem diese Opfer Ihre Produkte gekauft haben und der Zauberbann gebrochen ist? Wenn sie

aufwachen und feststellen müssen, dass ihr Leben genauso leer und traurig ist wie vorher, nur jetzt auch noch ein Stückchen ärmer?«

Will wirkte plötzlich verlegen. »Vielleicht fühlen sie sich so, vielleicht auch nicht, es hängt vom Produkt ab. Aber ich würde sie nicht ›Opfer‹ nennen, ich glaube –«

»Entschuldigen Sie, ich bin unhöflich.« Sie legte ihm die Hand beschwichtigend aufs Bein und leitete eine Kursänderung ein. »Ich versuche nur zu verstehen, Ihre Welt ist so ganz anders als meine!«

»Nein, schon in Ordnung. Ich komme nicht oft dazu, außerhalb des Büros über diese Dinge zu reden.« Will sammelte sich. »Aber es ist eigentlich langweiliges Zeug. Erzählen Sie mir lieber von sich – wo sind Sie her?«

»Aus Russland, aus einer kleinen Provinzstadt.«

»Und was hat Sie hierhergeführt?«

Jetzt war es Zoja, die die Achseln zuckte. »Ach, ich bin zum Studieren hergekommen. An der Universität.«

»Was studieren Sie?«

»Das Leben, unterschiedliche Lebensformen. Ich interessierte mich für Botanik, und lange Zeit habe ich Pflanzen erforscht.« Sie füllte ihre Schnapsgläser nach. »Insekten und Mikroben auch.«

»Mikroben?«, sagte Will, Verwirrung in den Augen. »Ich muss gestehen, dass ich mich noch nie besonders für Mikroben interessiert habe.«

»Oh, ich weiß eine Menge über Mikroben, über die in der Luft und die unter der Erde, die im Haar und die unter der Haut, sogar über die, die gerade in Ihrem Bauch herumschwimmen, es gibt unglaublich viele verschiedene Sorten, aber ich will heute Abend nicht über sie reden«, sagte Zoja. »Probieren wir etwas Lustigeres, Sie stellen mir eine Frage über sich selbst.« Sie beugte sich weiter vor, jetzt konnte sie ihn riechen. »Also los, fragen Sie.«

»Okay«, sagte Will und dachte kurz nach. »Warum sagten Sie, ich sei verloren?«

»Wann habe ich das gesagt?«, sagte sie mit einem schiefen Lächeln.

»In Olivers Wohnung, als er und ich gerade gehen wollten.«

»Ach ja, ich wusste nicht, dass Sie mich gehört hatten. Ich sagte es, weil Sie die Male, wo ich Sie gesehen habe, tatsächlich verloren wirkten wie die Herbstblätter, die so unsicher am Himmel treiben. Schon als ich Sie das erste Mal sah, in der Metro, fiel mir das auf. Da war eine gewisse Verwirrung in Ihren Augen, ein Bedürfnis nach Antworten. Ich glaube nicht, dass das ein Gefühl ist, an das Sie gewöhnt sind.«

Will lehnte sich auf dem Stuhl zurück und sah sie an, und er fragte sich, wie sie nur so viel sehen konnte. Schließlich erwiderte er: »Nein, ich bin es nicht gewohnt.«

Sie lächelte. »Nun, zu viel Gewissheit ist nie klug. Man muss immer auf das Chaos gefasst sein, ihm nachgeben wie ein Baum im Wind. Nur so überlebt man.« Sie schenkte ihm ein weiteres Gläschen ein. »Wissen Sie, wenn man in Russland eine Flasche aufmacht, bringt es Unglück, sie nicht auszutrinken.«

*»Ganz?«* Er nahm das Gläschen und kippte es, ihm war schon leicht schwummrig im Kopf.

»Kommen Sie.« Sie schenkte nach. »Trinken Sie mehr.«

»Moment, Moment, da wäre noch das andere, was Sie gesagt haben.«

»Wann war *das*?« Sie hob das Glas. Ihre Augen weiteten sich, als der Schnaps ihre Kehle hinunterrann, und dann lächelte sie.

»Ebenfalls bei Oliver, da sagten Sie zu mir, Sie hätten die Antworten. Das haben Sie gesagt. Was meinten Sie damit?«

Sie schob ihm ein weiteres volles Gläschen zu. »Trinken Sie noch einen. Dann reden wir.«

Also trank er. Sie hatte ihn mit zwei ganz simplen Tricks an Land gezogen: der Verheißung einer leichten Eroberung und dem unbestimmten Angebot von Lösungen, das waren die Gezeiten, die Männer zu ihr spülten, noch simpler als die Verheißung von Lust oder Geld. Jetzt musste sie lediglich noch herausfinden, in was für Schwierigkeiten er verwickelt war, denn sobald sie ihn daraus befreite, würde er so fest an ihr hängen wie die

Silberringe, die an ihren Fingern steckten.

Er erzählte, und was sie hörte, erfüllte sie mit köstlichem Erstaunen. Immer wenn sich sein Redefluss verlangsamte, schenkte sie ihm ein weiteres Glas ein, während sie gleichzeitig von unten sanft Wahrheitszauber gegen die Tischplatte klopfte. Im Laufe der folgenden anderthalb Stunden verriet er viel. Seine Geschichte besaß so viele Haken und Wendungen, dass sogar sie beeindruckt war: ein Messer, ein toter Russe, eine verschwundene Akte und mehr Details, als sie momentan – benommen, wie sie war, vom Zaubern und den Mengen unverdünnten Schnapses – hätte behalten können. Im Laufe der Jahre hatte sie so viel gesehen, dass des Menschen Missgeschicke sie fast nicht mehr in Erstaunen zu versetzen vermochten. Sie hatte miterlebt, wie Finanzvirtuosen sich selbst ins feinst gesponnene, kunstvoll gewirkte Netz gingen und charismatische Politiker von den blutigen Revolutionen, die ihre Rhetorik entfacht hatte, hinweggefegt wurden; sie hatte Doppelspione gekannt, die in der Morgendämmerung erschossen, und doppelzüngige Dauphins, die beim Diner vergiftet worden waren; doch selten war sie auf etwas so kurios Kompliziertes gestoßen wie den Schlamassel, in dem dieser arme Will steckte. Es belustigte sie, wie er auf eine fast liebenswerte Art mit argloser Unschuld da hineingeraten war. Wieder wie ein Kaninchen, dachte sie, das durchs Schussfeld eines Jägers flitzt und sich über die Schrotkugeln wundert, die ihm um die Löffel fliegen. Als er in ihrer kleinen Säuferecke weitererzählte, verwirrten sich die Einzelheiten immer mehr, aber sie wusste, sobald sie wieder einen klaren Kopf hatte, würde sie das alles sortieren können. Zuerst galt es, Dringenderes zu erledigen. Sie schob die Flasche aus dem Weg und legte die Stirn an Wills wacklige Fassade. »Ich glaub, wir brauchen jetzt ein Taxi.«

Im Wagen fiel sie so schnell über ihn her, dass er gerade mal Zeit hatte, dem Fahrer *»Trente-neuf, Rue Ampère«* zuzurufen. Dann lagen ihre Lippen auch schon auf seinen. Gleich im ersten Moment überraschte er sie, denn es gefiel ihr, wie er küsste, wie ein Mann, der das Leben verschlingen

wollte. Er zog sie fest in die Arme, grapschte ihr die Nylonbeine in voller Länge ab. Sein Verlangen war unmissverständlich, aber er brauchte auch etwas Konkretes, das ihn inmitten seiner Verwirrung erdete. Seine linke Hand hielt ihren Oberschenkel fest, seine Rechte zog ihre Taille dicht an ihn heran. Sie roch das Shampoo in seinen Haaren, als sie ihm ins Ohr biss und sich fest an seinen Körper schmiegte. Er umklammerte ihr Gesicht und presste ihre Lippen mit einer Heftigkeit gegen seinen Mund, die sie erneut überraschte, einen Instinkt in ihr freisetzte, der nach einem alles verschlingenden Kuss lechzte. Es fühlte sich bestialisch an, ließ sie an die steinernen Löwen im Jardin des Tuileries denken, die sich mit blutrünstig brünstiger Wildheit bekämpfen. Sie schnappte nach Luft und drückte mit der flachen Hand gegen seine Brust. Auch er atmete schwer, seine aufgerissenen Augen blickten erstaunt ob dieses abrupten Zusammenstoßes. Ihr armen Amis, dachte sie, ihr werdet es nie lernen, wie Russen zu trinken.

Knapp eine Stunde später lag sie nackt in Wills Bett. Sie spürte jetzt in den Schultern, wie fest Will sie umklammert hatte, und an der Hüfte, wo ihre Körper miteinander kollidiert waren, würde sie einen blauen Fleck bekommen. Ja, dachte sie, das ist auch ein Grund, warum ich immer wieder in diese Betten zurückkehre, denn Intimität verändert den Maßstab der Welt, sie faltet den ungeheuren, überwältigenden Horizont kleiner und kleiner zusammen, bis es nur noch die Welt meines Körpers gibt, an den köstliche Stürme, Fluten von Schweiß und seelenerschütternde Beben ihre gewaltigen Kräfte verschwenden, und ich wund und geschunden und selig lebendig daliege. Sie überschaute ihre Landschaft, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, die noch immer leicht taub waren vom Druck der seinen, zog mit dem Finger den kleinen blauen Fleck an ihrem Arm nach. Ich begegne diesen Männern, und wir zeichnen gemeinsam diese Landkarten, immer aufs Neue, erkunden brachial und beanspruchen innig unsre Körper als eine Art gemeinsames Territorium und nennen diese Anstrengungen dann Zuneigung. Aber vielleicht, dachte sie argwöhnisch, ist sie wirklich

da – hier, jetzt. Oder vielleicht ist es noch schlimmer. Sie rollte sich auf die Seite und zog mit leichtem Finger den Grat von Wills Nase nach, und sie dachte, ich werde aufpassen müssen. Das ist kein fröhliches Volkslied.

## XVI

*Viertes Hexenlied*

Ja, Lust und Liebe, ja, lecken und stecken,
ja, Schweiß und Speichel, ja, all diese gestaute Energie,
explodiert zu kristallweißem Licht. Ich für mein Teil
hielt mich dafür an Lyda, süß-lustig, pausbäckig,
eine hungrige Liebende, ein munteres Mädchen, das über sämtliche Zäune und Grenzen hüpfte
und diesen prächtigen tanzenden kugligen Hintern herumschleppte,
der so viele zum Klapsen und Zwicken verlockte.
Kein Wunder, dass die alte Flüssin sich auftat
und sie, bestimmt feucht und lustvoll, hinunterschlang!
Oh, manch einen schwellenden Mond ritten wir ab
in unsern krummen Dachgehäusen, schwindelnd hoch
über den engen Straßen von Moskau, Petrograd und Minsk,
süß-sybaritische Träume, fleischgewordene teuflische Phantasien
woben wir, ja, und verführten Soldat, Seemann und hochnäsigen Handelsherrn,
hüllten sie alle warm ein in unser freundliches Fleisch.
Geigenbauer brachten uns Violinen, Schlachter schenkten uns Filets,
wir kochten, sengten und rösteten, und wer nach unserm Köder schnappte,
fiel unversehens in unsre schweißnassen schlingenden
Dreier-Kokons, da wir uns enthüllten, sie bedienten, verwöhnten,
immer wahrhaftig gute, aufmerksame Bakchos-Mädchen.
Wenn’s zum Höhepunkt ging und sie
Zungen im Zaum hielt
und derbe Glieder gebannt,
schlich ich mich weg und schnippelte Batzen von Fett
von ihren rubelgemästeten Geldkatzen.

Nicht die ehrlichste Art, sie zum Zahlen zu bringen,
doch wir vergalten es redlich, in natura,
mit sinnreichen Segenssprüchen,
geflüstert in die nackten Rücken der Erschöpften,
ihre Schulterblätter wieder und wieder küssend,
in gerechtem, ehrenwertem Tausch.
Weit bessre Segenspender wahrlich
waren wir als jeder goldgefasste Heilige,
dem sie je übern Weg liefen.

Fast jedes alte Weib quakt gänsegleich:
»Mein Wille war es nicht, dass ich so wurde!
Mein Papa schlug mich mit dem Nietengürtel,
mein Ehemann fickte meine junge Brut.«
Bah! Heul die Windhosen an, spuck in den Sturm!
Solche faulen Sprüche könnte ich höher stapeln
als des Zaren gefallene Armeen.
Wir hatten nie Verständnis oder Zeit für Klagen,
Wort-Kehricht, ermüdend wie einen Winter lang nur Rüben.
Fliehe das Dunkel der Vergangenheit, lauf oder fahr oder fliege davon.
Zu viele Trottel tragen die lähmende Last des Gewesenen
mit sich, sie quillt aus ihren Satteltaschen und vollgestopften
Seekoffern,
die sie langsam, mühevoll schleppen,
während das Leben selbst schnell vorüberfliegt.
Auf Nachtfahrt mit uns lernte man gleich:
Dein Gepäck sei leicht, deine Geschichte verschwiegen,
oder lass beides am Straßenrand zurück,
denn die Dorfuhren schlagen jede Stunde,
die du fruchtlos bedauernd vertan.

Elga belästigte uns nie mit ihrer Mär,
und wir respektierten ihre Selbstbeschränkung,
denn des Schicksals Rasiermesser-Narben
waren kaum zu übersehen. Und auch Zoja
fragte ich nie, noch sagte sie selbst jemals etwas,
doch wir hatten das Gerüst ihrer Geschichte
bereits erraten, lang bevor die Bestien
den alten Mann gekehlt und ausgeweidet.
Das wär's in etwa; was den Rest betrifft – bah,
wir Wölfe sind müde all der Winsel-Weibchen
und ihrer Tränen-Epen, so jammervoll, dass jeder Barde
sich lieber den Bregen einschlüge, als sie vorzutragen.
Zynisch, ja, doch dieses Leben wählten wir,
nicht weil man uns geschlagen, uns gebrochen hätte,
nicht wütend oder leidend –
kein Mann kriegte mich jemals klein, bewahre –
wir wählten diesen Weg einzig,
um aus des Lebens frischem Quell zu trinken,
ab und an.
Wir dürsteten nach der Reife
von tausend weichen Früchten; ach,
fiele mir heute ein reifer Pfirsich in die Hände!
Doch leider, schau her, sind meine Hände nur noch Luft,
und auch in meinen Augen lägen Tränen,
wenn's Augen gäb zum Weinen.

# XVII

Rita Hayworth, Monique Chevalier und Belinda Bell starrten Noëlle mit vereinten Kräften von den Umschlägen der Illustrierten an, die auf ihrem großen Hotelbett verstreut lagen, während das kleine Mädchen, ein paar Kissen im Rücken, ins nächste Éclair biss. Es war schon ihr drittes heute Morgen, und der Zucker pulverte sie richtig auf. Fünf Butterkekse und zwei Obstparfaits hatte sie ebenfalls abgearbeitet. Sie fand Paris unheimlich aufregend. Das war wirklich das Leben einer Feenprinzessin! Sie hatte noch nie so elegant gewohnt; die Suite hatte zwei separate Schlafzimmer und dazwischen ein großes Wohnzimmer mit einem Kristallkronleuchter und einem großen, tiefen offenen Kamin. Sie hatte Elga gefragt, ob sie nicht immer so wohnen könnten, aber die alte Frau hatte nein gesagt. »Genieße es jetzt, aber das ist nicht das Leben, das wir führen werden. Geld zieht zu viele neugierige Nasen an. Wir bekommen, was wir brauchen, aber wir bleiben in Deckung, unsichtbar. Wie Igel und Maulwürfe. Aber von Zeit zu Zeit wird es solche kleinen Extra-Leckerbissen geben« – sie tätschelte dem Mädchen den Kopf –, »also stopf dich ruhig voll, wenn sie kommen.« Dann durfte sich Noëlle aus der langen Speisekarte des Zimmerservice jedes Dessert bestellen, das sie wollte. Nachdem der Servierwagen hereingerasselt war, hatte der Zimmerkellner das Tablett am Fußende des Betts abgestellt, und Noëlle hatte die Rechnung unterschrieben. Dann hatte die Alte ihre Bereitschaftstasche genommen und war damit, von Max gefolgt, im Badezimmer verschwunden. Der Zimmerkellner hatte angesichts der Ratte komisch geguckt, aber Noëlle hatte erklärt: *»Ceci n'est pas un rat.«* Der junge Mann sah leicht verwirrt drein, ging aber, ohne Fragen zu stellen. Allein im Zimmer, wischte sich Noëlle gerade die letzten Spuren von Schokolade und Puderzucker von den Lippen, als sie Elga rufen hörte.

»Noëlle, hast du aufgegessen?«

»Ja!«

»Wie war's?«

»Wahnsinnig lecker!«, rief das Mädchen begeistert und strampelte vergnügt mit den Beinen.

»Ha, gut. Komm her, Mädchen, ich brauch deine Hilfe.«

Noëlle sprang vom Bett und flitzte durchs Zimmer. Als sie die Badezimmertür öffnete, sah sie Elga auf dem Rand der löwenfüßigen Wanne sitzen. Handtücher bedeckten den Fußboden, und ein paar von den komischen Einmachgläsern der Alten voll bunter Puder standen herum. Noëlle fand, dass das dampfende Wasser merkwürdig aussah: Es hatte denselben tief dunkelgrünen Farbton wie der schattig überwachsene, schleimige kleine Teich im Garten ihrer Mutter.

»Komm, Kind, du musst jetzt in die Wanne.«

»Kann ich nicht später?« Noëlle schlich sich schon naserümpfend davon. Im Raum roch es nach faulen Eiern.

»Nein, jetzt«, sagte Elga und klopfte mit der flachen Hand gegen die Wölbung der Wanne. »Hüpf rein, und ich kämm dir diese Knoten aus dem Haar.«

Seit ihrer Zeit in der Klinik war Noëlle es gewohnt, sich vor Fremden auszuziehen und zu baden. Also streifte sie resigniert das Nachthemd über den Kopf und trat nackt an die Wanne. Sie steckte die Zehen ins Wasser und zog sie blitzschnell wieder heraus.

»Aua, das ist viel zu heiß!«

»Nein, ist es nicht.« Elga versetzte ihr einen Schlag auf den nackten Po. »Rein mit dir!«

In der Stimme der Alten und im Schlag ihrer Hand hatte eine Schärfe gelegen, die Noëlle leicht nervös machte, also ließ sie sich, obwohl das Wasser fast brühend heiß war und sumpfig dampfte, langsam, immer wieder zusammenzuckend, in die Hocke nieder. Ihre Haut rötete sich von der Hitze, aber bald schaffte sie es klaglos, völlig einzutauchen, und legte den Kopf behutsam auf den Rand der Wanne.

»Gut. In Ordnung«, sagte Elga beruhigend. »Wenn du jetzt die Augen zumachst und bis drei zählst, gibt es eine große Überraschung.«

Unsicher, aber gespannt bei der Vorstellung, es könnte sich dabei um weitere Leckereien handeln, kniff Noëlle die Augen zu und begann: »Eins, zwei –«

Plötzlich spürte sie, wie die harten Hände der alten Frau von oben auf ihre Schädeldecke pressten und ihren Kopf gewaltsam unter Wasser drückten. Noëlle wand sich energisch, um sich zu befreien, schlug um sich, um von Elgas Umklammerung loszukommen, aber die Frau reagierte schnell und presste die eine offene Hand gegen die Wange des Mädchens, während ihre Faust den nackten Rumpf des Mädchens auf den Boden der Wanne drückte. Noëlle strampelte und riss den Mund zum Schrei auf. Würgend sog sie eine Lunge voll grünem Wasser ein. Es brannte in ihrer Kehle. Sie krümmte und stemmte sich mit aller Kraft nach oben, peitschte das Wasser auf wie ein Fisch am Haken, aber gegen Elga kam sie nicht an. Entsetzt versuchte das Mädchen noch einmal zu schreien. Durch das trübe Wasser sah sie den Schatten des Gesichts der Alten erbarmungslos auf sie hinunterstarren. Mit den noch freien Händen griff Noëlle nach Elgas Armen. Sie war völlig verwirrt, das Wasser drang ihr wieder in die Lungen, das dunkle Grün wurde allmählich dunkler. Sie hatte das Gefühl, als würde Säure durch ihre Adern gepresst werden. Und dann sah sie nichts mehr.

In ihrem Traum war ein rostrotes Huhn. Sie beide standen auf einer großen kreisrunden Lichtung in einem Birkenwald. Noëlle hatte ihr Nachthemdchen an. Die Kiefernnadeln kitzelten sie an den nackten Füßen. Das Huhn stakste um ihre Zehen herum, pickte planlos nach Unsichtbarem auf dem weichen Boden. Dann sah es zu ihr auf und sprach: »Du bist Tänzerin?«

»Nein. Ich *war* Tänzerin«, stellte Noëlle richtig.

»Ja, ich hab von der Sache gehört. Das Ballett«, sagte das Huhn und begann wieder zu picken.

Noëlle sah sich im Wald um, es schien sehr früher Morgen zu sein,

vielleicht war es aber auch Abend, sie war sich nicht sicher.

»Entschuldigung«, sagte Noëlle.

»Ja?«, sagte das Huhn.

Eine starke Brise wehte durch die Bäume heran, ließ ihre Äste knacken. Noëlle fing an zu zittern. Sie sah hinunter auf den Vogel, der geduldig darauf wartete, dass sie weiterredete. »Hast du mir vielleicht etwas zu sagen?«, fragte Noëlle. »Sind wir deswegen hier? Ich würde es gern wissen, denn mir wird langsam richtig kalt.«

»Ja, ich habe etwas sehr Wichtiges zu sagen«, sagte das Huhn, indem es sein Picken unterbrach, um zu dem Mädchen aufzuschauen.

»Was?«

Das Huhn legte den Kopf schief, als versuchte es, sich zu erinnern. »Na ja, ich glaube, ich soll dir sagen, dass –« In dem Moment flammte ein verschwommener roter Blitz auf, als ein Fuchs plötzlich aus dem Wald schoss. Das Huhn krächzte auf und sprang, das Gefieder gesträubt, in die Höhe und versuchte panisch, zu entkommen, aber der Fuchs fiel über den Vogel her und knackte ihm mit einem raschen festen Biss das Genick. Dann flitzte er, den schlaffen Körper des Vogels in den Fängen, in den Wald zurück. Der Wind legte sich. Noëlle sah umher in die gewaltige Einöde, die sie umgab, und stieß ein zaghaftes »Hallo?« aus. Der einsame Klang ihres bangen Stimmchens hallte im Wald wider. Erschrocken wachte sie auf.

Elga saß neben ihr; sie lag wieder in ihrem Hotelbett. Noëlle fuhr sofort hoch, wollte verzweifelt fliehen, aber die alte Frau schloss sie fest und herzlich in die Arme. »Na, na, keine Angst, es ist vorbei, es ist alles gut. Es ist nichts passiert. Schau dich an, mit dir ist alles in Ordnung.« Elga streichelte ihr das Haar, während Noëlle mit ihren Fäustchen gegen die Flanken der alten Frau hämmerte. Endlich hörte Noëlle auf, sich zu sträuben, und brach in Tränen aus, schlang die Arme um Elga und ergab sich, sodass ihr ganzer Körper vor Kummer und Erleichterung bebte.

»Warum hast du das getan?«, schluchzte das Mädchen unter Tränen. »Warum?«

»Es musste sein. Beruhige dich. Du bist jetzt in Sicherheit, bist für immer in Sicherheit«, sagte die Alte.

Das Mädchen weinte heftig, bis es so aussah, als habe es keine Tränen mehr im Leib. Dann endlich beruhigte es sich und streckte sich wieder auf dem Bett aus. Elga beugte sich mit einem dreckigen Taschentuch über Noëlle und wischte ihr energisch die Wangen trocken. Während der nächsten Stunde blieb sie neben Noëlle sitzen und massierte ihr den Rücken. Als sie aus dem Fenster sah, bemerkte Noëlle, dass die Sonne untergegangen war. Der Einkaufsbummel würde ausfallen, sie hatte den ganzen Tag verschlafen. »Wir sind nicht einkaufen gegangen.«

»Mach dir nichts draus, wir werden noch jede Menge Zeit dafür haben. Ruh du dich aus«, sagte Elga und zupfte scherzhaft am Ohrläppchen des Mädchens. »Aber erzähl mir erst, was hast du geträumt?«

»Von einem Huhn.«

Elga hörte auf, ihr den Rücken zu reiben. »Hmm. Bist du dir sicher, dass es ein Huhn war? Keine Ente oder ein Hahn oder –«

»Ich weiß, dass es ein Huhn war.«

»Schön. Und was hat dieses Huhn gesagt?«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Nein. Aber es wollte. Es hat versucht, mir etwas sehr Wichtiges zu sagen, aber dann hat ein Fuchs es aufgefressen.«

»Ein Fuchs? Hmmm.« Elga klopfte Noëlle noch einmal abschließend auf den Rücken und stand auf. »In Ordnung. Na ja, ein Fuchs ist nicht so gut.« Die Alte schlurfte aus dem Zimmer und schloss die Tür, nachdem sie das Licht ausgeknipst hatte, und ließ das Mädchen im Dunkeln zurück.

# XVIII

Ein simpler Trick rettete Vidot. An zwei aufeinanderfolgenden Tagen musste er mit ansehen, wie Dottie die schlanken Eprouvetten eine nach der anderen herunternahm und Billy übergab, der damit in seinem Untersuchungszelt verschwand. Während der Arbeit trug Billy seine ungewöhnliche dicke Lupenbrille, mit der er wie ein massiger, diabolischer Insektengott aussah, wenn er ein neues Versuchsobjekt in Empfang nahm. Dann verschwand er wieder unter dem weißen Stoff, um nach etwa einminütiger Arbeit mit einem sorgfältig aufgezäumten Floh wieder aufzutauchen. Eine größere Anzahl von ihnen wurde vor Wägelchen gespannt, während die übrigen an kleinen Silberkügelchen hingen. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass der jeweilige Floh die Prozedur relativ unbeschadet überstanden hatte, übergab Billy jedes einzelne Tier Dottie, die es in ein Schächtelchen sperrte und in ihrem Reisekasten verstaute.

Die Prozedur war theoretisch einfach, in der Praxis aber ging sie – wie jegliches Unterfangen, das die Kollision von Kreaturen mit gegensätzlichen Interessen einschließt – nicht ohne Gewalt und Blutvergießen ab. Etliche der mit ins Zelt genommenen Flöhe wurden bald wieder hinausgewischt und landeten, tödlich verwundet oder schon verstorben, etliche in Stücke gerissen, auf dem Fußboden. Ab und an sah Vidot den Schattenriss von Billys Faust mit einer Wucht zuschlagen, die den ganzen Arbeitstisch erschütterte, woraufhin die sterblichen Überreste eines offenbar ungebärdigen und unkooperativen Flohs auf den Fußboden gefegt wurden. Vidot vermutete, dass Billy über eine – im Lauf eines langen, der Bändigung dieser einfältigen Geschöpfe gewidmeten Berufslebens erworbene – untrügliche Fähigkeit verfügte, vorauszusehen, wie ein Floh sich in der Manege verhalten würde. Natürlich folgte einer solchen Bluttat weder Reue noch auch nur eine Gedenkminute, schließlich war es bloß Kroppzeug,

gewöhnliches Ungeziefer, nichts weiter. Das Paar und ihr Hund ignorierten munter jeden einzelnen Todesfall und trampelten auf dem Flohmüll herum, bis die Leichname schließlich zu dunklen Schmierflecken wurden, die wie Tintenspritzer auf den Dielen prangten.

Die ganze Prozedur dauerte eine knappe Stunde. Als sie fertig waren, wichste sich Billy den Schnurrbart und kleidete sich sorgfältig in seinen abgewetzten Anzug und die schwarz-rote Fliege, während Dottie behutsam die Netzstrümpfe hochrollte und den Reißverschluss ihres schwarzen Petticoats mit den rosa Besätzen zuzog. Während er sie dabei beobachtete, erinnerte sich Vidot noch gut an die keimhafte sexuelle Erregung seines Knaben-Ichs beim Anblick einer weit jüngeren Version Dotties, die vor dem kleinen Jahrmarktspublikum einem damals weit gutaussehenderen Billy assistiert hatte. Dem gebannten kindlichen Vidot war sie so hinreißend wie eine voll erblühte Blume erschienen, die den dicht um sie wuselnden Bienen den schmackhaften Honig, der unter dem Rand ihres rosa Röckchens lockte, zugleich verhieß und versagte. Sie musste damals erst zwanzig gewesen sein, wenn überhaupt, und jede ihrer Mienen und Posen konnte nicht anders als kokett und verführerisch wirken. Jetzt allerdings war sie in einem Alter, in dem es fast zu bittersüß war, zuzusehen, wie sie sich den Lidstrich zog, das Rouge aufpinselte und den Schönheitsfleck über der Lippe malte. Die zwei rafften ihre Jahrmarktkisten zusammen und verließen die Wohnung, nachdem sie die eine nackte Glühbirne ausgeschaltet und all ihre gefangenen Insekten in den bleichen Schatten zurückgelassen hatten, wo sie nervös gegen die Wände ihrer schlanken Glasgefängnisse tappten. Vidot hüpfte nicht herum. Er legte nur den Kopf gegen die kalte Wand der Eprouvette und wartete, unter dem Druck der Zeit, die immer knapper wurde.

Kurz nachdem die Kirchenglocke zehn geschlagen hatte, kehrten die beiden heim. Jedes Mal war offensichtlich, dass sie bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gearbeitet hatten. Dottie legte sich dann immer, müde und stumm, sofort aufs Bett und begann, sich in der Horizontalen

auszuziehen. Auf der anderen Seite des Zimmers entleerte Billy seine Taschen auf den Küchentisch: Münzen und kleine Scheine. Dann packte er seine schwarzen Kästen aus. Als die Schächtelchen auf den Tisch gekippt wurden, konnte Vidot sehen, dass die Flöhe regungslos dalagen, ohne das geringste Zucken oder Lebenszeichen. Jeder einzelne von ihnen war verstorben, zu Tode geschunden im Lauf eines einzigen Flohzirkustages. Mit einem Knall beförderte Billy den Inhalt der Schächtelchen in den Mülleimer. Dann zog er seinen Smoking aus und verrichtete seine Abendtoilette, bevor er zu Bett ging, wo seine Frau, noch immer geschminkt, aber jetzt nackt, schon tief und fest schlief. Billy zog die Decke über ihren Körper und pfiff nach dem kleinen Hund, der auf das Fußende der Tagesdecke sprang. Dann rollte sich Billy neben seiner Frau zusammen, küsste sie sanft auf die Wange und schaltete das Licht aus.

Die Kulisse von Paris funkelte durchs Fenster und tauchte das Zimmer mit seinem glitzernden Schein in ein tiefes Nachtblau. Die Lichter der Großstadt schienen Vidot zu verspotten wie die Visionen von silbrig kristallenen Städten, die vor fiebergeschüttelten Soldaten erstehen. Vidot blieb wach, überempfänglich für alles in seiner Umgebung – der Rhythmus der nervös hüpfenden Flöhe erinnerte ihn an tiefe afrikanische Trommeln, die vor einem Blutopfer geschlagen wurden, ein perkussives Präludium zum sicheren Verderben, das ihn erwartete, sobald der Zirkusdirektor aufstehen und seine vergrößernde Brille wieder aufsetzen würde. Denn morgen war der Tag, rechts von Vidot standen nur noch drei Eprouvetten, und Billy verbrauchte immer mehr als ein Dutzend für seine Darbietung. Wollte er überleben, so würde Vidot sich irgendeinen Plan ausdenken müssen.

Bedauerlicherweise war Vidots Flohgehirn gänzlich bar jeglicher Idee. Er wusste: Nahm Billy ihn erst unter dieses weiße Tuch und setzte seine Pinzette an, war sein Leben vorbei. Er dachte an all die Dinge, die ihm künftig fehlen würden: sich im Chez Barbe zusammen mit dem *chef* die Fußballspiele im Radio anhören, mit Claude Attal Domino spielen, im April

unter den blühenden Kirsch- und Birnbäumen über den Markt schlendern. Er dachte an den behaglichen Genuss eines Glases Brouilly und an die Anmut von Saties *Gymnopédies* und, zuletzt, an die Wärme von Adèles Kuss, eine Erinnerung, die jetzt mit Bitterkeit versetzt war, dennoch aber für ihn nach wie vor den Inbegriff des Glücks darstellte.

Der Stepptanz der Flöhe auf dem Glasboden lenkte ihn immer wieder von seinen Gedanken ab. Dies hätte ein kontemplativer Augenblick sein sollen, seine letzte Nacht auf Erden, doch diese beharrlichen Bestien hüpften immerfort in ihren Reagenzgläsern und störten ihn in seiner Konzentration. Als er die Reihe entlangblickte, erinnerte ihn das unablässige Gespringe seiner Nachbarn an Camus' Sisyphus – glücklich in der Vergeblichkeit seiner Mühen. Dann bemerkte er, dass ein paar Flöhe direkt nebenan, anstatt zu versuchen, in die Freiheit zu springen, lediglich auf dem Boden der Eprouvette herumkrochen. Er schaute noch einige Zeit hin, um zu sehen, ob sie überhaupt hüpfen würden, doch sie taten es nicht. Diese Flöhe gingen nur immerfort im Kreis, immerzu rundherum, wie dies häufig die Verdammten tun. Vidot dachte zunächst, sie seien lediglich entmutigt oder deprimiert, doch dann, als er näher hinsah, beobachtete er, dass die Hinterbeine der Kreaturen tatsächlich etwas anders gebildet waren. Vidot fand dies sehr interessant.

Der nächste Tag begann wie die vorausgegangenen auch: Dottie setzte den Kaffee auf, Billy und der Hund gingen aus dem Haus und kehrten mit einer Stange Brot zurück. Sie aßen schweigend. Dann suchte Billy aus einem Schwung in der Ecke ein paar kleine Ölgemälde aus. Vielleicht, dachte Vidot, ging er zu einem Händler. Was immer sein Vorhaben auch gewesen sein mochte, es blieb erfolglos, denn eine Stunde später kehrte Billy mit denselben Leinwänden unter dem Arm zurück. Als er sie wieder zu den anderen stellte, sagte Dottie nichts – es war offenkundig zu lange her, dass etwas zuletzt einen Käufer gefunden hatte, als dass Kommentare einen Sinn gehabt hätten –, stattdessen küsste sie ihn auf die Wange und machte etwas Möhrensuppe warm. Etwas später setzte Dottie Wasser auf und füllte die

Wanne, ein enges Ding aus Zink, das in einer Ecke der Mansarde stand. Während sie im heißen Wasser saß, kämmte ihr Billy die Haare. Als sie fertig gebadet hatte, nahm Billy den Hund noch einmal zu einem langen Spaziergang mit, und als er zurückkam, wurden die Flöhe abgeerntet, in Fläschchen gesperrt und ins Regal gestellt. Am Nachmittag saß Dottie Billy wieder Modell. Aus dem Radio erklang *La Mer* von Debussy.

Als Billy sich von der Staffelei erhob und die Farben wegräumte, wusste Vidot, dass es fast so weit war. Er zog den Atem scharf ein und sah gespannt, wie Dottie die Eprouvetten, eine nach der anderen, aus ihrem Ständer holte. Der erste eingesperrte Floh bereitete Billy keine Probleme. Nach weniger als einer Minute kam der Floh voll aufgezäumt wieder heraus und wurde rasch weggepackt. Das Schicksal des zweiten jedoch war exakt das, was Vidot am meisten befürchtete. Sekunden nach seinem Verschwinden unter dem weißen Zelt wurde der zermalmte Kadaver seines Nachbarn hinausgefegt und landete auf dem Fußboden, noch ehe er auch nur seine letzten Todeszuckungen hinter sich gebracht hatte. Vidot blieb keine Zeit für Mitleid, denn in diesem Moment griff Dottie nach seinem Reagenzglas.

In dem Augenblick, als Billy ihn auf das harte weiße Papier schüttelte, begann Vidot mit seiner Farce. Du wirst marschieren müssen, sagte er zu sich, marsch, eins, zwei, drei, obwohl das gegen deinen Instinkt ist, obwohl jedes Mikrogramm deines Exoskeletts dich anfleht, zu springen, dich hochzuschnellen, dich loszureißen und dem Verhängnis, das deiner harrt, zu entrinnen, musst du jetzt marschieren. Er versuchte sich daran zu erinnern, wie es gewesen war, mit seinen Mitkadetten in der Jugendbrigade im Gleichschritt zu marschieren. Doch dies rief weitere Erinnerungen wach, die sogar noch düsterer als seine derzeitige Lage waren, also verbannte er sie aus seinem Denken und marschierte weiter unter Billys aufmerksamem Blick.

Als er in der vergangenen Nacht seine Nachbarn beobachtet hatte, war Vidot zu der Erkenntnis gelangt, dass, wenngleich die meisten Flöhe

sprangen, es manche Flöhe gab, die gar nicht springen *konnten*, und diese, nahm er an, waren diejenigen, die Billy mit Zuggeschirr ausstattete. Vidot wusste, dass seine einzige Hoffnung, einen Mann zu überlisten, der seit über dreißig Jahren Flöhe überlastete, darin bestand, den Mann glauben zu machen, er sei ein Floh von der falschen, das heißt für ihn richtigen Sorte. Während er über den Tisch marschierte, betete er darum, es möge genügen. Vidot sah das Funkeln der Pinzette sich herabsenken. Da sprang er.

Die Faust krachte hinter ihm auf den Tisch, als er gerade an Höhe gewann. Er hatte eine Falte im Zeltstoff ausgemacht, wo er sich einen Moment lang verstecken konnte. Als Billy das Gewebe hob, um nach ihm zu suchen, tat Vidot wieder einen Satz, glatt über den Kopf seines Häschers hinweg, durch die kleine Öffnung und hinaus ins polychrome Licht der Freiheit. Er hielt nicht inne, blickte nicht zurück, er wusste nicht, ob er den Zirkusdirektor erzürnt hatte oder ob seine Flucht als ein geringfügiges Ärgernis abgetan wurde. Er meinte zwar, Billy fluchen zu hören, und das Hündchen bellte, doch Vidot sorgte sich nicht, er sprang, jumpte und flog praktisch empor, dem Allerwunderschönsten entgegen, was er jemals gesehen hatte: dem gewaltigen sperrangelweit offenen Fenster.

Erst als er die Schwelle passiert hatte und trudelnd und wirbelnd der kopfsteingepflasterten Straße entgegenstürzte, kam Vidot der Gedanke, ein Sprung aus dem fünften Stock könnte möglicherweise nicht der empfehlenswerteste Weg in die Freiheit sein.

# XIX

*Fünftes Hexenlied*

Oh nein, oh nein, ts-ts, schaut und schreit,
euer Geziefer ist stiften gegangen,
flattert und fliegt überm Abgrund
und abwärts: platt schon bald, platterdings flach auf der Fläche dort drunten!
So sagt mir denn bitte, zu wem werdet ihr beten, ihr Frommen?
Wessen göttliche Hand fährt jetzt rettend dazwischen?
Ah, lasst mich raten – eines mannhaften Schattens, ja?
Irgendeines maskulin-muskulösen Gespenstes?
Eines schmucken Jesus? Eines kühnen Allah?
Oder irgendeines greisen beschnittenen Juden mit schicken Meerteilungstricks?
Jungs, Jungs, so viele Jungs habt ihr zum Herrn
eurer Träume, Geschicke und Schicksale erhoben – warum?
Und verratet mir auch: Wann war euer Vater da,
wenn ihr straucheltet und fielt?
Wer stellte euch wieder hin und ließ euch laufen
mit einem Abschieds-Popoklaps,
indianisch heulend weiter durch den Efeugarten?
Sieh an, Frauenhand war’s, die euch geraderichtete. Ja.
Eure Mutter, Muhme oder Oma, die wachte und nährte.
Warum dann dieser Glaube an die geschwollne,
furchtgebietende
allgegenwärtige phallische Präsenz?
Warum betet ihr um das, was ihr nie gekannt?

Es ist nicht so, dass wir neidisch wären, gehässig, oh nein –
offen gesagt, ist es uns ziemlich egal.

Lyda spuckt ihr Missfallen über Poseidon
wie Fischschuppen aus auf die Fußbodendielen.
Aber ich frag mich: Warum sind so viele Götter
so bullenhaft, borstig und bärtig?
Welche brachialen Proleten platzierten sie
einst aufs Podest?
Ja, Frauen kommen vor – als Marginalien:
Sarah, Hagar, Maria, Hera und Hestia, ich kenne sie alle,
sie lungern in den dunklen Winkeln des Testaments, überstrahlt
wie Artemis von Apollos leuchtendem Lichtglanz
oder beiseitegeschoben wie Jakobs zwei duldende Weiber,
jenseits der Furt wartend, dieweil er mit dem Engel rang,
wie Jungs das eben tun und so wie dieser dumme Floh
jetzt mit der Schwerkraft ringt.
Oh, seht ihn stürzen.

# Drittes Buch

*Wissen Sie, mit der Zeit bin ich zu der Einsicht gelangt, dass Mut so ziemlich die schädlichste Tugend ist. Mut ist eine grausige Angelegenheit. Die menschliche Spezies hat ihn als Überbleibsel von der Tierwelt abbekommen, und wir werden ihn einfach nicht los.*

James Jones in:
*The Paris Review*

# I

Hauptkommissar Maroc hatte etwas zu erledigen. Doch er war von Natur aus ein Zauderer; nach seiner Erfahrung brauchte man Dinge nur konsequent aufzuschieben, und am Ende stellte sich meistens heraus, dass sie sich von selbst erledigt hatten. Doch von dieser bestimmten Sache war kein solches Entgegenkommen zu erwarten. Er zögerte sie trotzdem hinaus. Er saß an seinem Schreibtisch, sah der großen gelben Uhr beim Ticken zu und hörte sich an, was der kleine alte Ermittler so von sich gab. »Das war, ich weiß nicht, muss mittlerweile dreißig Jahre her sein, zwischen den Kriegen. Damals arbeitete ich für meinen Vater, der wohlhabend war.«

»Ihre Familie hatte Geld?«, sagte Maroc, ohne richtig zuzuhören.

»Vor dem Krieg, ja, ein wenig. Größtenteils in Spekulationsobjekten, Wohnungen drüben im 16. Arrondissement. Jedenfalls wurde ich einmal nach Frankfurt geschickt, zu einem Treffen mit einer Gruppe von jüdischen Bankiers. Wie damals bei Geschäftsreisen üblich, bestanden sie darauf, uns jeden Abend groß zu bewirten. Es fing immer in ihren schönen und eleganten Domizilen an, ich lernte ihre Ehefrauen und Kinder kennen, Butler und Bedienstete servierten starken Kaffee, ich streichelte das Hündchen, habe die Ehre, sehr angenehm und so weiter, aber anschließend bestanden die Bankiers immer darauf, uns zu weiteren und weitergehenden Amüsements auszuführen. Ihre Frauen kamen niemals mit. Verstehen Sie, das war die Zeit für ihre Mätressen. Wir trafen uns mit ihnen in den Kabaretts der Stadt. Es war gar nicht so übel, es gab jede Menge Tanzmädchen, wir tranken Champagner und sangen ›Das lila Lied‹ mit, und hübsche Frauen kamen und wackelten auf meinem Schoß mit ihren Ärschen, und, na ja, es machte Spaß.«

»Schön für Sie.«

»Ja, tja, einer dieser Bankiers, Jacobson, hatte so ein Mädchen. Sagenhaft. Eine umwerfende Schönheit. Große dunkle Augen. Sie war Russin, aber

anders als jede Russin, die ich je kennengelernt hatte. Nach meiner Erfahrung sind sie immer mager und eckig, aber diese spezielle hatte üppige Brüste, von der Sorte, wo man das Gesicht darin vergraben möchte, und dazu einen süßen runden Apfelarsch, vielleicht nicht jedermanns Geschmack, aber mir gefiel er. Sie auch nur anzusehen verschlug mir den Atem. Jede Nacht, die ich mit den Bankiers verbrachte, fand ich Gelegenheit, mit diesem Mädchen zu tanzen, und mehr als nur einmal, wahrscheinlich zu oft.«

»Als Tänzer kann ich Sie mir gar nicht vorstellen, Lecan.«

»Haha, ich mir selbst heute auch nicht mehr, das wäre ein jammervoller Anblick. Aber Sie wissen ja, wie es damals war, Jitterbugs und Charlestons, und was machst du mit dem Knie und immer die Beine in die Luft. Jacobsons Mädchen war faszinierend, regelrecht hypnotisierend. Ich weiß, dass es unhöflich war, sie so mit Beschlag zu belegen, es sah nicht gut aus, besonders nicht Nacht für Nacht. Aber ich kann mich noch immer an einen Walzer mit ihr erinnern, meine Hand am weichen Fleisch ihrer Hüfte, ihr kleines Lächeln, das Funkeln in ihren Augen … Tja, rückblickend kann ich schon verstehen, dass der Bankier eifersüchtig war. Ich bin ziemlich sicher, das ist der Grund, warum ich ohne das Darlehen nach Hause kam. Papa war sehr aufgebracht. Wir hätten dieses Geld gut gebrauchen können – wie sich herausstellte, hatten wir es sogar verzweifelt nötig …« Die Geschichte des kleinen Mannes versickerte im Nichts.

»Und warum erzählen Sie mir das alles?«, gähnte Maroc.

»Ach, weil ich sie gesehen habe«, sagte das Männlein, jetzt wieder angeregt. »Letzten Abend. Ich schwöre, das war sie. Ich saß draußen vor dem Café de Flore, und sie ging vorbei. Kein Geist und auch kein Mädchen, das aussah wie sie, sondern Jacobsons Mädchen, und sie sah noch genauso aus wie vor dreißig Jahren. Ich schwöre bei allen Heiligen, diese Frau ist nicht einen Tag gealtert.«

»Lecan, Sie sind ein Idiot.« Maroc schmunzelte, als er aufstand und sein Jackett anzog. »Entweder Sie hatten letzten Abend einen im Tee, oder Ihr

Verstand ist endgültig über den Jordan. Also, kommen Sie jetzt mit, oder muss ich das allein machen? Es ist Zeit zu gehen.« Lecan zuckte resigniert die Achseln, und sie nahmen ihre Mäntel, Hüte und Regenschirme und gingen hinaus in den feuchten Abend.

Der erste Stopp war eine halbe Stunde vom Kommissariat entfernt. Es dauerte ein paar Augenblicke, bis eine ältere Frau den Summer betätigte und sie hinaufließ. Sie erwartete sie an ihrer Wohnungstür.

»Ja?«

»Madame Bemm, ich bin Hauptkommissar Maroc. Das ist Inspektor Lecan. Ich habe leider eine schreckliche Nachricht.« Maroc erläuterte die Situation – ihr Sohn und dessen Partner seien im Zuge einer brisanten Ermittlung spurlos verschwunden. Die Polizei habe derzeit keinen konkreten Verdacht, es könnten die Algerier dahinterstecken, möglicherweise die Nationale Befreiungsfront, das sei sehr schwer zu sagen. Maroc versuchte, die Sache schnell hinter sich zu bringen, und warf zur Kennzeichnung eines Mannes, den er kaum je wahrgenommen hatte, Vokabeln wie »edel«, »mutig«, »beherzt« und »heroisch« in den Raum.

Als er fertig war, sah die alte Frau stumm zu ihm auf, ihre Augen weiteten sich dabei zunächst, erst verstehend, dann verwirrt, um sich dann wieder scharf zu stellen, als hätten sich die verschiedenen Laute, die Maroc produziert hatte, erst jetzt zu Worten zusammengefügt, die sie fassen konnte. Sie erbleichte. Sie platzierte ihre Hand auf die Brust und inhalierte tief, wobei sie mitten im Atemzug innehielt, um dann noch mehr Luft einzusaugen. Während er dabei zusah, wie diese kleine Frau augenscheinlich den gesamten im Raum verfügbaren Sauerstoff verschluckte, schwante Maroc nichts Gutes. Er versuchte, sich, so gut es ging, gegen das Unausweichliche zu wappnen, und warf dabei Lecan nervöse, hilfesuchende Blicke zu, aber als es dann kam, war es schlimmer, als er hatte erwarten können: ein lauter, durchdringender Heulton der Verzweiflung, so schrill und so langgezogen, dass es klang, als habe sich die Frau fest vorgenommen, seine Trommelfelle zu zerstören. Nach rund der

ersten Hälfte ihres glaszerschreienden Kreischens stürzte sie sich auf ihn und zerrte ihn dicht zu sich heran, bis ihr Schrei zu erstickten Schluchzern zerbröckelte, die sie in seinem Mantel vergrub. Mit spitzen Fingern die Arme um sie legend, klopfte Maroc ihr ein Mal unbeholfen, zögernd auf die Schulter. »Na, na, verzweifeln Sie nicht«, sagte er, sicher, dass die Situation in Wirklichkeit hoffnungslos war. Sie konnte so lange weiterweinen und mit ihren Fäustchen auf seine Brust einhämmern, wie sie wollte – es würde nichts an der Tatsache ändern, dass Bemm, genau wie Vidot, höchstwahrscheinlich tot war.

Nach einer kleinen Weile beruhigte sich die Frau endlich. Sie setzte sich auf einen Stuhl und starrte düster zu Boden, während Maroc ihr die nächsten Schritte erläuterte, erklärte, dass sie, um sicherzugehen, noch ein bisschen warten würden, und es dann, sofern sich keine positiveren Erkenntnisse ergaben, eine kleine Feier auf dem Kommissariat geben würde. Natürlich würde der Bürgermeister kommen, und man würde ihrem Sohn postum mehrere Auszeichnungen und Medaillen verleihen. Sie würde außerdem eine Entschädigung erhalten, und die Pension ihres Sohnes würde ihr helfen, diesen großen Verlust zu überstehen. Als Maroc endlich anfing, sich mit Entschuldigungen hinauszukomplimentieren, und er und Lecan den Rückzug zur Tür antraten, blickte sie ihnen mit verzweifelter Traurigkeit nach. Ihre Augen sahen wie randvolle Löffel aus, die jederzeit wieder überlaufen konnten. Maroc konnte nicht schnell genug da verschwinden.

Vidots Wohnung war nicht allzu weit entfernt, aber bis sie dort ankamen, war der leichte Nieselregen zu einer ausgewachsenen Sintflut ausgeartet, und sie mussten über anschwellende Rinnsteine hüpfen, um den Hauseingang zu erreichen. Zum Glück brauchten sie nicht draußen im Regen zu warten, weil der Türsummer sie sofort einließ. Sie stiegen die Treppe hinauf, und als sie an der Wohnungstür anklopften, öffnete ihnen schnell eine Frau mit einem strahlenden Lächeln, das bei ihrem Anblick sofort wieder verflog. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Sind Sie Madame Vidot?«, fragte Maroc.

»Ja.«

»Ich bin Hauptkommissar Maroc. Das ist Inspektor Lecan. Ich habe leider –«

Das laute Summen der Haustürklingel unterbrach seinen Prolog. Sie reagierte darauf nicht.

»Ich habe leider eine bedauerliche Nachricht«, fuhr Maroc fort.

»Ach?«, sagte sie, erblassend. »Geht es um meinen Mann?«

Wieder summte die Haustürklingel, und wieder reagierte sie darauf nicht.

»Tut mir leid.« Maroc lächelte höflich. »Erwarten Sie Besuch?«

»Es ist nichts, niemand«, stotterte sie. »Bitte fahren Sie fort.«

Maroc wollte gerade seine Ansprache fortsetzen, als Lecan vortrat. »Madame, vielleicht sollten Sie uns hereinbitten. Die Nachricht, die wir Ihnen mitzuteilen haben, ist ernster Natur und eignet sich nicht als Thema eines Gesprächs zwischen Tür und Angel. Und seien Sie so gut, bitten Sie, wer immer unten wartet, doch herauf. Das Wetter ist abscheulich, und wir möchten nicht für seine Unbequemlichkeit verantwortlich sein.«

»Ja, entschuldigen Sie, kommen Sie bitte herein.« Sie öffnete ihnen die Tür. Als sie die bescheidene Wohnung betraten, warf Lecan Maroc einen wissenden Blick zu. »Aber ich bin sicher, wer immer da draußen ist, wird bestimmt gleich geh…« Der Summer summte ein drittes Mal, lang anhaltend, was eine gewisse Ungeduld suggerierte.

»Bitte«, sagte Lecan. »Lassen Sie ihn herauf.«

Errötend drückte Madame Vidot den Knopf für die Haustür. Zu dritt warteten sie in der stillen Wohnung, lauschten dem Prasseln des Regens gegen die Fensterscheibe und den Schritten auf der Treppe. Als es klopfte, ging Adèle die Tür öffnen. Bevor sie ein Wort sagen konnte, platzte der Mann herein und fing augenblicklich an, seinen durchnässten Mantel und Hut auszuziehen. »Mein Gott, was für ein Sauwetter! Hattest du dich hingelegt? Ah, mein Täubchen, ich kann’s überhaupt nicht erwarten, aus

diesen nassen Sachen zu kommen und –«

Erst da hob er die Augen und sah die zwei Beamten.

»Guten Abend«, sagte Maroc grinsend. »Ich bin Hauptkommissar Maroc, und das ist mein Kollege, Inspektor Lecan. Und dürfte ich fragen, wer *Sie* sind?«

Eine halbe Stunde später waren die zwei Polizisten auf dem Weg zurück ins Kommissariat, geduckt unter ihrem jeweiligen Schirm und in eine erbitterte Debatte vertieft. Maroc war davon überzeugt, dass Madame Vidot und dieser Alberto Perucci, bei dem es sich unzweifelhaft um ihren Liebhaber handelte, nunmehr die Hauptverdächtigen in dem Fall waren. Offensichtlich hatten sie ihren Ehemann ermordet, und höchstwahrscheinlich auch Bemm, vielleicht als zunächst unbeabsichtigte Folgetat. Lecan beharrte, es sei nicht notwendigerweise so. Maroc wies auf die Statistik hin, auf die Tatsache, dass sich in nahezu jedem ihm bekannten Fall der Ehepartner als Mörder herausgestellt hatte. Lecan bestätigte, dass die Annalen der Kriminalistik Marocs Theorie stützten, wies allerdings auch darauf hin, dass man schließlich in Frankreich sei, wo, wenn Ehebruch unweigerlich zu Mord führte, die Straßen jeden Tag mit neuen Leichen gesäumt wären. Lecan erklärte Maroc, dass er ein sinistreres Ende vermutete, das möglicherweise in Verbindung zu dem Fall stand, in dem Vidot ermittelt hatte. Als sie das Kommissariat erreichten, hatte Maroc Lecan insofern recht gegeben, als er einräumte, dass nicht jeder Fall von Untreue notwendig zu Mord führte (verhielte es sich so, scherzte er, wären fünfzig Millionen Franzosen tot), betonte aber, dass er trotzdem Antworten brauche, und dieses Pärchen sei nun einmal das, was einer Antwort noch am nächsten kam. Der Tod Léon Vallets entpuppte sich allmählich als eine Sackgasse, da war keine Spur, die man hätte verfolgen können. Aber diese beiden verhielten sich verdächtig, und zwar direkt vor ihrer Nase. Deswegen würde er die Frau und ihren Liebhaber unter Beobachtung stellen, da es die einzige konstruktive Maßnahme sei, die ihm momentan einfiel.

»Natürlich könnten wir am Ende feststellen, dass Vidot sich einfach mit einer eigenen Flamme aus dem Staub gemacht hat«, gab Lecan zu bedenken.

»Ja, vielleicht ist er mit Bemm durchgebrannt«, sagte Maroc, worüber sie dann beide herzlich lachten.

# II

Während er von Billys und Dotties Wohnung aus dem Straßenbelag entgegentrudelte, stellte Vidot fest, dass sein Leben nicht, wie vielfach behauptet wurde, im Zeitraffer noch einmal vor seinem geistigen Auge ablaufen würde. Tatsächlich hatte er *jede Menge* Zeit für Reue, Bedauern, nachträgliche Überlegungen und sogar für philosophische Betrachtungen, denn dank dem Luftwiderstand und einem gewissen Aufwind nahm das, was für einen sterblichen Menschen ein Sturz von nur wenigen Sekunden gewesen wäre, für einen fallenden Floh erheblich mehr Zeit in Anspruch: Es war so, als sei er von einer hohen Klippe in eine Kilometer tiefe Schlucht gestürzt, und er würde ziemlich lange brauchen, um die gewaltige Entfernung bis zur Talsohle zu überwinden. Und so konnte er während des Fallens tatsächlich all die vielen Fehlurteile und falschen Entscheidungen überdenken, die zu diesem betrüblichen und beklagenswerten Augenblick geführt hatten.

Dann erhob sich von der Straße unten eine frische Brise. Dieser sanfte, aber entschiedene Wind beendete, von der Gebäudefront abprallend, seinen Abstieg vollends und begann, ihn wieder aufwärts- und immer höher hinaufzutreiben. Ja, als er ihn rasch über den Dachfirst hob, fand Vidot sich in einer Zone von so lebhafter atmosphärischer Aktivität wieder, dass klar war, dass er in absehbarer Zeit überhaupt nicht zur Erdoberfläche zurückkehren würde. In überraschenden Böen und strudelnden Strömungen, wunderlichen Wirbeln und elliptischen Luftzügen trudelte er nunmehr und segelte über die Dachterrassen, Ziegeldächer und Schornsteine von Paris hinweg, jetzt lachte seine Seele in einer nervösen Ekstase der Erleichterung und Befreiung, während er über Kirchtürme dahinzog und sich aufschwang, an Dachfenstern und Blechhauben vorbei. In sprachloser Verblüffung glitt er über das spinnwebartige Gassengewirr des Marais hinweg und dann weiter am Hôtel de Ville vorüber. Autos und

Fußgänger verstopften unter ihm die Straßen. Er war jetzt hoch oben und blickte hinab auf den Montmartre, der seinerseits über die Stadt hinwegblickte. Weiter mitgerissen, bewunderte er die Zwillingstürme von Notre-Dame und die grimmig-grausigen Grotesken von Saint-Jacques.

Er entspannte sich und gab sich seinem gütigen Geschick hin, begann sogar auszuprobieren, wie er auf dem Wind reiten konnte. Wenn er sich verdrehte, wand und zusammenknäuelte und dabei seine langen Hinterbeine in die Luft ausstreckte, konnte er immerhin ein wenig steuern. Er richtete sich nach der Längsachse der Avenue Montaigne aus und ritt auf dem Rücken einer bockenden Bö mit einem Schwung glatt über den Fluss. Dann nahm er vergnügt ein weiteres Lenkmanöver vor und flog durch das eiserne Gitterwerk des Eiffelturms hindurch. Er segelte hinaus, Haussmanns prächtige Boulevards entlang bis zum Montparnasse. Dort wechselte der Druck des drehenden Windes und führte ihn im Sturzflug hinab, bis er nur noch Meter über den schwarzen und grauen Hüten einer kleinen Ansammlung von Menschen dahintanzte. Die Brise nahm Fahrt auf, und während er über die Straße hinwegsegelte, sah er im Vorbeiflug ein hübsches blondes Mädchen, das Zeitungen verkaufte, gefolgt von einem Mann, der eine Filmkamera in einem Kinderwagen vor sich herschob. Welch eine wundervolle Stadt, dachte er, fesselnd und faszinierend selbst in ihren prosaischsten Momenten, voller Szenen von singulärer Schönheit, die inmitten ihrer Myriade von mannigfachen Wundern schlechterdings unfassbar blieben.

Der böige Wind änderte die Richtung und schleuderte ihn abermals empor und wieder zurück, jetzt Hunderte von Metern über dem Champ de Mars, wo ein einsamer roter Ballon vorbeistrich. Der Anblick erinnerte ihn an jene ersten Heroen der Luftfahrt, Landsleute von ihm, die lange vor der Erfindung des Flugzeugs aus menschenwimmelnden, jubelnden Pariser Innenhöfen in ihren vergoldeten und satingepolsterten Heißluftpalästen aufgestiegen waren. Von Seligkeit erfüllt und jetzt wieder über den Fluss fliegend, passierte er die Tuilerien. Er wand und wälzte sich in der kühlen

Brise. Allmählich konnte er sich schon fast vorstellen, mit Vergnügen ganze Tage hoch über Paris zu verbringen, die Höhenwinde abreitend und im Zickzack die Seine hin und her überfliegend, ein winziger wachsamer Engel, der ein aufmerksames, fürsorgliches Auge auf seine schöne Stadt und deren sündige Bewohner hatte, als plötzlich – er überflog gerade den Innenhof des prächtigen Hôtel de Crillon – seine launischen Winde sich schlagartig legten. Und da fiel Vidot wieder senkrecht hinunter, bis er mittenmang in einem Mülleimer landete.

Vidot rappelte sich benommen aus dem angehäuften Müll auf – froh, am Leben und, soweit er feststellen konnte, wunderbarerweise unversehrt zu sein – und hüpfte auf das untere Ende eines Fallrohrs. Er hatte gerade eben Zeit, wieder zu Atem zu kommen, als er auch schon einen großen, grobschlächtigen Schatten vorübertrotten sah und, ohne zu zögern, daraufsprang: fest entschlossen, die Reise wiederaufzunehmen, auf der er sich befunden hatte, bevor er von Billy und Dottie entführt worden war.

Nachdem er im Handumdrehen ermittelt hatte, dass er auf dem hinteren Ende einer gemeinen Ratte saß, flitzte Vidot hinab zu den sicheren Gefilden der Bauchregion. Dort brachte die animalische Wärme des Nagers einen weiteren intuitiven Nerv zum Schwingen. Vidot ging auf, dass er bei all der Aufregung seit ein paar Tagen nichts gegessen hatte. Ohne nachzudenken, schlug er seine Fänge ins Fleisch und sog begierig, füllte sein Abdomen mit warmem Blut, wodurch er in die üppige, halbbewusste Ekstase versank, die oftmals seine schlemmerhafteren Mahlzeiten begleitete. Völlig benebelt bekam er nicht mit, dass seine Ratte ihn keineswegs auf die Straße – oder, vielleicht logischer, in die Küche des Hotels – trug, sondern durch ein Gullygitter abgetaucht und durch eine kleine, verborgene Öffnung wieder herausgekrochen war, die geradewegs durch die Seitenwand des Gebäudes führte. Die Ratte huschte hinter Rigipswänden entlang, kletterte an den Verstrebungen des Lastenaufzugsschachts hinauf und wanderte so zielstrebig durch das Gewirr von engen Gängen, bis sie schließlich, hinter einem Heizkörper, in einer luxuriösen Hotelsuite herauskam.

Aus seiner semikomatösen Benommenheit erwachend, hörte Vidot geschockt eine vertraute Stimme im Zimmer, eine Stimme, die er nie wieder zu hören erwartet hatte. »Ah, da bist du ja«, sagte Elga. »Draußen in der Gosse gespielt, hm? Das ist so typisch kleiner Mann, Max, du gehst zu deinem Abendspaziergang aus dem Haus und kommst umgeben von einem komischen Geruch wieder heim.«

# III

Guizot weinte, den Kopf auf dem Konferenztisch, und hämmerte mit der Faust auf das blankpolierte Holz. Will versuchte, ihm sein Taschentuch anzubieten, aber Guizot ignorierte die Geste. Will war's nur recht, er wartete gern. In diesem Moment war Brandon auf dem Weg von der Botschaft zu Wills Büro, und so war Will gerne bereit, Guizots hysterische Theatralik über sich ergehen zu lassen, wohl wissend, dass diese Besprechung immer noch besser als jene werden würde.

»Ich bin der Zerstörer, Will, der Zerstörer!«, weinte Guizot.

»Ehrlich gesagt, glaube ich, dass Sie ein wenig dramatisieren«, sagte Will.

Als Will Stunden zuvor aus dem Haus gegangen war, hatte Zoja noch immer geschlafen. Nachdem er geduscht, sich rasiert und seinen grauen Anzug angezogen hatte, hatte er ihr einen Zettel ans Bett gelegt mit der Bitte, ihn nach dem Aufwachen anzurufen. Er zeichnete darunter ein Herz und küsste sie dann auf die Wange, bevor er den Hut nahm und zur Wohnungstür ging. Kaum auf der Straße, hatte er schon bedauert, nicht mehr bei ihr zu sein. Er hatte nicht nur die körperliche Intimität mit ihr genossen, wenngleich sie wie zwei Puzzleteilchen zusammengepasst hatten und die Leidenschaft ihn auf eine Weise energisiert und erregt hatte wie schon sehr lange nicht mehr. Nein, auch ihre Unterhaltung im Restaurant hatte ihm gutgetan. Er wusste zwar nicht *ganz* genau, wie viel er ihr von seiner Geschichte erzählt hatte (er war beim Zählen der Wodkas, die sie gemeinsam gekippt hatten, irgendwann nicht mehr mitgekommen), aber als er jetzt die Straße entlangging, fühlte er sich zum ersten Mal entspannt und unbeschwert. Er erinnerte sich daran, wie sie gut gelaunt zugehört und seine Worte (was *hatte* er eigentlich genau gesagt?) immer wieder mit einem flüchtigen schlitzohrigen Lächeln quittiert hatte. Als er in die Allee einbog, sehnte sich ein Teil von ihm danach, kehrtzumachen und zu seinem Bett zurückzurennen. Er wollte wieder zwischen die warmen Laken

schlüpfen, ihre Haut spüren, zwischen ihre Beine gleiten, sie ihre Augen flatternd aufschlagen lassen.

Er fragte sich, wie viele Männer eine solch intensive Erfüllung in den Armen einer Frau fanden. Die meisten von ihnen glaubten es vermutlich, das war schließlich der Funke, der die Lust vorantrieb. Aber fanden sie sie wirklich, oder war es nicht normalerweise nur eine verdünnte, billigere Version davon? Und wenn es wirklich so gut war, wie lange hielt das Gefühl dann vor? Empfanden verheiratete Männer so? Lechzten diese Ehemänner, während sie ihr ödes Tagwerk abarbeiteten, noch immer danach, sich in der Umarmung ihrer Frau zu wälzen, und wenn sie zusammen waren, rückten sie dann so dicht heran, dass ihre Finger sich beinahe berührten? Er hatte das Gefühl gehabt, sich ein klein bisschen lächerlich zu machen, wie der tagträumende Held eines albernen Rock-Hudson-&-Doris-Day-Films, aber das waren für ihn erfrischende Emotionen, also kostete er sie aus, lutschte an ihnen wie an einem Bonbon und fragte sich dabei, ob er seiner Sehnsucht nachgeben und zu ihr zurückeilen sollte. Wenn er jetzt umkehrte, konnte er in fünf Minuten nackt sein und sie in den Armen halten, diese vollkommene weiche Stelle unter dem Schlüsselbein küssen und wäre dann immer noch bloß eine Stunde zu spät im Büro. Aber so versucht er auch war, hielt ihn die schnöde Wirklichkeit in Zaum. Er hatte schon den gestrigen Tag auf Olivers wilder Odyssee vertändelt. Er musste die Dinge wieder in den Griff bekommen.

Der Gedanke an Oliver erinnerte ihn daran, dass Zoja diesbezüglich nicht viel klargestellt hatte. Traf sie sich jetzt mit ihnen beiden? Oder hatte sie einen fliegenden Wechsel gemacht, so wie ein vielbeschäftigter Reisender in einen anderen Zug umsteigt? Was würde Oliver denken oder sagen? Und ging das Will überhaupt etwas an? Schließlich war der Kerl, seit sich ihre Wege zum ersten Mal gekreuzt hatten, ein einziger Wirbelwind von Ablenkungen und Zerstörung gewesen, und jetzt hatte er sich sowohl in Wills Berufs- als auch in sein Privatleben verheddert. Nein, entschied Will, wegen Oliver würde er sich keine Gedanken machen.

Sobald er in seinem Büro war, stürzte sich Will in die Arbeit. Da er neuerdings für wenig verantwortlich war, brauchte er nicht lange, um seine Berichte auf den neuesten Stand zu bringen. Die Vorbereitungen der Medienkampagne für Guizot waren in seiner Abwesenheit abgeschlossen worden, und die Schätzungen für das erste Quartal waren fertig; trotzdem sah er alles Anstehende noch einmal gründlich durch und erledigte anschließend ein paar kurze Besprechungen mit verschiedenen Abteilungsleitern, denen er den aktuellen Gesundheitszustand der Firmen ihrer jeweiligen Kunden skizzierte. Dann war es Mittag.

Die Pause verbrachte Will an seinem Schreibtisch, wie es schon fast ein Ritual war, mit dem Schinken-und-Brie-Baguette, das seine Assistentin für ihn geholt hatte. Die Firmenangestellten aßen größtenteils auswärts, viele ließen sich bis gegen drei nicht wieder blicken. Will hatte mit der Tatsache, dass die Franzosen dem Begriff der Arbeitszeit nicht mit der gleichen sklavischen Hörigkeit wie die Amerikaner anhingen, schon lange seinen Frieden gemacht. Als er auf die unbesetzten Schreibtische draußen blickte, war Will mit sich uneins: Einerseits war er froh, dass Amerikaner gleich ihm so hart arbeiteten, da dies offenkundig dem Land gestattete, die Avantgarde der Industrienationen, der Vorkämpfer des Kapitalismus und das Leitbild der modernen, zivilisierten Welt zu bleiben. Andererseits beneidete er die Franzosen um ihre heitere Gelassenheit. Schließlich hatten auch sie einst einen Großteil der Welt beherrscht, so wie ihre amerikanischen Vettern es jetzt taten, doch sie schienen diese Führungsrolle ohne großes Bedauern aufgegeben zu haben, fanden genügend Entschädigung dafür in den vielfältigen Freuden, die ein schönes, ausgedehntes Mittagessen zu bieten hatte.

Aber gleichgültig, wo sie jetzt waren, dachte er, nicht einer von ihnen erlebte etwas, das den erlesenen Wonnen, die er in den vergangenen vierundzwanzig Stunden erfahren hatte, auch nur entfernt ähnelte. Andererseits, dachte er weiter, was wusste er denn schon? Vielleicht lagen momentan zwei, drei Kollegen irgendwo in den Zuckungen eines

ekstatischen sensuellen Paroxysmus, der seine jüngsten Eskapaden eindeutig provinziell erscheinen ließ. Während er an seinem belegten Baguette kaute, genoss er die Vorstellung, dass manche seiner Mitarbeiter genau in diesem Moment in tumultuarischen, lasterhaften, actiongeladenen Abenteuern steckten, die vielfältige Verkleidungen, verwegene Degenduelle, mit Banknoten vollgestopfte Koffer, schwirrende Wurfmesser, entsprungene Zirkuslöwen und durch herrschaftliche Gärten hastende halbnackte Liebende auf der Flucht involvierten. Ja vielleicht war es das, womit sie alle ihre Mittagspause verbrachten, verzweifelt bemüht, sich rechtzeitig aus einer absurden Situation zu befreien, um es an ihren Schreibtisch zurück zu schaffen, bevor irgendjemand etwas merkte.

Der Nachmittag zog sich hin, Will wartete darauf, dass das Telefon klingelte, aber Zoja meldete sich nicht. Schließlich, als es auf fünf Uhr zuging, schloss er die Papiere in seinem Schreibtisch ein und bereitete sich zum Gehen vor, gespannt, ob sie noch da sein, auf ihn warten würde. Vielleicht hatte sie irgendwo eine Schürze gefunden, Wein eingeschenkt, rasch mal ein Cassoulet improvisiert und in den Ofen geschoben. Nein, er lächelte, das konnte er sich nicht vorstellen. Kein Cassoulet. Aber er spürte, wie sich bei dem Gedanken, sie könnte noch immer unbekleidet sein, ihre Haut noch warm und weich, unter der weißen Steppdecke auf ihn wartend, sein Puls beschleunigte. Er schloss die Augen, um das Bild auszukosten. Als er sie wieder öffnete, waren das Erste, was er sah, Brandons zwei Männer, die den Korridor entlang geradewegs auf sein Büro zuhielten. Will begriff, dass er in absehbarer Zeit nicht nach Hause kommen würde.

»Hallo, Mr Van Wyck.«

»Hi, Jungs, was kann ich für Sie tun?«, sagte Will.

»Brandon schickt uns. Sie hatten uns diese Personalakten versprochen. Wissen Sie noch?«

»Natürlich, ich erinnere mich.« Will steckte sich eine Zigarette an. »Ach, wie waren noch mal Ihre Namen?«

»Ich bin Mike Mitchell, und das ist Caleb White.«

»Stimmt, na ja, Mike, ich bin wirklich nicht dazu gekommen –«

Sie schenkten ihm beide ein kaltes Lächeln. »Sie *haben* uns aber die Akten versprochen«, sagte White.

Irgendetwas an ihrer Art passte Will nicht. Beide waren ein paar Jahre jünger als er, und sie schienen die selbstgefällige Erwartung zu teilen, dass er sich widerspruchslos ihrer Autorität beugen würde. Brandon hatte sich zumindest immer kollegial und kumpelhaft gegeben, als seien sie Verbindungsbrüder, die lediglich ein bisschen Zeit miteinander verplauderten. Diese beiden nahmen dagegen die Sache ernst und zogen sie ohne Umschweife durch, wodurch die Dinge ebenso klar wie hässlich wurden. Dies ging Will ganz entschieden auf den Geist, und so sagte er, bevor er die möglichen Konsequenzen durchdacht hatte: »Tja, die Sache ist die: Ich habe darüber nachgedacht, und mir ist nicht hundertprozentig wohl dabei, die Akten herauszugeben. Schließlich weiß ich ja nicht, was Sie damit vorhaben.«

Er beobachtete, wie sie die Neuigkeit aufnahmen. Sie bedachten ihn mit einem doppelten amtlichen Grinsen.

»Wir sehen sie lediglich durch und geben sie Ihnen dann wieder«, sagte Mitchell.

»Mir ist klar, dass das Ihr Plan war. Aber mir erscheint das nicht richtig. Also werde ich Ihnen diese Akten nicht aushändigen.«

Seine Entschiedenheit überraschte ihn. Er wusste selbst nicht genau, wo sie herkam. Wohl aber sah er, dass Mike Mitchell und Caleb White ohne die sie überschattende freundliche Anwesenheit Brandons wie kleine miese Männeken aussahen. Nicht die Sorte Leute, die man gern in seiner Vergangenheit herumschnüffeln lassen möchte.

»Etwas dagegen, wenn wir Ihr Telefon benutzen?«, sagte Mitchell. »Wir müssen Brandon anrufen.«

»Nur zu«, sagte Will.

»Er wird wahrscheinlich herkommen und mit Ihnen reden wollen.«

»Von mir aus.«

»Er wird nicht froh sein. Er hat ein anderes Projekt, das momentan seine ganze Aufmerksamkeit erfordert. Wir sollten das hier für ihn erledigen.«

»Tja, tun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber diese Akten gebe ich Ihnen nicht.«

Will war klar geworden, dass sie nicht viel tun konnten. Es gab keine höhere Instanz, an die sie hätten appellieren können; im ganzen Gebäude wusste keiner außer ihm etwas von den Beziehungen der Firma zur CIA. Will war ihr einziger Mann vor Ort, und wenn er sich weigerte mitzuspielen, konnten sie ihn nur noch feuern, und das hatte Brandon ja bereits vor ein paar Tagen für sie erledigt.

Mitchell wählte, während White sich bemühte, Will hartgesotten und fies anzustarren. Will merkte dem Burschen an, dass er gern wie ein Killer ausgesehen hätte, aber es gelang ihm nicht. Er sah aus wie ein überfütterter Pfadfinder, rotbackig und mopsig in seinem Gefühl, das Richtige zu tun. Will war das egal, er hatte keine Angst vor den beiden, er hatte gerade selbst ein ähnliches Gefühl, ein Gefühl von Gewissheit, und das erlaubte ihm, den gegenwärtigen Augenblick vollkommen zu verstehen.

Will musste an die Hollywood-Filmschaffenden denken, über die er in der Zeitung gelesen hatte, die man vor Untersuchungskomitees zitiert hatte, damit sie ihre Genossen von der Kommunistischen Partei verpfiffen. Ein paar von ihnen hatten sich geweigert, selbst als man ihnen mit Gefängnis gedroht hatte. Will wusste nicht, ob sie wirklich Kommunisten waren, aber er wusste, dass es einige Charakterstärke erforderte, nicht zu reden. Was immer ihre Ideologie sein mochte – ihr Widerstand hatte eine Integrität offenbart, die selten war. Will dachte an all die Menschen, die zu allen Zeiten Leute verraten und ausgeliefert hatten, obwohl sie sehr wohl wussten, dass diese unschuldig waren – all die Menschen, die sich dadurch von Verdacht reinwuschen, dass sie ihn einfach weitergaben. Die Nazis und Stalin hatten die Methode perfektioniert und zu einem vorläufigen Höhepunkt getrieben: Sie ließen unschuldige Bürger so lange verhören und foltern, bis die Angeklagten in ihrem verzweifelten Wunsch, ihre Peiniger

gnädig zu stimmen, zuletzt ihre gleichermaßen unschuldigen Nachbarn denunzierten. Wie viele Sündenböcke waren am Ende zusammengetrieben und liquidiert worden? Und hatte diese albtraumhafte Arithmetik des Bösen jemals aufgehört? In Will kristallisierte sich die Einsicht heraus, dass sich das Vorhaben, an dem er nach dem Willen der »Firma« hätte mitwirken sollen, nicht nennenswert davon unterschied: Es war das grausige Förderband der Geschichte, ein Jahrmarkt der Schlächter, aus dem letztlich kein Unschuldiger entkam – er verlor seine Arbeit und sein Zuhause oder, noch schlimmer, ihm wurde die Kehle durchgeschnitten, und sein Kadaver landete auf dem allgemeinen blutigen Haufen. Wie Will ganz deutlich erkannte, waren die Einzigen, die je ungeschoren davonzukommen schienen, die Schuldigen.

In diesem Moment erklang, wie um hinter seinen Entschluss einen Punkt zu setzen, das laute fröhliche *Ping* des ankommenden Fahrstuhls, und um die Ecke kam, mit ausgestreckten Armen und tränenüberströmten Wangen, Guizot. »Will! Will!«, rief er aus, die kuriosen Blicke der anderen Angestellten nicht beachtend. »Wir sind die Zerstörer der Welt!«, rief er aus. Will musste fast lächeln.

»Sie müssen mich für einen Augenblick entschuldigen«, sagte er und stand auf. Er ließ die zwei Männer stehen, Mitchell wartete weiterhin am Telefon, während White ihm hinterhersah.

Eine halbe Stunde später saß Will noch immer mit seinem untröstlichen Kunden zusammen. Von Schluchzern und wiederholtem Naseputzen unterbrochen, erzählte Guizot ihm seine Saga, der zufolge seine Frau, nach ihrem fürchterlichen Streit über die surrealistische Malerei, ihre Koffer gepackt hatte (»So viele Schuhe, Will, wann hat sie die nur alle gekauft?«) und aus der gemeinsamen Wohnung gestürmt war, ihn geschockt, entsetzt, verärgert und mit restlos gebrochenem Herzen zurücklassend. Nach ein paar Tagen untröstlicher Trauer war er zu ihrem Kunsthändler geeilt und hatte jedes surrealistische Gemälde gekauft, dessen er habhaft werden konnte: de Chiricos und Ernsts, Klees und Mirós, nebst zahllosen anderen,

die der Händler, der die momentane Schwäche seines Opfers spürte, gleichfalls bei ihm losgeworden war. Dann war er zur Hotelsuite gefahren, in der seine Frau jetzt residierte, und hatte sie angebettelt, wieder heimzukommen.

»Ich bin auf die Knie gefallen«, sagte Guizot. »Ich habe sie angefleht. ›Du bist für mich der wichtigste Mensch!‹ Ich habe mich erniedrigt. ›Du bist der beste Teil meiner Seele!‹ Ich habe ihre Fesseln mit Küssen bedeckt wie ein verzweifelter Bittsteller zu Füßen einer Prinzessin und geheult: ›Du bist die erste Frau, die einzige Frau, die ich je so geliebt habe!‹ Und wissen Sie, was sie gemacht hat, Will? Sie hat auf mich herabgesehen – ah, diese Augen, so kalt, dass sie einen Berg in Eis verwandeln könnten! –, und dann hat sie mich verächtlich angegrinst, Will, *verächtlich gegrinst* hat sie! ›Ach, Guizot‹, hat sie gesagt, ›hör dir doch selbst zu. *Wichtigste*, *beste*, *erste*, wie erbärmlich! Du klingst wie eine von deinen billigen kleinen Reklamesendungen!‹ Ich sag Ihnen, ich bin als gebrochener Mann davongekrochen.«

Seitdem, sagte Guizot, hatte er ganz alleine in seiner Wohnung gehockt, umgeben von den erdrückenden Farben, Schatten und albtraumhaften Formen der surrealistischen Dschungel und zerlaufenden Uhren, die auf ihn herabstarrten, während die bitteren Worte seiner Frau in seinem Kopf kreisten und wirbelten und ihn rasch in den Wahnsinn trieben. »Und dann, blitzartig, begriff ich! Ich verstand! Sie hatte recht! Sie hatte absolut recht! Hören Sie sich die Sprache an, mit der wir die Leute traktieren, Will, *hören* Sie, wie unsere Werbung jede Bedeutung aus der Welt rupft, sie *herausreißt*! Wie kann ein heiliges Wort wie ›lieben‹ zwischen einem Mann und einer Frau noch etwas bedeuten, wenn wir sagen: ›Sie werden diese sahnige Butter *lieben*! Sie werden diesen Duft *lieben*! Sie werden diese köstliche Kirschlimonade *lieben*!‹ Was ist die Liebe noch, wenn erst die Werbung mit ihr fertig ist, Will? Was zerstören wir mit unseren absurden und übertriebenen Behauptungen? Wir sind Ungeheuer, die der Welt das Mark aussaugen!«

Damit brach er in einer Tränenflut über dem Tisch zusammen und kündigte unter Schluchzern seine Geschäftsverbindung mit der Agentur fristlos auf. Will traute seinen Ohren nicht. Guizot gelobte, sein Produkt von Stund an nur noch persönlich an Einzelhändler zu verkaufen, von Mann zu Mann, ohne jede Radio-, Zeitschriften- oder Plakatwerbung. »Alles, was ich brauche, ist ein Handschlag, der Handschlag eines Mannes, Auge in Auge, so werde ich fortan verkaufen! Das ist alles!« Er riss sich zusammen, wischte sich die Augen und verabschiedete sich mit einer herzlichen Umarmung. »Mein Freund, Sie sollten ebenfalls aus diesem Gaunergeschäft aussteigen«, sagte er. »Solange Sie noch eine Seele haben.«

»Ja, tja, ich respektiere Ihre Überzeugung, und ich hoffe aufrichtig, dass Sie mit Ihrer Gattin wieder ins Reine kommen«, sagte Will, dem selbst auffiel, wie steif und hölzern seine Worte klangen.

»Ach, Will, Sie sind ein Vampir. Nein, wir sind *beide* Vampire!« Guizot bedachte ihn mit einem bittersüßen Lächeln. »Aber ich habe mir den Pfahl selbst ins Herz getrieben!« Und dann entfernte sich Guizot mit hängendem Kopf den Korridor entlang.

Will sah ihm hinterher und wusste nicht so recht, was eigentlich passiert war, außer vielleicht, dass er jetzt auch noch seinen allerletzten Kunden verloren hatte. Vielleicht würde Guizot ja wieder zur Vernunft kommen. Aber wenn nicht, war’s auch egal. Wills berufliches Dasein in Paris war schlicht und ergreifend vorbei. Viel war da nicht mehr zu machen.

Also zurück in sein Büro – er wusste, dass Brandon mittlerweile da war und wartete. Er wusste nicht, ob Brandon ihm gegenüber den Harten oder den Kumpel herauskehren würde. Ihm war’s gleich. Die Akten gab er nicht heraus.

Als er ins Zimmer trat, war er nicht überrascht, Brandon bei den zwei anderen sitzen zu sehen. Wohl aber war er überrascht, Oliver bei ihnen anzutreffen.

»Oh, hallo«, sagte Oliver und sah von Wills Schreibtisch auf, an dem er es sich gemütlich gemacht hatte. »Was für eine nette Überraschung, ich schau

vorbei, um dich zu unserer Verabredung abzuholen, und finde diese prächtigen Burschen vor. Ihr kennt euch alle schon?«

Will lächelte nervös. »Äh … ja, Oliver, sie sitzen in meinem Büro.«

»Tja, dann natürlich!« Oliver lachte. »Wie ich höre, stammt Caleb aus Cleveland. Ihr beiden müsstet euch ja eine Menge zu erzählen haben. Ohio hat das Öl und die Reifen, und ihr habt die Automobile, also liegt eine hübsche Symbiose vor, stimmt's? Aber andererseits gibt's diese Football-Rivalität und den Krieg, den ihr gegeneinander geführt habt, damals in den 1830er Jahren. Den Toledo-Krieg, nicht? Ja, tja, ich könnte prima den ganzen Tag verplaudern, aber, Jungs« – er klatschte ein Mal in die Hände und stand auf –, »ich muss Will für ein Weilchen entführen. Ihre Angelegenheit kann doch warten, oder?«

»Hören Sie, ich habe keine Zeit für Faxen –«, setzte Brandon an, aber Oliver unterbrach ihn mit einer erhobenen Hand.

»Ich faxe nicht, ein Nein lass ich nicht gelten. Als Gegenleistung spendiere ich bei Gelegenheit eine Runde. Ich *brauche* ihn, Sie verstehen.«

Während Brandon bloß böse guckte, nahm Oliver Wills Hut von der Garderobe, stülpte ihn Will über und lotste den Freund flink aus dem Zimmer. Will spielte mit, von Brandons Schweigen leicht verwirrt. Nach dem, was er bislang so mitbekommen hatte, tanzte jeder nach Brandons Pfeife, nicht umgekehrt.

Als sie zwei Minuten später in einem Taxi saßen, rätselte Will noch immer, wie sie eigentlich davongekommen waren. Vielleicht hatte Olivers plötzliches Erscheinen Brandon überrumpelt, oder vielleicht hatte Brandon gewusst, dass er nicht die Befugnis hatte, sie aufzuhalten, oder vielleicht nahm sich der Mann wirklich vor Oliver in Acht; schließlich mochte Oliver wie ein harmloser Dandy wirken, aber er schien wirklich eine Menge einflussreiche Leute zu kennen.

»Schön, das ist ja noch mal gutgegangen.« Oliver zupfte seine Manschettenknöpfe zurecht. »Bin froh, dass ich dich gefunden habe, weil, verstehst du, die Jazzjungs haben mich angerufen. Sie haben endlich

ausbaldowert, wo Ned steckt, und sie meinen, ihr ging's nicht so prächtig. Ich hab versprochen, ich würde anrufen, sobald wir auf dem Weg sind. Hast du zufällig Jetons dabei?«

»Nein«, sagte Will.

»Du wohnst doch hier gleich um die Ecke, nicht? Der Fahrer soll warten, während wir kurz raufflitzen und den Anruf erledigen.«

Als er sich erinnerte, dass Zoja wahrscheinlich noch immer in seiner Wohnung war, versuchte Will, die peinliche Begegnung zu umgehen. »Ach, ich wette, wir können leicht einen *tabac* finden und da ein paar Jetons kaufen.«

Oliver kicherte. »Sei nicht albern, wir sind nur einen Häuserblock von deinem Haus entfernt.« Er beugte sich nach vorn und sagte zum Fahrer: *»Prenez la gauche et laissez-nous à côté du trottoir.«*

# IV

Noëlle saß verdattert im Schneidersitz auf dem Hotelbett und sah Elga dabei zu, wie sie ihre überdimensionale Leinwand-Reisetasche durchwühlte. Die Alte hatte über eine Stunde lang, Satzfetzen vor sich hin brabbelnd, im Zimmer herumgewirtschaftet und dabei das Mädchen kaum zur Kenntnis genommen. Jetzt wuchtete sie aus den Tiefen der Tasche einen großen, in ein altes Laken eingeschlagenen Gegenstand heraus. Es war eine kostbar aussehende Uhr, die sie auf den Tisch stellte, um dann weiter in der Reisetasche zu kramen, aus der sie schließlich einen Revolver hervorholte.

»Sieh dich aufmerksam um und wäge alle Dinge ab, wäge sie richtig, so wie ein Schlachter Fleisch wiegt«, sagte die Alte zu Noëlle, indem sie eine Augenbraue wölbte und den Revolver in der Luft schwenkte. »Vor allem dämliche Spielsachen wie die hier. Die Leute meinen, Schusswaffen wären wichtig – ah, so viel Angst und Lust wegen diesem Stahldings, richtig? Aber wie in vielen anderen Dingen irren sie sich auch hier gewaltig, Schusswaffen sind nicht wichtig; sie sind dumm. Aber« – sie hielt den Finger bedeutungsvoll in die Höhe, bückte sich dann abrupt wieder über ihre Reisetasche, wühlte und kramte, bis sie eine Schachtel fand –, »Kugeln ja, Kugeln sind wichtig.«

»Wozu hast du eine Pistole? Was schießt du denn?«, fragte Noëlle.

»Oh, ich hab schon alles Mögliche geschossen. Hauptsächlich Esssachen, Tiere, ein paar Störenfriede«, sagte Elga. »Neulich, da musste ich so ein blödes Schwein abschießen, damit es seine große Schweineklappe hielt. Aber ich war vorsichtig, ich hab nur eine Kugel gebraucht, siehst du?« Sie öffnete die Ladeklappe der Waffe und zog die Trommelachse nach vorn, und die Trommel klappte seitlich heraus. Noëlle konnte sehen, dass sie mit Patronen gefüllt war, nur eine Kammer enthielt lediglich eine leere Hülse. Elga holte diese heraus und ersetzte sie durch eine frische Patrone. »Zuerst bin ich in den Laden des Mannes spaziert und hab ihm die Kanone an den

Kopf gehalten und hab abgedrückt. Dann, um sicher zu sein, dass der Idiot wirklich nicht schwatzt, hab ich ihm die Zunge rausgeschnitten.«

»Iiih, was hast du dann damit gemacht?«

»Hmmm, tja, äh … Zungen sind zart«, sagte Elga. »Machen sich prima in einem schönen Gulasch.« Sie meckerte in sich hinein, legte den Revolver auf den Nachttisch und fing dann wieder an, in der Tasche zu wühlen.

Eigentlich hätte Noëlle, wie ihr selbst klar war, verängstigt oder schockiert sein sollen, aber stattdessen war sie wie taub für sämtliche Überraschungen, die ihr neues Leben zu bieten hatte. Sie nahm alles einfach zur Kenntnis. Noch immer erschöpft von ihrer Taufe in der Hotelbadewanne, hatte sie den letzten Tag weitgehend verschlafen. Jedes Mal, wenn sie aufgewacht war, hatte die alte Frau an ihrer Seite gesessen, ihr das Haar gestreichelt und unaufhörlich seltsame Lektionen vor sich hin gebrabbelt. »Jetzt hör zu, wo andere Leute Bäume sehen, sollst du Feuer sehen, und wenn sie zu den Berggipfeln aufschauen, beobachte ihre Füße.« Und dann: »Männer sind wie Seen, breit, groß und leicht zu befahren; Frauen sind Flüsse, klein, schmal, mit tiefen, sich schlängelnden Strömungen.« Und dann: »Lesen ist wichtig, aber dann alles. Als wir Wörter lesen lernten, verlernten wir, wie sich Dreck liest.« Irgendwann in der Nacht war Noëlle kurz aufgewacht und hatte sie immer noch reden hören: »Vergiss nicht, die Erde ist zornig, sie starrt vor Waffen. Also trödel nicht, ergreif sie, reiß sie aus dem Boden und ramm sie deinem Feind in die Kehle!« Noëlle war wieder eingeschlafen und hatte geträumt, eine Ballerina zu sein und wieder an der Stange zu stehen und ihre *demi-* und *grand-pliés* zu üben, bis ihre mit Blasen bedeckten Füße blutüberströmt waren. Als sie aufwachte, war es noch dunkel, und die alte Frau hatte aus dem Fenster geschaut und in den Nachthimmel gemurmelt: »Die glauben, wenn sie auf den Mond fliegen, werden sie irgendeine große Wahrheit entdecken. Idioten. Sie fliegen den weiten Weg, und wozu? Für ein paar Handvoll Staub. Wenn ihr die Geheimnisse des Monds wissen wollt, fragt einen Fisch.«

Noëlle bemerkte, dass der Ratz durch einen schmalen Ritz in der Sockelleiste kam und ging und Stunden am Stück verschwunden blieb. Jedes Mal, wenn Max zurückkehrte, gab ihm Elga ein paar Brotkrumen zu fressen. Die letzte Lektion, die sie an diesem Tag aufgesagt hatte, lautete: »Jedes Mal, wenn du deine Kraft einsetzt, wirst du merken, dass es wehtut. Als ob ein riesiger Boxer mit großen Fäusten auf dich eindreschen würde. Aber der Schmerz ist gut, er fühlt sich an wie« – die Alte hielt inne, um nach dem richtigen Wort zu suchen –, »ich weiß auch nicht.«

Ihren ersten Zauber lernte Noëlle am folgenden Abend. Es geschah, nachdem der Zimmerkellner gekommen war und Elga ein Dutzend Weinbergschnecken mit einer Flasche Riesling hinuntergespült hatte. Nach einem langen Rülpser ging die Alte zum Kamin und stellte das leere Weinglas auf den Sims. »Da, siehst du das?«

Das Mädchen nickte.

»Lass es verschwinden.«

Noëlle sah sie verdutzt an. »Wie?«

Die Alte holte aus der Tasche ihres Kleides eine Phiole voll rosafarbenem Sand. »Du klatschtst etwas davon in die Hände, und während du das tust, sagst du ihm, es soll sich verziehen.«

»Das Glas kann mich hören?«

»Woher zum Teufel soll ich wissen, was ein Glas hört?«, sagte Elga verächtlich. »Ich bin kein Glas, Dummkopf. Probier's einfach.«

Das Mädchen hielt die offene Hand hin, und Elga ließ den Sand hineinrieseln. Dann starrte Noëlle das Glas kurz an und versuchte, sich darauf zu konzentrieren. Es erschien bizarr und unmöglich, aber die alte Frau ließ nicht locker. Noëlle bedachte das Glas mit dem bösesten Blick, den sie zustande brachte, klatschte, den Sand zerstäubend, in die Hände und schrie: *»Verschwinde!«*

Und weg war's. Der Kaminsims war leer. Noëlle hatte keine Zeit, sich zu wundern, bevor die Übelkeit in ihr aufwallte und sie sich auf den Teppich übergab. Elga setzte sich neben sie und tätschelte ihr das Bein. »Gut, gut.

Mach dir darum keine Sorgen«, sagte sie und deutete mit einer Kopfbewegung auf das Erbrochene. »Das Zimmermädchen macht das schon weg.« Dann nahm Elga die Flasche Riesling und ging damit zurück zum Kamin. Sobald sie den Wein ausgoss, erschien das Glas wieder.

Noëlle guckte verwirrt. »Dann war's also nur ein Trick?«

»Hat es sich für dich wie ein Trick angefühlt?«, sagte Elga, während sie zum Sofa zurückkam.

»Nein«, sagte Noëlle und rieb sich den verkrampften Magen.

»Dann war's auch kein Trick.« Elga ging zum Schrank. »Tricks sind was für Zigeuner. Weißt du, was einer der Lieblingstricks dieser Scharlatane ist? Wenn die einen Kranken treffen, sagen sie zu dem: ›Ich kann die Krankheit heraussaugen.‹ Dann stecken sie sich heimlich einen Wurm unter die Zunge. Dann saugen sie irgendwo am Fleisch des Kranken, ob Schulter oder Arm, ist egal, und dann ziehen sie sich den Wurm aus dem Mund und zeigen ihn dem Kranken und sagen dem, das wäre die Krankheit. Der Scharlatan kriegt sein Geld, und der Kranke stirbt.«

Sie zog den Rest ihres gemeinsamen Gepäcks aus dem Schrank. Elgas Reisetaschen waren uralt, die aus Leinwand verblichen und geflickt. Die andere, lederne, war mit Schlammspritzern und Wachsschlieren übersät. Beide waren über und über abgestoßen und zerschrammt, als seien sie einmal quer über den ganzen Kontinent gekickt worden. Neben ihnen schimmerte Noëlles unbefleckter Koffer so weiß wie ein Ei.

»Ich bin furchtbar müde. Ich verstehe nichts von dem, was du sagst«, sagte Noëlle, schleppte sich aufs Bett und kringelte sich um ein Kissen.

»Ich sag dir, trau den Zigeunern nicht, trau keinem. Das ist alles, was ich sage. Bah, ist egal, schlaf, wenn du willst«, sagte die Alte. »Aber Max wird bald hier sein, und dann müssen wir los.«

»Wohin denn?«, fragte Noëlle und setzte sich auf. »Reisen wir ab?«

»Nein«, sagte Elga. »Aber wir packen unseren Kram zusammen für den Fall, dass wir schnell verschwinden müssen. Vergiss das nicht. Wir lassen Taschen und Koffer hier und reisen mit leichtem Gepäck.«

»Wohin fahren wir?«

Elga warf dem Mädchen, seiner Fragerei sichtlich müde, einen ungeduldigen Blick zu. »Als Erstes müssen wir dir ein verdammtes Huhn besorgen«, sagte Elga und räumte die Kommode aus.

»Gibt's Hühnchen zu essen?«

Elga hielt inne und warf ihr einen entnervten Blick zu. »Was bist du, eine Komikerin? Nein, wir werden das Huhn nicht essen.«

Noëlle zeigte auf den Revolver auf dem Nachttisch. »Werden wir es töten?«

»Ja, na ja, 'n bisschen was töten werden wir.« Elga sah einen Augenblick lang die Pistole an, überlegte. »Aber ich glaub nicht, dass ich dieses dämliche Schießeisen brauche.«

# V

Sie lag lange in Wills Bett und erwog, gleich den ganzen Tag da liegen zu bleiben, weil sie sich nicht in der Verfassung fühlte, aufzustehen und wieder zu funktionieren. Ihre Muskeln und Knochen waren müde und angeschlagen von ihren lustvollen Anstrengungen, und sie war sich nicht sicher, ob sie genügend Kraft für all die Zauber hatte. Außerdem war sie versucht zu sehen, ob sie es auch ohne Tricks schaffte, vielleicht würde diesmal ja das schlichte Band der Zuneigung genügen? Der Gedanke war nicht neu, sie war schon früher versucht gewesen und hatte es von Zeit zu Zeit sogar probiert, bevor die Zweifel wieder einsetzten und sie in die alte Gewohnheit verfiel und den Zichorienkaffee ihrer Liebhaber mit Muskatnuss-Halluzinationen würzte und Zaubersprüche zwischen die Seiten ihrer Bibeln spuckte.

Aber irgendetwas an dem, was sie und Will miteinander erlebt hatten, und die Art ihres Zusammenseins ließ sie sich fragen, ob es diesmal nicht anders war. Es hatte ihr gefallen, wie seine Hände sie festgehalten, ihren Körper die ganze Nacht lang gedrückt und geschüttelt hatten. Ein so starkes, forderndes Verlangen hatte etwas Bestätigendes. Sie hatte den Rhythmus gemocht, den sie gefunden hatten, gleichmäßig und kraftvoll, ohne sich je mechanisch anzufühlen. Gefallen hatte ihr auch, wie seine Augen, während sie sich liebten, über ihren Körper gewandert waren, ohne zu starren oder zu aufmerksam zu verweilen – was manche Männer aus dem puren Erstaunen heraus, mit ihr zusammen zu sein, durchaus getan hatten. Andererseits liebte er sie auch nicht mit geschlossenen Augen – was sie schon immer als beleidigend empfunden hatte –, sondern es war wirklich so gewesen, als seien sie zwei wilde Tiere, die frei durch eine dichte, schattenfleckige Wildnis rannten und sich dabei immer wieder Blicke zuwarfen, um jedes Mal beruhigt festzustellen, dass sie immer noch so nah beieinander waren.

Und bei alldem spürte sie den Keim eines Bandes zwischen ihnen, das ihre vielen Zaubertricks, wie sie wusste, nur beflecken und lockern würden. Aber die Rhythmen der Geschichte riefen ihr zu, während sie da auf dem Bett lag, und zerrten an ihr, so wie die Vergangenheit vermutlich an Opiumsüchtigen und Alkoholikern zerrt. Egal, was die Wissenschaftler sagen – wir bestehen mehr aus Gewohnheit als aus Blut oder Fleisch, dachte sie bei sich, als sie vom Bett aufstand und wieder den eingeübten uralten Mustern folgte.

Sie begann damit, den Grundriss der Wohnung abzuschreiten und dabei sorgfältig ihre geomantischen Berechnungen anzustellen. Dann sang sie in die Ecken der Wohnung Knoten von einfachen Zaubersprüchen. Sie summte und kaute an einzelnen Haaren, die sie aus seinem Kamm gezupft hatte, und dann riss sie einen Teebeutel auf und streute die trockenen Blätter auf ein paar alte Familienfotos, die sie in einer Schreibtischschublade gefunden hatte. Nachdem sie sie eine Zeitlang dort gelassen hatte, damit sie das Bild in sich aufsogen, sammelte sie die Teeblätter zusammen, brühte sie mit Senfsaat auf und trank dann den Absud. Anschließend öffnete sie das Küchenfenster, stellte sich an die Spüle und verbrannte drei Fünftausend-Franc-Scheine. Die Asche bestreute sie mit reichlich schwarzem Pfeffer, und dann sang sie die alten Rückwärtsgesänge und spülte schließlich alles in den Ausguss. Hingekauert urinierte sie auf die Türschwelle seines Schlafzimmers und streute anschließend Weizenmehl darauf. Dadurch entstand eine ockerfarbene Paste, die sie in die Fußbodendielen einrieb, während sie wieder etwas sang. Sie schrieb ein paar kleine, krumme Segenssprüche auf – den ersten flocht sie um die Zinken einer Gabel und versteckte diese ganz hinten in Wills Sockenschublade, und den anderen schob sie unter das Schweißband eines grauen Fedoras, der neben der Tür hing. Sie stach sich mit einer Nadel in den Finger und presste einen Tropfen Blut heraus, den sie über den Badezimmerspiegel an die Wand tupfte. Sie setzte sich an den Schreibtisch und zeichnete ein ungefähres Porträt von Will, umgeben von

grob ovalen Figuren, faltete dann das Blatt zusammen und steckte es hinter die Rückseite eines Bilderrahmens. Sie arrangierte ein komplettes Ensemble von seinen Kleidungsstücken auf dem Bett, legte sich dann nackt darauf und verschaffte sich einen weiteren sexuellen Höhepunkt. Dann faltete sie die Kleidungsstücke wieder zusammen und legte sie ordentlich in seine Kommode zurück. Danach machte sie, erschöpft von ihren Praktiken, ein Nickerchen und stand eine Stunde später wieder auf, um zu duschen und sich anzuziehen.

Sie kämmte sich gerade, als sie den Schlüssel im Schloss hörte. Sie wusste nicht, ob Will froh oder ärgerlich sein würde, sie noch immer in seiner Wohnung vorzufinden, aber sie wusste, dass sein Gesichtsaudruck, wenn er sie dort antraf, ihre knospende Beziehung zu einem guten Teil definieren würde. Es war der Moment der ersten Heimkehr, ein kritischer Test für jedes Paar. Sie bemühte sich, einen möglichst schlichten Gesichtsausdruck aufzusetzen, nichts zu Gefühlstiefes, keine Bedürfnisse oder Erwartungen in ihrem Blick, nur die schlichte freundliche Miene, die man gern sehen möchte, wenn man hereinkommt, ein Lächeln, das lediglich sagt: »Ich bin dein.«

Was sie dann sah, war Oliver.

»Oh, hallo«, sagte der lange Mensch, nachdem er kurz gestutzt und geschluckt hatte. Will trat hinter ihm ein und zog den Schlüssel aus der Tür.

»Hallo, Oliver. Hallo, Will«, sagte sie mit einem kleinen, aber freundlichen Lächeln.

Sichtlich verlegen, war Will puterrot geworden. Sie begriff, dass Oliver sich selbst eingeladen hatte und dass es Will unangenehm war. Doch dann tat Will etwas, was sie überraschte. Er trat mit zwei, drei befangenen Schritten zu ihr, umarmte sie herzlich und küsste sie auf die Stirn. Es war nur ein Augenblick, aber wie jede Umarmung erzählte auch diese eine Geschichte, und zwar eine äußerst überraschende. Sie lautete, dass er froh war, sie dazuhaben, dass er sie vermisst hatte, dass er aufrichtig und sogar ernsthaft verliebt war. Sie hatte nicht erwartet, dass er so stark sein würde

oder auch nur so offen. Vielleicht war er ja doch kein verlorenes Kaninchen.

Dann trat er einen Schritt zurück und errötete wieder, jetzt grinsend. Sie beobachtete, wie Oliver das alles zur Kenntnis nahm und ein verwirrtes Lächeln über seine Lippen huschte, als er den Kopf leicht zur Seite neigte. Er begriff. Es war entschieden. Sie hatten keine bourgeoise Ménage-à-trois, wie sie moderne Cineasten vielleicht erwartet hätten. Es war viel unkomplizierter: Sie war mit Oliver zusammen gewesen, und jetzt war sie mit Will zusammen. Die kleinsten wortlosen Gesten, Wills Berührung, ihre Umarmung, machten es den drei Menschen in diesem Zimmer binnen Sekunden klar.

»Na dann«, sagte Oliver und warf mit gehobener Braue einen Blick in die Runde, »wo hält sich dein Telefon versteckt? Ach ja, jetzt erinnere ich mich. Entschuldigt mich für einen Augenblick.« Er ging mit langen Schritten zum Tischtelefon und wählte. »Hallo? Spreche ich mit dem Arc? Ich würde gern den Schwarzen im blauen Anzug sprechen, der in Ihrem Foyer sitzt. Ja, holen Sie ihn bitte ans Telefon … Hallo, Red, Oliver hier. Ich hab Will abgeholt. Wir kommen jetzt zum Hotel.« Red sagte etwas am anderen Ende der Leitung, und dann fuhr Oliver fort: »Ich verstehe. Danke. Wie geht’s ihr? Nicht besser? … Oje. Tja, schau vielleicht, ob du etwas Zusammenhängendes aus ihr rausbekommst. Sehr neugierig, was sie zu sagen hat. Na schön, wir sind dann in zehn bis fünfzehn Minuten da. Danke.« Dann legte er auf. »Wir sollten bald los, aber zuerst muss ich mich kurz verdrücken«, sagte er und ließ Will und Zoja allein.

Will schüttelte verlegen den Kopf. »Es tut mir furchtbar leid, er brauchte ein Telefon, ich dachte, du würdest vielleicht schon gegangen sein.«

Sie küsste ihn auf die Wange. »Ist schon gut, ihm ist das egal. Oliver ist einer von diesen modernen Männern, weißt du, er ist daran gewöhnt, Frauen wie Pralinen auf einem Tee-Empfang herumzureichen.«

Er zog sie an sich. »Ich bin nicht so.«

»Nein?« Sie lächelte und küsste ihn noch einmal.

Die Toilettenspülung ging, und Oliver kam mit langen Schritten ins Zimmer zurück. »Will«, sagte er, »bevor wir gehen, würde ich dir raten, deinen Lokus zu benutzen, die haben zwar einen, da, wo wir hinfahren, aber davon kriegst du vom bloßen Hingucken die Krätze.«

»Nein danke, ich muss nicht«, sagte Will. Zoja hatte den Verdacht, dass Oliver versuchte, einen Moment mit ihr allein herauszuschinden, worauf sie liebend gern verzichtete. Sie hatte schon früher in derlei Situationen gesteckt, und sie waren immer leicht zu handhaben gewesen. Der Eifersucht ließen sich mit einfachen Tricks Giftzahn und Klaue ziehen, aber sie hatte ohnehin den Verdacht, dass Oliver sich lediglich die Pro-forma-Versicherung wünschte, dass ihr Verhältnis, auch wenn sie jetzt zum nächsten überging, keine *ganz* oberflächliche Angelegenheit gewesen war. Nach ihrer Erfahrung konnten es selbst die blasiertesten Liebhaber nicht ausstehen, wenn eine Affäre völlig sang- und klanglos endete. Jeder hatte das Bedürfnis, alles mit einer Bedeutung zu unterlegen.

»Okay, dann machen wir den Abgang. Das Taxi müsste noch vor dem Haus warten. Ich gehe zur Sicherheit schon mal vor. Zoja, was für eine Überraschung, dich zu sehen! Verblüffend und wunderbar.« Oliver küsste sie auf die Wange und ging, sichtlich in Eile.

Zoja packte Will bei den Revers seines Jacketts und küsste ihn fest. »Warum kommst du heute Abend nicht zu mir, wann immer du fertig bist?«

»Ich weiß nicht, wie lange wir brauchen werden, das letzte Mal, als ich mit Oliver losgezogen bin, war ich den ganzen Tag unterwegs.«

»Später ist wahrscheinlich besser, stimmt’s?« Sie lächelte. »Komm, wann du willst, nach dem Abendessen, und ich sorge für das Dessert.«

»Okay, nach dem Abendessen.« Er grinste und küsste sie.

Sie schrieb ihm die Adresse auf und steckte sie ihm in die Tasche. Sie fühlte sich mies dabei, ihm diesen Streich zu spielen, sie spürte, dass es eigentlich unnötig war. Aber wieder zwangen sie uralte Gewohnheiten zu einer tausendfach erprobten Routine, denn wann immer die Umstände es

erlaubten, richtete sie es so ein, dass ein neuer Liebhaber eine Nacht in ihrem Bett verbrachte. Wenn er sah, in welch dürftigen Verhältnissen sie hauste – grundsätzlich in schäbigen Unterkünften in den schmuddeligsten Gegenden –, dann erwachte sein männlicher Beschützerinstinkt, und er zog sie enger an sein Leben heran. Wie sie sich erinnerte, war der arme Léon noch keine Stunde in ihrer damaligen verwahrlosten Bruchbude gewesen, als er erklärt hatte, er würde ihr eine Wohnung im 5. Arrondissement mieten.

Sie fühlte sich ein bisschen schuldig, als sie sah, wie Will den Zettel mit ihrer Adresse zusammenfaltete und in seine Brieftasche steckte. Sie war noch immer versucht, ihn zu stoppen, die Zauber zurückzuhalten und den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen – und wenn auch nur, um zu sehen, wie sie sich entwickeln würden –, aber sie biss sich auf die Zunge und blieb stumm, als er seinen grauen Hut vom Haken nahm, sie auf die Wange küsste und die Wohnung verließ.

Als sie allein war, atmete sie auf. Das Werk war getan. Es gab keinen Platz für romantische Gefühlsduselei, es ging nur ums Überleben. Aber das Gefühl, irgendeinen Fehler übersehen zu haben, nagte an ihr, denn was sie für ihr Kaninchen empfand, war real und substanziell; beim Gedanken an ihn zuckten kleine Blitzfunken in ihrem Blut herum. Das war nicht gut. Sie sog die Luft prüfend durch die Nase ein und witterte lediglich Probleme.

# VI

Kaum fuhr das Taxi, dachte Oliver auch schon an andere Dinge. »Was weißt du über Demenz?«

»Nicht viel.« Will zuckte die Achseln, erleichtert darüber, nicht über Zoja reden zu müssen.

»Wie du dich bestimmt erinnerst, hatte ich Neds Freunde, die Jazzjungs, gebeten, nach ihr Ausschau zu halten. Tja, sie haben sie gefunden, oder besser gesagt die Hotelbesitzerin, und die hat sie dann angerufen. Offenbar lag Ned heute früh in der Gemeinschaftswanne am Ende des Flurs und redete wirres Zeug. Sie sagen, sie wär total meschugge. Ned, meine ich, nicht die Hotelbesitzerin. Überhaupt ist die ganze Sache ziemlich verrückt. Erst Boris und jetzt das, da braucht man ja wirklich nicht paranoid zu sein, um …«

Während sie den Fluss überquerten und weiter in Richtung Quartier Latin fuhren, versuchte Will, sich an alles zu erinnern, was im Laufe der letzten Woche passiert war. Wenn das wirklich die letzten Tage waren, die er in Frankreich verbrachte, war das wahrhaft ein Abgang mit Pauken und Trompeten. Paris hatte ihm schon immer mehr geboten, als er sich erhoffen konnte: Ob beschauliche Nachmittage im Parc Monceau, Abende mit Flaschen von gekühltem Beaujolais und heißem Bœuf bourguignon oder Nächte mit zierlichen Brünetten, die in seiner Wohnung die Baumwollhöschen fallen ließen – die Stadt war sehr freigebig gewesen. Jetzt allerdings erlebte er verstörende neue Dimensionen des Lebens, die bei weitem alles überstiegen, was er sich jemals vorgestellt hatte.

Er hatte irgendwo gelesen, dass Kriegsberichterstatter süchtig nach dem Chaos und der Hektik des Kampfgeschehens wurden, und wenn der Frieden kam, sie inmitten der ungewohnten Ruhe und Ereignislosigkeit der Großstadt den Verstand verloren und, nachdem sie ein paar Monate lang über öde Parlamentsdebatten und staubtrockene Agrargesetzesvorlagen

berichtet hatten, aus dem Fenster sprangen. Will fragte sich, ob ihn nach seiner Rückkehr in die Staaten das Leben in den ruhigen Vororten von Detroit ebenfalls in den Wahnsinn treiben würde. War man schließlich schon einmal von einer rasenden russischen Sexbombe zu einer liebestollen lesbischen Doppelagentin durch die Straßen von Paris gehetzt, konnten Gartengrillpartys leicht ihren Reiz verlieren.

Einen Häuserblock vom Fluss entfernt hielten sie vor dem Hotel, einem heruntergekommen aussehenden dreistöckigen Gebäude. Es gab keinerlei Schild. »Das ist das Hôtel Arc?«

»So leid's mir tut«, sagte Oliver und bezahlte den Taxifahrer.

Red erwartete sie in dem kleinen Foyer. Der Musiker setzte sie ins Bild, während er sie die Treppe hinaufführte. »Sie faselt nonstop wie ein kaputtes Radio. Ich dachte, eine der Witzfiguren, die hier wohnen, hätte ihr vielleicht was angedreht, aber die Madame meint, Ned wär erst gestern hier angekommen und hätte mit keinem ihrer Zimmernachbarn ein Wort gewechselt.« Red öffnete die Tür des kleinen Hotelzimmers. »Schau sie dir an.«

Die kleinwüchsige Frau lag, in Embryonalstellung zusammengerollt, mit weit aufgerissenen Augen auf dem Bett. Flats saß neben ihr und hielt ihre Hand. Das einzige Geräusch im Zimmer war ihr heiseres Dauergeplapper, aus dem kaum einzelne Wörter herauszuhören waren. Flats stand auf, und Oliver setzte sich zögerlich auf die Bettkante, beugte sich dann hinunter und hielt das Ohr dicht an ihren Mund.

Während der folgenden Viertelstunde sprach keiner der Männer ein Wort. Sah man von Neds Geräuschen ab, war es im Zimmer so still wie auf einer Quäkerversammlung. Endlich setzte sich Oliver kopfschüttelnd wieder auf. »Ich weiß nicht, warum, aber ich hatte gedacht, sie würde etwas mehr beieinander sein.«

»Vorher hat sie besser geredet, klarer jedenfalls, aber einen Sinn hat's auch da nicht ergeben«, sagte Flats. »Jetzt geht's schlechter, weil sie müde ist. Das ist, wie wenn sie behext wär.«

»Wir brauchen nicht abergläubisch zu werden«, sagte Oliver und stand auf. »Es gibt fast immer eine logische Erklärung.« Er fing an, im Zimmer herumzustöbern, zog die Schubladen der Kommode auf und wühlte in Kleidertaschen. In ihrer kleinen schwarzen Handtasche fand er ein paar Visitenkarten. Er steckte sich eine in die Westentasche. »Habt ihr einen Arzt gerufen?«

»Wir haben auf dich gewartet.«

»Warum das?«, fragte Oliver.

»Na ja, wir dachten, wenn der Arzt gekommen wär und sie mitgenommen hätte, bestand die reelle Möglichkeit, dass du uns nicht zahlst, was du versprochen hattest.«

Oliver grinste, holte seine Brieftasche heraus und fing an, Geldscheine abzuzählen. »Mei o mei, Red. Tut mir leid, dass du an meinem Wort gezweifelt hast, ich dachte, wir wären, Freunde. Zehntausend Franc, richtig?«

»Ja«, sagte Red und strich das Geld ein. »Und du bist mein Freund, Oliver, das ist eine Tatsache und wahr. Hundert Prozent. Aber das ist nicht das Einzige, was du bist. Und ich hab als Kind gelernt, keinem Weißen und keinem Reichen zu trauen, und das sind zwei weitere Dinge, die du bist.«

»Ach, du überschätzt mich.« Oliver lächelte. »Aber im Sinne einer allgemein-anthropologischen Maxime liegst du wohl nicht ganz schief.« Er warf einen Blick auf die liegende Frau. »Ist wahrscheinlich sowieso egal. An *dem* Fall dürfte sich jeder Arzt die Zähne ausbeißen. Vielleicht würde ein Schuss Adrenalin was nützen, ich weiß nicht. Jemand ’ne Ahnung, wo wir welches auftreiben könnten?«

Die Schwarzen schüttelten die Köpfe. Oliver holte seinen Füller heraus und schrieb eine Nummer auf. »Okay, schön, dann versuchen wir’s damit. Da unsere Konten jetzt ausgeglichen sind, bitte die Chefin, noch einmal telefonieren zu dürfen, und fordere über diese Nummer einen Rettungswagen an. Verlang nach Jerry, er kann sie zum Amerikanischen Krankenhaus in Neuilly fahren.«

Oliver gab der zusammengerollten Ned einen leichten Klaps, setzte dann seinen Hut auf und ging ohne ein Wort des Abschieds aus dem Zimmer. Will blieb einen Moment lang verdattert stehen, bevor er gleichfalls seinen Hut aufsetzte, den Männern die Hand gab und Oliver folgte. Während er die Treppe hinuntertrabte, kam er sich plötzlich wie ein junger ernsthafter Dr. Watson vor, der einem zerstreuten Sherlock Holmes hinterherhechelt. Als Junge hatte Will diese Detektivgeschichten geliebt. Einen entscheidenden Unterschied gab es allerdings: Holmes' Fälle kreisten stets um ein einziges Rätsel, das er mit Logik, Eleganz und guter Laune löste, während Oliver nie irgendetwas löste, jedes Rätsel lediglich in weitere, abgrundtiefere mündete und sie darin tollpatschig herumstocherten, bis ihnen alles, wie ein von einem Kleiderschrank herunterpurzelnder Haufen Hutschachteln, auf den Kopf zu prasseln schien. Es war frustrierend.

Als er auf die Straße trat, sah er, dass Oliver sich schon mit langen Schritten, an den Straßencafés und Bars vorbei, entfernte. Will lief ihm nach.

»Warum so eilig?«, fragte Will.

»Ich habe eine Verabredung.«

»Eine Verabredung?«

»Also, eigentlich ein Rendezvous.«

»Wirklich?« Will war verwirrt, sie hatten doch noch so viel auseinanderzuklamüsern. »Ein Rendezvous? Aber –«

Oliver drehte sich abrupt um. »Aber *was*? Dachtest du vielleicht, ich würde mich mit gebrochenem Herzen nach deiner tollen Zoja verzehren? Wirklich? Versteh mich nicht falsch, sie ist ein guter Fang, hübsch und in exotisch-einschlägigen Künsten versiert, wie du mittlerweile selbst festgestellt haben dürftest. Aber, nein, ich hatte nicht vor, Trübsal zu blasen wie irgend so ein trauriger Leporello zu deinem Don Giovanni. Glaub mir, ich habe unendlich viel bessere Möglichkeiten, meine Zeit herumzubringen.«

»Nein, das habe ich ganz und gar nicht gemeint«, sagte Will, leicht

pikiert. »Ich dachte bloß, wir sollten uns vielleicht irgendwo hinsetzen und über Ned reden. Und über Boris. Und über diese Akte, die sich die russische Botschaft geschnappt hat. Und über mein Messer. Es gibt eine ganze Heerschar von Problemen, die wir irgendwie lösen müssen, Oliver. Ganz besonders, da Brandon und seine Jungs nicht von selbst verschwinden werden.«

»Ach so, ja«, sagte Oliver schon deutlich milder. »Ich bitte um Entschuldigung. Keine Sorge, um das alles werden wir uns morgen kümmern, als Allererstes. Jetzt kann ich nicht, ich muss mich meinem anderen Verantwortungsbereich widmen, meiner schon lange dahinsiechenden kleinen Zeitschrift.«

»Hast du nicht gerade gesagt, du gehst zu einem Rendezvous?«

»Zu keinem sonderlich romantischen. Die Frau hat die dicksten Fesseln und die pferdeähnlichsten Gesichtszüge, die ich je gesehen habe, aber sie kennt ein paar Autoren, die ich treffen muss. Ich würde es verschieben, wenn ich könnte, aber ich kann nicht. Komm morgen früh zu mir. Ich habe ein paar Ideen zu unserem Fall, die dich, glaube ich, interessieren werden.«

Will schüttelte den Kopf. »Ich kann morgen nicht vorbeikommen, ich hab schon zu oft in der Firma blaugemacht.«

»Na ja, dann werden wir an einem der nächsten Tage Zeit finden, und ich schnüffel so lange ein bisschen auf eigene Faust herum. Ich würde dir anbieten, dass wir uns ein Taxi teilen, aber ich glaube, wir müssen in entgegengesetzte Richtungen.«

Dann verabschiedete sich Oliver mit einem kleinen Lächeln, sprang in ein Taxi und war weg, während Will wieder einmal in seinem Kielwasser tanzte. Dieses Muster wurde allmählich penetrant. Will sah auf seine Uhr. Er hatte Zoja gesagt, er würde nach dem Abendessen kommen, und es erschien ihm nicht richtig, zu früh zu erscheinen. Also schlenderte er mit einem vagen Gefühl, gestrandet zu sein, die Rue Monge entlang und fand ein Bistro, in dem er einen Haufen Moules marinières aß und eine halbe Karaffe Weißwein trank.

Anschließend hielt er ein Taxi an und gab dem Fahrer Zojas Adresse. Während das Taxi ihn in Richtung Pigalle fuhr, erinnerte sich Will an Olivers rezente kleine Explosion. Es war nur ein kurzes Aufflammen gewesen, aber Oliver hatte einen Moment lang aufrichtig verletzt, wütend und fast menschlich gewirkt. Will lächelte in sich hinein; es war ein erfrischender Anblick gewesen.

Als das Taxi endlich vor Zojas Hotel hielt, war Will ein bisschen sprachlos. Im Vergleich zu dieser Absteige erschien Neds verwahrlostes Hôtel Arc geradezu luxuriös. Er trat ein und sah, dass der Rezeptionist hinter seinem Tresen tief und fest schlief. Will sah auf seinem Zettel nach, um sich zu vergewissern, dass die Adresse stimmte, und fand die Zimmernummer, 5A. Der Aufzug war außer Betrieb, also nahm er die Treppe. Oben angekommen, blieb er, leicht kurzatmig, einen Augenblick stehen und schaute den Korridor entlang. Die Tür von 5A war nur angelehnt. Durch den Spalt konnte er flirrende Lichtfunken sehen. Etwas zaghaft ging er auf die Tür zu, drückte sie behutsam auf und geriet in eine gewaltige Menge Elektrizität.

# VII

## *Sechstes Hexenlied*

Ah, du fragst dich, was wir so getrieben haben,
ob wir jetzt bereit sind
und wohin, in all dem Geschwirr und Gewebe
und finstren Ränkeschmieden dieser ungeduldigen Spielerinnen,
wir unsre Verwünschungen geschleudert.
Ich weiß, wir sind nicht leicht zu finden, keine Frage,
denn während *sie* flattern und fliegen, liegen wir lediglich
wie Engerlinge unter der Erde
und sinnen auf entschiedenen Unrat.

# VIII

Vidot war mit seinem Ausguck recht zufrieden. Elga hatte sich Max zwischen Pullover und Hemd und dann in die Hemdtasche gesteckt. Vidot war vom Bauch des Ratzes hochgekrabbelt und thronte jetzt auf seiner Schädeldecke. Er kam sich vor wie ein persischer Satrap auf seinem Reitelefanten. Von Max' Kopf aus, der aus Elgas gewaltigem Busen hervorsah, genoss Vidot einen fast ungehinderten Ausblick auf die Straße vor ihnen.

Vidot war froh gewesen, den Bauch des Ratzes hinter sich zu lassen. So warm und geschützt es dort auch gewesen war, hatte er doch das Gefühl, sehen zu müssen, was Elga im Schilde führte. Außerdem war ihm sein Platz im Bauchabteil verleidet worden, als ein anderer Floh neben ihm aufgetaucht war. Dieser Floh hatte Vidots Anwesenheit zwar nicht ausdrücklich zur Kenntnis genommen, aber er war einer der wenigen, die sich aus der Deckung hervorgewagt hatten, und es wurmte Vidot, mittlerweile Ungeziefer genug geworden zu sein, um anderes Ungeziefer nicht mehr durch seine Fremdheit zu verschrecken. Er wollte nicht zu diesen Kreaturen gehören. Vielleicht störte ihn dieser bestimmte Floh auch deswegen, weil er ihn an seinen langverschollenen Gefährten Bemm erinnerte. Vidot wusste indes, dass der Floh nichts dafürkonnte, und zürnte ihm nicht. Ja obgleich er dessen Nähe mied, fand er das kontemplative Wesen dieses Artgenossen beeindruckend. Die Kreatur erinnerte ihn an einen ruhenden Mönch, der von der Welt nur so viel annahm, wie er brauchte. Während die Menschen einander um Eisenerz, Erdöl und Gold bekriegten, verlangte dieser schlichte Floh nicht mehr als ein weiches Eckchen Fleisch, auf dem er reiten, und etwas warmes Blut, woran er sich laben konnte. Aus der Flohperspektive war der kahle Bauch des Ratzes ein wahrhaftiges Schlaraffenland. Wären nicht die vielen Genüsse wie Käse, Wein und Konzertnachmittage gewesen, hätte Vidot, wie er erkannte,

vielleicht nichts dagegen gehabt, ebenfalls dort zu bleiben. Doch der Gedanke an all die Freuden, die er dafür hätte aufgeben müssen, war zu stark, um den Kampf nicht fortzuführen. Allein der Geschmack einer guten Wurst war das Ringen wert, ganz zu schweigen von solchen Freuden wie einem schönen dicken Roman und dem Kuss seines wonnigen Eheweibs. Bei letzterem Gedanken zuckte er zusammen und zugleich auch bei der Erkenntnis, wie leicht sein Gedächtnis ihn dazu überlistet hatte, ihren Verrat zu vergessen. Vidot gelobte, dass er sie zurückerobern, ihr Herz erneut gewinnen würde, er wusste, dass es möglich war: Es war lediglich eine weitere vertrackte Aufgabe, die es zu lösen galt. Vorerst aber musste er bei dieser Elga bleiben und jede ihrer Bewegungen beobachten. Früher oder später würde sich eine Lösung erschließen.

Die Stimme der alten Frau riss ihn aus seinen Gedanken. Sie unterhielt sich mit dem jungen Mädchen, das ein lebendiges rotbraunes Huhn an die Brust gedrückt hielt.

»Warum haben wir uns das Huhn besorgt?«

»Weil du von dem Huhn geträumt hast.«

»Ich habe auch von einem Fuchs geträumt«, sagte das Mädchen. »Es wär lustig, einen Fuchs als Haustier zu haben.«

»Nein, wär's nicht«, sagte Elga. Sie hatten das Auto erreicht, das Vidot augenblicklich als seinen eigenen Polizeiwagen wiedererkannte. Es war ihm unbegreiflich, warum die Passanten nichts weiter dabei fanden, dass ein altes Weib zusammen mit einem kleinen Mädchen in einen Streifenwagen einstieg. Andererseits, dachte er, hatte es auch mal eine – gar nicht so weit zurückliegende – Zeit gegeben, wo er sich beim besten Willen nicht hätte vorstellen können, in einen Floh verwandelt zu werden.

»Träumen alle von Hühnern?«, fragte das kleine Mädchen.

»Nein. Manche träumen von Schlangen oder Hirschen, Eulen, Ottern, Bibern, Ziegen, vielleicht auch von Maulwürfen. Von Rentieren, Ratten, haufenweise Ratten, Maultieren, Pferden. Nie von Hunden, nie von Wölfen, und dass Füchse schon mal vorgekommen wären, habe ich auch noch nie

gehört.«

»Was glaubst du, was das bedeutet?«

»Ich weiß nicht. Ich hoffe, nichts.« Sie saßen jetzt im Wagen und fuhren durch die Straßen. Elga hatte beide Fenster heruntergekurbelt, und Vidot bemerkte, dass Max sehr beschäftigt war. Der Ratz guckte und schnüffelte unentwegt und streckte immer wieder die kleine Pfote nach oben aus, um Elga auf die Brust zu klopfen. Klopfte er auf die linke Brust, bogen sie nach links ab, klopfte er auf die rechte, bogen sie nach rechts ab.

Das kleine Mädchen fuhr mit ihren Fragen fort. »Gibt es irgendwelche Sachen, von denen man besser nicht träumt?«

»Es ist schlecht, wenn man von Drachen träumt.«

»Warum das?«

»Weil alle Drachen tot sind. Also nützen sie einem nichts. Auch Wale sind so eine Sache, die sind nie da, wenn man sie braucht. Wenn du von Walen oder Robben träumst, kannst du dich auf ein sehr nasses, kaltes Leben gefasst machen.«

Der Wagen hielt, und der Ratz kletterte auf Elgas Schulter und sprang dann durchs offene Fenster. Vidot hielt sich fest, und als sie landeten, versuchte er festzustellen, wo sie waren. Hinter dem Ohr des Ratzes vorlugend, sah er über Restaurants, Tabakläden und Nachtklubs grell blinkende und blitzende Neonreklamen. Vielleicht in Pigalle? Der Ratz hüpfte auf eine Türstufe und flitzte über den abgewetzten Parkettboden des hell erleuchteten Foyers unter eine muffig riechende Chaiselongue, wo er anhielt. Offenbar warteten sie auf die anderen. Kurz darauf kamen Elga und das Mädchen nach, die Alte mit einer ramponierten Leinwandtasche in der Hand, das Mädchen ihr Huhn in den Armen. Vidot sah, dass die Alte vor der Eingangstür stehen blieb und eine imaginäre Linie um den Türrahmen zog und dazu ein paar Worte murmelte, bevor sie eintraten. Vidot sah nach dem Rezeptionisten, der auf seinem Posten saß und in einer Jagdzeitschrift las. Der Mann schien ihre Anwesenheit nicht zu bemerken. Sie muss einen Zauber gewirkt haben, begriff er, sodass sie unbemerkt an

ihm vorbeigehen konnten. Sie hatte sie alle praktisch unsichtbar gemacht. Vidot fragte sich, ob ihm dies möglicherweise einen gewissen taktischen Vorteil verschaffte, aber dann wurde ihm bewusst, dass er schon allein durch seine Größe praktisch nicht wahrnehmbar war – nicht einmal für den Ratz, auf dem er ritt.

Durch diese Überlegungen abgelenkt, bekam Vidot nicht genau mit, wie viele Treppen sie hinaufstiegen, wusste also auch nicht, in welchem Stock sie waren, als sie in den Korridor einbogen. Der schnüffelnde Ratz lief voraus und blieb schließlich vor einer Tür stehen. Die Alte beugte sich vor und strich mit den Fingern den Rahmen entlang, untersuchte sorgfältig die ganze Tür, von oben bis unten, und schnupperte dabei wie eine Kundin in einem Lebensmittelgeschäft, die einem Käse nicht traut. Endlich holte sie einen weißen Umschlag aus der Tasche. Sie nahm eine Handvoll von einer braunen Substanz daraus, die sie, sich hinkauernd, durch den Türritz blies. Vidot roch, es war Zimt. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie dieses Gewürz Elga etwas nützen könnte, aber sein Gehirn war von der Anstrengung, so viele irrationale Ereignisse begreifen zu müssen, schon über Gebühr beansprucht. Er entschied, dass es an der Zeit sei, nicht mehr gegen den Strom all dieser unsinnigen Begebenheiten zu schwimmen und sich einfach dieser wilden, phantastischen Flut zu überlassen.

Die Alte kniete jetzt auf dem Fußboden und stocherte mit einer Haarnadel im Schlüsselloch herum. Das Geräusch einer Tür, die sich öffnete, ließ Vidot aufschrecken, und er sah einen kleinen Mann mit schütterem Haar aus dem Nachbarzimmer herauskommen. Vidot spürte, wie sein winziges Herz einen Schlag aussetzte, und war sicher, dass sie entdeckt werden würden. Er wusste selbst nicht, warum er eigentlich nervös war – er war schließlich der unbedeutendste Mitspieler in dieser Posse –, doch als der Mann an ihnen vorbeiging, ohne sie eines Blickes zu würdigen, atmete Vidot erleichtert auf. Er musste der Kühnheit dieser alten Frau Respekt zollen, die so sehr auf ihre Tarnung vertraute, dass sie nicht einmal von ihrer Arbeit aufsah, als der Unbekannte auftauchte. Das Schloss

klickte, und die Tür schwang knarrend auf. »Du gehst als Erste rein«, sagte die Frau zu dem Mädchen.

»Ich? Wieso?«, fragte Noëlle und drückte ihr Huhn fest an ihre Brust.

»Weil du unschuldig bist. Jetzt geh. Das ist das letzte Mal, dass dieser Trick mit dir funktionieren wird«, sagte sie und schob das Mädchen ins Zimmer. Elga und der Ratz folgten.

Vidot beobachtete, wie Elga rasch die Kontrolle über die Situation übernahm. Zuerst holte sie den Küchenstuhl und stellte ihn, zur Tür gewandt, in die Mitte des Zimmers. »Du setzt dich da hin, sodass du das Erste bist, was sie sieht. Wenn sie hereinkommt, fängst du an, diese zwei Wörter zu sagen: ›Messer Licht‹, immer wieder, wie einen Sprechgesang.«

Das Mädchen setzte sich zögernd auf den Stuhl. »Warum ›Messer Licht‹?«

»Warum, warum, warum? Warum passt dein Finger so perfekt in deine Nase? Um die Popel rauszupulen. Stell nicht so viele dämliche Fragen. Tu, was ich sage, wiederhole es immer wieder, egal was passiert. Es kann Rauch geben, Feuer, Blut, ich weiß nicht. Aber hab keine Angst, lass dich nicht ablenken, wiederhol es immer und immer wieder. Kapiert?«

»Ich glaube«, sagte das Mädchen.

»Gut.« Als Nächstes holte die Frau ein Stück Kreide hervor und ging zur Tür. Sie wischte mit dem Unterarm einige Kreidezeichen, die daraufstanden, weg und kritzelte neue Hieroglyphen an ihre Stelle. »Wenn du das gut machst, gehen wir dir einen neuen Wintermantel kaufen. Vielleicht einen mit Pelzkragen. Das würde dir gefallen, ja?«

Das Mädchen bekam große Augen. »Ja!«

»Schön. Also mach deine Sache gut. Denk dran: ›Messer Licht, Messer Licht, Messer Licht.‹ Wiederhole es so.« Zuletzt beugte sich Elga über ihre Reisetasche. Aus ihren Tiefen holte sie die Uhr hervor, die Vidot augenblicklich als diejenige aus dem Antiquitätengeschäft wiedererkannte. Wie hatte sie die in die Finger bekommen? Er erinnerte sich ganz deutlich an jenen Tag – die Begegnung mit Bemm auf dem Weg ins Kommissariat, das Gespräch mit dem Ladeninhaber in dessen Lagerraum, die

Observierung des Ladens von der Apotheke aus und zuletzt die Beschattung der Frau bis zu ihrer Wohnung. Ja, sagte er sich, Elga musste zum Antiquitätenladen zurückgekehrt sein. Er fragte sich lieber nicht, wie sie den Händler dazu gebracht hatte, ihr die Uhr zurückzugeben. Es war eine ernüchternde Erkenntnis, die ihn daran erinnerte, dass er sich nicht davon ablenken lassen durfte, dass diese Frau die wahrscheinlich schlimmste Plage war, die die Stadt seit dem Massenmörder Petiot erlebt hatte. Vidot heftete seine – zu Schlitzen verengten – kleinen Insektenaugen auf sie und wartete ab, was weiter passieren würde.

Die nächste Stunde lang schaute er zu, wie Elga die antike Uhr mit Hilfe eines winzigen Schraubenziehers systematisch zerlegte – erst behutsam das Werk aus dem Gehäuse löste, dann vorsichtig die Zeiger abnahm, danach die Zahnräder und Federn und all die übrigen mechanischen Elemente losschraubte, bis schließlich an die hundert Einzelteile rings um sie herum über den rauen Holzfußboden verteilt lagen, als ob sie der Mittelpunkt eines wunderbar geordneten Messing-Universums wäre.

Danach geschah nichts mehr. Elga setzte sich in die Mitte dieses Kreises aus Metallteilen und verharrte dort vollkommen regungslos. Das Mädchen namens Noëlle wirkte ängstlich gespannt, behielt die Tür nervös im Blick, wartete darauf, dass sie sich öffnete, damit sie beginnen könnte, ihre mysteriöse Formel aufzusagen. Sogar das Huhn hielt den Schnabel. Sie saßen alle da, die alte Frau, das junge Mädchen, das Huhn, der Ratz und der Floh, umgeben von den Metallteilen einer dekonstruierten Uhr. Hoch auf dem Kopf des Ratzes, mit einer unverstellten Aussicht auf das stumm und reglos daliegende Zimmer, wurde Vidot das Gefühl nicht los, dass die Zeit stehengeblieben war.

# IX

Zoja ging von der Metro-Station hinauf zu ihrem Hotel. Es war zu warm. Im Laufe der Jahre hatte sie sich an den Zustand gewöhnt, dass die meisten Dinge ihrer Kontrolle unterstanden. Aber das Wetter blieb ihr ein Buch mit sieben Siegeln. Sie hatte von Frauen gehört, die Hagel machen und den Donner heraufbeschwören konnten, aber trotz vieler Versuche hatten sich diese Zauber ihr immer widersetzt, so wie es manchen Kindern einfach nicht gelingt, das Klavierspielen oder eine Fremdsprache zu erlernen.

Sie trat in die Lobby und ging zur Rezeption, um sich zurückzumelden. Am Tresen saß ein anderer Mann, keiner der beiden, die sie bei ihrem Einzug kennengelernt hatte. Die früheren Rezeptionisten waren entlassen worden. Der jetzige war ein magerer Mann mit angegilbter Haut, der immer leicht besorgt wirkte.

»Ich wüsste gern, ob irgendwelche Besucher oder Post für mich gekommen sind«, sagte sie.

»Nein, Mademoiselle, aber Sie sind mit ihrer Miete in Verzug.«

Sie nickte. Dann fing sie an zu flüstern. Verwirrt beugte er sich vor, um zu verstehen, was sie sagte, und dann streckte sie die Hand aus und berührte ihn sachte an der glattrasierten Wange. Er versank augenblicklich in tiefen Schlaf. Sie legte seinen Kopf auf den Tresen und flüsterte noch ein wenig, gab ihm Träume ein und verwirrte sie mit der Wirklichkeit. Damit hatte sie ihre Miete bezahlt.

Während sie die Treppe hinaufstieg, holte sie ihren Schlüssel heraus. Später würde sie sich an den Zimtduft erinnern, aber in dem Moment war er ihr kaum zu Bewusstsein gekommen. Sie war mit ihren Gedanken woanders, bei den Eulen, die vielleicht keine Gewölle zurückgelassen hatten, und bei Max, ob er sie endlich ausfindig gemacht hatte. Als sie ihr Zimmer betrat, sah sie als Erstes das Mädchen, das dasaß und ein rotbraunes Huhn in den Armen hielt. Es war ein verwirrender Anblick, und

für einen Moment vergaß sie ihre Deckung. Erst als das Mädchen anfing zu skandieren, begriff Zoja, dass es zu spät war. »Messer Licht, Messer Licht, Messer Licht …« Sie fuhr herum, um zu fliehen, aber die Tür knallte ihr vor der Nase zu. Dann hörte sie eine vertraute Stimme auf Russisch zu ihr sprechen.

»Du kommst hier nicht weg«, sagte Elga.

*»Messer Licht, Messer Licht, Messer Licht …«*

Zoja drehte sich um und sah die Alte auf dem Fußboden sitzen, umgeben von kleinen Metallstücken. Es war ein kurioser Anblick, selbst bei jemand so Wunderlichem wie Elga. »Warum bist du hier?«

»Weil Max sagte, dass du hier sein würdest«, sagte die Alte.

*»Messer Licht, Messer Licht, Messer Licht …«*

»Aber, Elga, warum hast du mich überhaupt gesucht?«

»Weil du mich verraten hast«, sagte die Alte. »Du hast die Polizei zu mir nach Hause geschickt.«

Zoja schüttelte den Kopf. »Habe ich nicht.«

*»Messer Licht, Messer Licht, Messer Licht …«*

Die Alte zuckte die Achseln. »Sagst du. Leider lügst du oft. Aber das spielt keine Rolle. Ich bin zu einem Entschluss gekommen. Ich habe dich hereingeholt, ich kann dich wieder herausnehmen, und es ist Zeit für dich zu gehen.«

»Zu gehen.« Zoja nickte. »Du meinst, zu sterben?«

Die Alte gab keine Antwort.

Zoja versuchte, ihre Gedanken zu sammeln, aber ihr fiel nichts ein. Doch auch so war ihr klar, dass der Sprechgesang des kleinen Mädchens ein Trick war, der sie daran hinderte, selbst welche einzusetzen. »Ich verstehe, ja, jede Reise hat ein Ende, und das ist zweifellos eine lange Reise gewesen. Also« – sie legte die Hände auf die Hüften –, »wie möchtest du, dass ich sterbe?«

Elga grinste ihr altes böses Grinsen. »Ich werde dich diese Uhr fressen lassen.«

*»Messer Licht, Messer Licht, Messer Licht …«*

Zoja wusste, dass ihre Optionen äußerst begrenzt waren. Elga hatte mit Sicherheit an jede Möglichkeit gedacht, die ihr selbst nur einfallen konnte. Zoja fühlte sich wie ein Insekt, das über den staubigen Fußboden krabbelte und den neugierigen Hühnern ins Auge sah, die sie gleich zu Tode picken würden. In der hinteren Ecke bewegte sich etwas, und sie sah hin und sah den Ratz dort sitzen und schauen. Ah ja, dachte sie, mein alter Freund Max. Vielleicht kann er mir helfen. Sie sah die Alte an. »Wenn ich ein paar Gewölle rauchen dürfte, könnte ich im Traum gehen. Das wäre lieb, Elga.«

Die Alte schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht drin, ich weiß nicht, wohin du im Traum gehst.«

*»Messer Licht, Messer Licht, Messer Licht …«*

Zoja hatte den dringenden Wunsch, dem Kind mit seinen Litaneien die Fresse zu versauen. »Na gut, darf ich dann vielleicht ein letztes Glas Wasser trinken?«

Die alte Frau musterte sie einen Augenblick lang und erwog diese Gefälligkeit. Zoja wusste, dass Elga von Natur aus kein Erbarmen kannte. Aber sie hatten im Laufe von über zwei Jahrhunderten die Grenzen zahlloser Länder unzählige Male zusammen überquert. Sie waren in Privatlokomotiven angefahren, um bei der Plünderung eroberter Städte mitzuhelfen, sie hatten verendende Esel in Flüchtlingskarawanen angetrieben und waren über schneebedeckte Pässe gestapft. Sie hatten in exotischen Palästen, luxuriösen Suiten und Müllgruben gelebt, wo sie gezwungen gewesen waren, nach verschimmelten Abfällen zu graben, um nicht zu verhungern. Sie hatten so viel zusammen durchgemacht, dass sie jetzt mit einigem Recht hoffen konnte, diese kleine, letzte Bitte erfüllt zu bekommen.

Aber sicher war sie sich nicht, denn wer konnte schon nachvollziehen, was in Elgas Kopf vor sich ging? Zoja hatte keine Ahnung, welcher Wahnsinn die alte Frau zu dieser Bluttat trieb. Zoja hatte den Verdacht, dass es die Anhäufung all der vielen Zeitalter war, die sich wie ein harter

Klumpen Trümmer und Geschiebe im Abfluss eines Staudamms festgesetzt hatten. Aber es war eigentlich egal. Wichtig war nur, in die Küche zu kommen. Wichtig war jetzt nur Elgas Antwort.

*»Messer Licht, Messer Licht, Messer Licht …«*

»Na schön«, knurrte die Alte, die Zoja zwar argwöhnisch nach möglichen Tricks beäugte, ihrer Sache aber dennoch so sicher war wie eine Spinne mit einer Fliege in ihrem Netz, »du kannst etwas Wasser haben.«

»Danke, Elga.« Sie stand auf und ging in die Kochecke. Der Ratz war ihre einzige Chance. Elga und das Mädchen waren durch Zauber gefeit, bereit, ihren Angriffen zu widerstehen. Aber wenn sie es schaffte, ihre Konzentration zu stören und sie von dem Hexenwerk abzulenken … »Weißt du, heute Abend in der Metro, da musste ich an diese Salpetersammler in Kiew denken, die zwei, die kamen, um den Keller auszugraben.« Ihre Augen suchten verzweifelt die Arbeitsfläche und die Regale ab. Und da war’s, eine Antwort auf ihre Gebete: Das Hackmesser lag auf dem Trockengestell, direkt neben den Gläsern. Besser hätte es gar nicht liegen können. »Erinnerst du dich an sie? Die waren ein komisches Gespann, einer war ein Zwerg, der andere so groß, dass er sich bücken musste, um durch die Tür zu passen …«

Mit einer einzigen flüssigen Bewegung fuhr sie herum und warf ihre linke Hand voller Nichts dem Mädchen auf dem Stuhl entgegen, und in nahtlosem Anschluss an diese Finte packte sie das Messer, holte aus und schleuderte einen Wirbel von Stahl durch das Zimmer, der Max’ Schädel genau zwischen den Augen spaltete und die Wand mit Rattenblut und -hirn bespritzte.

*»Messer …«*

Beim Anblick des plötzlich explodierenden Ratzes stieß das Mädchen einen Schrei aus. Zoja streckte zischend die Hand aus und warf dem Mädchen einen Luftstoß entgegen, der es gegen den Türrahmen knallte. Elga zischte ebenfalls, mit dem Geräusch eines berstenden dicken Dampfrohrs, und Zoja duckte sich, um den Kugeln kondensierter

Elektrizität auszuweichen, die auf sie zusausten. Zwei Fensterscheiben gingen zu Bruch und spritzten Glas durch die Gegend. Sie sah Elga die Finger zusammenkneifen. Sie schnappte sich das Schneidebrett von der Ablage und hielt es in die Höhe, um die Stromstöße abzufangen. Der Blitz zerschmetterte das Brett zu rauchenden Splittern. Da sie wusste, was als Nächstes kam, sah sich Zoja rasch nach einem anderen Schild um. Wenn sie einen Rollsprung machte, konnte sie hinter dem Mädchen, das jetzt, die Hände auf die Ohren gepresst, zu einem panisch schreienden Knäuel zusammengerollt war, in Deckung gehen. Aber Zoja zweifelte nicht daran, dass Elga sie notfalls beide erledigen würde, das kleine Mädchen war ein geringer Preis. Es war kein Schutz in Sicht. Aus dem Gesicht der alten Frau war alle Farbe gewichen, ihre Augen quollen blutunterlaufen hervor, ihr Haar sträubte sich wild um ihren Schädel, der krönende Zauberspruch formte sich bereits auf ihren Lippen, als sie, für den Bruchteil einer Sekunde, innehielt und zur Tür hinübersah, die sich knarrend auftat, woraufhin ein neugieriger Will den Kopf hereinsteckte.

»Hallo? Was zum –?«

Sein Eintreten hatte Elga immerhin so lange abgelenkt, dass Zoja einen gewaltigen Satz quer durchs Zimmer machen konnte und hart auf dem Körper der Alten landete. Ohne die kleinste Unterbrechung begann sie dann sofort, mit den Fäusten auf das Gesicht der Alten einzuschlagen. Schon nach weniger als einer Minute zog Will sie zurück.

»Wir müssen weg!«, sagte Zoja und stand taumelnd auf.

Will sah sich um und nahm alles zur Kenntnis: die blutgetränkte Ratte mit halbiertem Kopf, das Mädchen, das zusammengerollt in der Ecke weinte, die alte Frau, die bewusstlos, zerschlagen, alle viere von sich gestreckt wie tot vor ihnen dalag, und das Huhn, das nach rauchenden Holzsplittern pickte, die über den ganzen Fußboden verstreut lagen. »Es gibt doch eine vernünftige Erklärung für das Ganze, oder?«, sagte er.

»Nein«, sagte Zoja fast ohnmächtig torkelnd, packte mit letzter Kraft seine Hand und zog ihn aus dem Zimmer, »es gibt überhaupt nichts zu

sagen.«

# X

Sobald sie in einem Taxi saßen, zog Zoja ihn an sich. Sie flüsterte ihm unverständliche Worte in beide Ohren, küsste seine Wange und flüsterte dann weiter. Schließlich hörte sie damit auf und legte sich auf seinen Schoß. Sie rieb seinen Schwanz durch die Hose, lächelte ihm dann verschlafen zu und schloss die Augen. Er ließ sie ruhen. Es war eine verrückte Nacht gewesen. Schon ließen ihre geflüsterten Zauberworte die Erinnerung an den Kampf und die alte Frau und das kleine Mädchen in seinem Gedächtnis verblassen, und das Spektakuläre verschwand zusehends hinter den Wolken des Gewöhnlichen. Was hatten sie heute Abend gemacht? Waren sie im Kino gewesen?

Das Taxi sauste die Rue de Rome entlang. Will schaute auf das Gesicht seiner Geliebten hinunter. Selbst mit den tiefen, eingefallenen Ringen unter den Augen erschien sie ihm unvorstellbar schön. Er nahm ihre Hand; sie war eiskalt. Er erinnerte sich, wie seine Mutter sich immer während des ganzen kalten Detroiter Winters über ihre kalten Hände beklagt und sie am Ende des Tages in ein Waschbecken voll heißem Wasser getaucht hatte. Aus irgendeinem Grund versetzte ihn diese Erinnerung in die Zeit zurück, als er, frisch aus dem College, in Chicago arbeitete. Er hatte einen Kunden, der in der Modebranche war, Damenhandschuhe aus Chiffon an Kaufhäuser verkaufte, und eines Tages kamen sie während eines langen Geschäftsessens auf das Thema, dass Frauen sich ständig über die Kälte ihrer Extremitäten beklagten. Will hatte, wie er sich erinnerte, das Argument vorgebracht, die Evolution habe wohl das ganze Blut in der weiblichen Leibesmitte konzentriert, da, wo die Gebärmutter und die wartenden Eier lagen, weil es der Natur eher darum ginge, das Künftige zu schützen, als das Wohlbefinden und die Freude dessen zu gewährleisten, was im Jetzt existierte. Der Kunde, ein plattnasiger Ex-Boxer aus der South Side, der nur deswegen in der Modebranche arbeitete, weil seine Mutter

die Firma gegründet hatte, beharrte hingegen darauf, die Natur habe den Frauen eine schlechte Durchblutung der Hände beschert, damit sie schwach blieben und unfähig wären, die Männer abzuwehren, die sie packen, sie überwältigen und – wie der Kunde es roh formulierte – »sie mit ihrem dunklen Dämonensamen vollpumpen« wollten. Es waren beides zynische Theorien, die zweite dazu noch besonders brutal. Will schaute aus dem Taxifenster und fragte sich, wie viele menschliche Wahrheiten ganz genauso fürchterlich sein mochten.

Während die nächtlich vergitterten Pariser Schaufenster vorübersausten, kehrten seine Gedanken zu dem jetzt zur Neige gehenden Tag zurück – so ein Trubel von unerwarteten Szenen, sich entrollenden Ereignissen, die weit über die Grenzen seines Fassungsvermögens hinausschlitterten, und am Ende wurde es ziemlich schwierig, alle Einzelheiten zusammenzubekommen (*welchen* Film hatten sie noch mal gesehen?). Woran er sich noch erinnerte, war der Morgen, an dem er zum allerersten Mal neben Zoja aufgewacht war. Er erinnerte sich ganz deutlich, ihre schlafende Wange geküsst zu haben, bevor er zur Arbeit ging. Er dachte an das Gefühl, das seine Knochen durchsummt hatte, als ob die Konfiguration schwirrender Moleküle, die seinen Körper ausmachte, vorübergehend ihren Zusammenhalt aufgegeben und sich in einer harmonischen anatomischen Busby-Berkeley-Choreographie magnetisch umgeordnet und zu einer neuen, kaum merklich schwereren, substanzielleren Einheit zusammengefügt hätte, die ihn buchstäblich mit dem Universum harmonisierte. Vielleicht war dies das eigentliche Geheimnis der Liebe. Vielleicht war das der Grund, warum sie sich so real anfühlte, weil die Liebe – wie das ultraviolette Licht oder die geheimnisvollen Strahlungswellen, die alles mit ihren Schwingungen erfüllten – wirklich existierte. Aber nur in kleinen, nicht messbaren Mengen und unmöglich synthetisch zu reproduzieren, nur aus der unstofflichsten, fragilsten Faktizität bestehend, die rückstandslos verfliegen würde, wenn man versuchte, sie zu fassen, zu fangen oder auch nur zu beobachten – wie diese

sperrigen und unbegreiflichen physikalischen Rätsel in seinen *Popular Science*-Heften, die er damals, zu Hause, nie verstanden hatte. Wenn das die Liebe ist, entschied Will, dann besaß er sie jetzt. Er rieb Zojas Hände, in der Hoffnung, ihnen etwas Wärme zu geben.

Er wurde jäh aus seinen Gedanken gerissen, als das Taxi um die Ecke bog und er weiter hinten, auf dem Gehsteig seines Häuserblocks, eine dunkle Gestalt für einen Augenblick ins Licht treten und dann wieder im Schatten verschwinden sah. »Fahren Sie bitte weiter«, sagte er zum Fahrer. »Bremsen Sie nicht.« Der Fahrer nickte in den Rückspiegel. Als sie die Stelle passierten, wo er den Mann gesehen hatte, spähte Will in die Dunkelheit. Da drückt sich doch, dachte Will, Brandons Laufjunge, Mike Mitchell, vor dem Licht geschützt in einem Hofeingang herum und wartet pflichtbewusst auf meine Ankunft. Will schaute aus dem Heckfenster des Taxis zu seiner Wohnung hoch, wo er Licht sehen konnte. Mitchells Partner, White, wartete wahrscheinlich dort. Höchstwahrscheinlich zusammen mit Brandon. Sie hatten vermutlich genug von Wills Hinhaltetaktik, hatten eins und eins zusammengezählt und waren jetzt auf der Suche nach den Akten. Entweder das, oder sie warteten auf ihn, um ihm ein paar pointierte Fragen zu stellen.

Will dachte schnell nach, zermarterte sich das Hirn nach einer möglichen Vorgehensweise. Er hatte keinerlei Druckmittel, keine Antworten, und er hatte keine Beziehungen, die er hätte spielen lassen können, um sich Brandon und seine Gorillas vom Hals zu schaffen. Er begriff, dass er nur einen einzigen Menschen kannte, der um Brandon herummanövrieren konnte. Widerstrebend nannte er dem Taxifahrer Olivers Adresse.

Zehn Minuten später drückte Will, die wackelige Zoja im Arm, auf den Klingelknopf.

»Ja?«, sagte eine verschlafene Stimme.

»Tut mir leid, dich zu stören, Oliver. Ich bin’s, Will. Ich fürchte, ich brauche ein bisschen Hilfe. Ich habe ein –«

Der Türsummer unterbrach ihn mitten im Satz, und so zog er Zoja ins

Haus. Zum Glück funktionierte der Fahrstuhl, also lotste er sie hinein, zog die Gittertür zu und drückte auf den Knopf für die dritte Etage. Als sie oben ankamen, stand Oliver, in einem blauen Bademantel, schon in der offenen Wohnungstür. Als er Zoja sah, klappte ihm die Kinnlade herunter. »Herrjesus, was ist denn mit *ihr* passiert?«

»Lange Geschichte«, sagte Will. »Ich wollte sie eigentlich mit zu mir nehmen, aber Brandons Leute scheinen das Haus zu überwachen. Einer von ihnen beobachtet die Tür, und ich glaube, der andere stellt oben gerade meine Wohnung auf den Kopf.«

»Stellt sie auf den Kopf? Was meinst du damit?«

»Na, du weißt schon, durchsucht sie, filzt sie. Oder er wartet darauf, dass ich heimkomme, um mir ein paar Fragen zu stellen. So oder so hatte ich keine Lust, dazubleiben. Hier, hilf mir, sie reinzubekommen.« Gemeinsam trugen sie sie in die Wohnung, und dann dirigierte Oliver sie ins Gästezimmer.

»Natürlich könnt ihr gern bei mir übernachten, es trifft sich sogar gut, dass du hier bist«, sagte Oliver, während er einen Stapel saubere Handtücher und Laken aus einem Schrank holte und aufs Bett warf.

»Wie das?«, sagte Will.

»Ich hab morgen etwas zu erledigen, wobei ich deine Hilfe brauchen werde. Ich würde gern behaupten, dass es nicht viel Zeit in Anspruch nehmen wird, aber ehrlich gesagt weiß ich es nicht.«

»Schon in Ordnung« – Will zuckte die Achseln –, »ins Büro kann ich sowieso nicht. Brandon wird seine Schläger bestimmt auch dort postieren.«

Oliver nickte. »Exakt. Außerdem glaube ich, dass du unseren Gang recht interessant finden wirst. So, ich würde dir ja gern einen Schlummertrunk anbieten, aber ich fürchte, ich muss mich um meinen anderen Gast kümmern.«

»Deinen anderen –?«

Oliver lächelte. »Träum süß«, sagte er und wandte sich zur Tür. Dann blieb er stehen und drehte sich wieder um. »Weißt du, es ist doch

eigentlich komisch, dass sie nur zu dir nach Hause sind. Schließlich haben sie dich ja zusammen mit mir gesehen. Vielleicht kommen sie ja morgen früh hier schnüffeln.«

Will fand es witzig, dass Oliver sich übergangen fühlte. »Sie haben wahrscheinlich Angst vor dir, du kannst ziemlich einschüchternd sein. *Und* du hast Beziehungen.«

Oliver nickte. »Wahrscheinlich.«

»Aber danke für die Hilfe. Ich hätte sonst wirklich nicht gewusst, wohin.«

Oliver klopfte ihm auf die Schulter. »Versteht sich, mein Freund. Wir sind wie Harlekin und Pierrot, nicht?«

»Ist wohl so«, sagte Will, der keinen Schimmer hatte, von wem Oliver sprach, und zu müde war, um nachzufragen.

Wenige Augenblicke später lag er, die fest zusammengerollte Zoja neben sich, im spartanisch schmalen Gästebett und lauschte den Geräuschen, die von nebenan kamen. Es war leises Geflüster zu hören, von einem gelegentlichen warmen, gurrenden Frauenlachen interpunktiert. Will erkannte die Stimme: Es war Olivers britische Assistentin, Gwen. Kein Wunder, dass sie an dem Morgen, an dem sie sich zum ersten Mal begegnet waren, etwas gegen Zoja zu haben schien; Oliver schlief auch mit ihr. Als Gwens gedämpftes Lachen endlich verebbte und das Knarren der Bettfedern anfing, schaltete Will das Licht aus. Dieser Oliver, dachte er, was für ein Schlawiner!

# XI

Während der Schlacht war für den Floh, der auf Max' Stirn saß, der Augenblick der Entscheidung schnell gekommen. Von der Finte der Brünetten getäuscht, hatte er sich umgedreht, um zu sehen, was diese nach dem kleinen Mädchen geworfen hatte, als der Blitz der silberfarbenen Klinge seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Der Ratz war offenbar auf denselben Trick hereingefallen und guckte in die vollkommen falsche Richtung, als das Hackmesser direkt auf sie zugeflogen kam. Vidot spürte, wie sich Max verkrampfte, als er seinen fatalen Fehler erkannte. Noch während er in Sicherheit sprang, wusste Vidot, dass für den Ratz keine Hoffnung bestand. Sein verzweifelter Sprung hatte ihm einen Drall gegeben, wodurch er im Flug einen letzten flüchtigen Blick auf Max werfen konnte. Es erfüllte Vidot mit Ehrfurcht, dass eine Kreatur, die einst so winzig klein gewirkt hatte, wenn sie neben seinen Füßen durch die Rinnsteine der Stadt huschte, ihm jetzt so leviathanisch groß erscheinen konnte. Oh, wie gewaltig die kleinen Dinge doch sein können, sinnierte Vidot, der gerade, um seine eigene Achse wirbelnd, einen hohen Bogen durch die Luft beschrieb, als hinter ihm der Schädel des Ratzes mit einem lauten splitternden Knall zerschmettert wurde.

Vidot landete auf dem kalten Fußboden, während Blut ringsum wie Regen niederprasselte. Ohne eine Pause sprang er noch einmal ab, zielte diesmal auf Elga. Er landete exakt auf dem Scheitelpunkt ihres Schädels. Jetzt von Schreien umtost und dem Geräusch explodierenden Glases und vom Kampfrausch gepackt, warf sich Vidot kühn entschlossen in die Schlacht und schlug sich dabei auf die Seite der unbekannten Frau, gegen ihre gemeinsame Erzfeindin. Zu seiner einzigen Waffe greifend, versenkte Vidot seine Zähne in die Kopfhaut der alten Hexe.

Er bereute es augenblicklich.

Das feurige Blut schoss in ihn, nicht animalisch warm, wie er es

mittlerweile gewohnt war, sondern säurescharf sengend, fuselroh, ihn blendend und in konvulsivische Zuckungen stürzend. Eine rote Rage explodierte in seinem Unterleib, und eine Mauer von Schlangenaugen tat sich plötzlich auf, deren grünschimmernde Schuppen zu den ineinander verhakten Schilden auf einem Horizont voller toter Soldaten wurden, die kreuz und quer über ein Feld in amethystfarbenem Zwielicht verstreut herumlagen. Die Schlange riss das Maul auf, und darin brannte ein Bauernhof, aus dessen Fenstern wild lodernde gelbe Flammenbündel schlugen. Der Rauch stieg auf und nahm die Gestalt wogender Farnwedel an, während Irrlichter knisterten und barsten. Sechs winzige Schädel sickerten aus der Oberfläche des tobenden schlammigen Sumpfes empor, und Schnecken tropften aus ihren Augenhöhlen, während Egel aus ihren Ohren glitschten. Ein riesiges, grundloses schwärzliches Maul gähnte auf, Reihen von Rasiermesserzähnen bleckend, während eine brodelnde Masse von gesprenkelten Käfern mit einem Urschrei hervorflutete.

Und dann rannte Vidot, verloren, durch die Reihen, die jetzt hohe Schilfhalme waren. Verzweiflung packte sein Herz, die kochende purpurne Sonne sank auf die Rohrkolben zu, und er rannte und rannte. Er ahnte, dass er nicht floh oder fleuchte, nicht jagte oder hetzte, sondern suchte, vergeblich suchte. Während er hastete, bedrängten ihn unsichtbare Kräfte, ihn verdichtend, ihn härter und härter machend, zu einem Stoff, so fest wie Kohle. Der Druck kam von allen Seiten, er lastete auf seinem Herzen, seinem Brustkorb, seinem Hirn. Er fühlte sich an wie der Zusammenbruch jeglicher Tugend, aller Güte, aller Menschlichkeit.

Fast an dem Punkt, an dem er für immer in dieser fieberhaften, finsteren Halluzination verschollen wäre, riss ein gewaltiger, gewalttätiger seismischer Stoß seine Fangzähne aus der Kopfschwarte der Vettel und warf ihn kopfüber zu Boden, was ihn wieder zur Besinnung rüttelte. Er lag benommen da, den Blick starr nach oben gerichtet, als er sah, wie die junge Frau auf Elga sprang und begann, der Alten wild und erbarmungslos ins Gesicht zu boxen. Bang die Aktion im Auge behaltend und verzweifelt

entschlossen, dem Handgemenge zu entkommen, tat Vidot wieder einen Satz, hinauf auf den Kopf der jungen Frau.

Inmitten ihres Schwarzhaarwaldes landend, musste er sich sofort festhalten, da sie fortfuhr, auf Elga einzudreschen. Endlich wurde die Frau – von einem ihm unbekannten Mann – weggezogen. Vidot versuchte zu begreifen, wo dieser neue Bursche plötzlich hergekommen sein konnte, aber ihm fehlte die Zeit, zu einem Ergebnis zu gelangen, denn jetzt rannten sie aus dem Gebäude und sprangen in ein Taxi.

Noch immer schwummrig im Kopf, war Vidot versucht, den Kopf der jungen Frau anzuzapfen, um den Geschmack von Elgas brennendem Blut loszuwerden. Dann erinnerte er sich an Szenen aus der Schlacht. Wie genau hatte diese Frau die Zauberkraft der Alten überwunden? Vielleicht war diese Frau auch nicht ganz koscher. Also hopste Vidot anmutig hinüber auf den Schädel des Mannes. Vidot setzte bei der Auswahl seiner Opfer seit geraumer Weile nur die elementarsten Entscheidungskriterien an: Hunde, Katzen oder Kakerlaken wie der Stecher seiner Frau – es war ihm ganz egal, solange sie warmblütig waren; aber nach seiner Erfahrung mit der Alten beschloss er, sich künftig nach Möglichkeit auf wohlerzogene Gentilhommes zu beschränken. Dieser Bursche hatte ohne Frage gesittet gewirkt, wie er das Mädchen aus dem Kampfgetümmel gezogen hatte, also war er einen Versuch wert. Er bohrte an und kostete. Ja, es war rein und süß, einem Beaujolais Primeur nicht unähnlich: eine weitere Siegeskerbe für die wohlbegründete Vermutung!

Während das Taxi durch die Straßen fuhr, ging Vidot auf, dass er, indem er Elga verließ, möglicherweise auch seine einzige, letzte Chance hatte fahrenlassen, das Rätsel seiner Metamorphose zu knacken. Sie war – dessen war er sich sicher – der einzige Mensch auf Erden, der ihn in den Mann zurückverwandeln konnte, der er wirklich war. Ohne die Auflösung, die sie unter Umständen hätte liefern können, würde er wahrscheinlich nicht mehr lange leben – er würde entweder von der Klaue eines sich kratzenden Tiers zerfetzt, von einer starken Bö in die eisigen Fluten der Seine geweht

oder vielleicht sogar, wie Bemm, von einem furchterregenden Räuber fortgerissen werden. Und selbst wenn er alldem entkommen sollte, würde die große Todesuhr – das Chronometer, das in dem Moment, da er als Floh erwacht war, zu ticken begonnen hatte – einfach auslaufen, und er würde seinen letzten Atemzug im Staub verhauchen, unbemerkt, so als wäre er vom Besen eines gelangweilten Gemischtwarenhändlers fortgefegt worden. Er hatte gerade mit Müh und Not ein weiteres – das bislang bei weitem furchterregendste – kataklysmisches Großereignis überlebt, doch er war zugleich auch seiner einzigen Aussicht auf Errettung davongehüpft; und die Zeit wurde langsam knapp.

# XII

Elga setzte sich ruckartig auf, spuckte und kratzte einen Insektenbiss an ihrem Kopf. Sie sah Noëlle an, die neben ihr auf dem Fußboden saß. Ihr Auge fühlte sich so an, als würde es langsam anschwellen. »Hol mir Eis.«

Das kleine Mädchen ging in die Kochecke und suchte. »Es gibt kein Eis.«

Elga nickte und stand auf, ließ den Blick über die Szene gleiten. Kurz blieb er an Max' totem Körper hängen. »Ich brauch einen Augenblick.« Sie humpelte ins Bad, hielt den Kopf in die Kloschüssel und kotzte und würgte die nächsten zwanzig Minuten lang.

Als sie aus dem Bad wieder herauskam, sah sie das Mädchen an. »Okay, es ist Zeit zu gehen.«

Das Mädchen zeigte auf die Uhrteile auf dem Fußboden. »Sammeln wir unsere Sachen ein?«

»Nein«, sagte Elga, »lass alles liegen. Spielt keine Rolle. Aber nimm dein Huhn mit.«

Sie stiegen die Treppe hinunter, Elga zuckte auf jeder Stufe zusammen. Sie war wütend auf sich selbst. Noëlle sah sie mit Augen voller Erschöpfung und Schuldgefühl an. »Ich weiß, dass ich einen Fehler gemacht habe. Es tut mir leid«, sagte Noëlle.

Elga zuckte die Achseln. »Nein, ist schon in Ordnung. Du bist immer nur so gut wie deine Lehrerin. Wir hatten sie in der Falle, ist dir das klar? In der Falle. Ich hätte ihre Bitte um Wasser ignorieren sollen. So dumm! Es ist *mein* Fehler. Und ich hätte Max im Wagen lassen sollen. Saudumm. Aber du« – sie tätschelte dem Mädchen unbeholfen den Kopf –, »du warst für das erste Mal gar nicht schlecht.«

Im Parterre angelangt, ließ sie Noëlle zunächst warten, während sie um die Ecke spähte. Der Rezeptionist hatte den Kopf auf das Gästebuch gelegt. Sie räusperte sich geräuschvoll, aber er rührte sich nicht. Elga und Noëlle durchquerten das Foyer und traten hinaus auf die Straße.

»Ich bin *so* müde«, sagte das Mädchen und ließ sich auf die Türstufe sinken.

»Ja. Jeder Zauber laugt aus, selbst ein kleiner. Warte jetzt hier, ich hol den Wagen.« Das Mädchen nickte bloß, schloss die Augen und schlang die Arme fest um das Huhn. Angeschlagen und verdattert, wie sie war, brauchte Elga eine Weile, um sich zu erinnern, wo sie geparkt hatte. Dann entdeckte sie den Wagen, einen Häuserblock weiter. Sie fischte die Schlüssel aus der Tasche, während sie die Straße entlanghinkte. Es war spät, die Cafés und Nachtlokale würden gleich schließen und entließen ihre beschwipsten, lachenden Gäste auf die Bürgersteige. Ein Pärchen blieb stehen, um sich unter einer Straßenlaterne zu küssen. All diese Zufallsverliebten, dachte sie, werden morgen vergiftet und verkatert aufwachen, ihre Herzen voll von schwarzer Reue. Sie wusste, dass sie den Leuten wahrscheinlich ebenfalls betrunken erschien, wie sie so auf den Wagen zutaumelte. Auch wenn sie ihn gelegentlich als Basis für Tränke verwendete, hatte sie Alkohol schon immer für einen eher minderwertigen Zauber gehalten. Er machte das Banale berückend und wärmte kalte Herzen auf, aber er war grobschlächtig, ohne Finesse. Zu allen Zeiten hatte sie den Alkohol wie eine Keule wirken sehen, die Leben und Familien, selbst ganze Königreiche zerschmetterte. Er war für ihren Geschmack zu gemein und zu roh, aber die Kraft seines Banns ließ sich nicht leugnen; selbst in der Kirche gaben die einem davon zu trinken.

Gerade als sie das Auto erreichte, hörte sie hinter sich eine Stimme. »Madame, einen Augenblick bitte.« Sie ignorierte sie, ohne Zweifel ein Bettler. Doch dann fiel eine Hand auf ihre Schulter. »Wir müssen Ihnen ein paar Fragen stellen.« Sie drehte sich um und sah sich zwei Polizisten gegenüber. Sie mussten im Schatten gewartet haben.

»M-hmm«, sagte sie. »Worum geht’s?«

»Dieses Fahrzeug –«

Mist, sie sah zum Wagen und begriff, dass der Zauber seine Wirkung verloren haben musste: Anstatt, von jeglichen Merkmalen befreit,

übersehen zu werden, hatte sich der vermisste Streifenwagen zu erkennen gegeben und war entdeckt worden. Das war das Problem mit anstrengenden Aktionen, die dazu nötige Kraft wurde von sämtlichen umliegenden Verzauberungen abgezogen. Man musste immer im Kopf behalten, wo man ein Werk gewirkt hatte, und dann nach jedem Kampf, ja selbst nur nach einem schweren Schock oder Sturz, zurückgehen und sich vergewissern, dass zumindest die wichtigen Dinge noch immer unter dem Bann standen. Glücklicherweise hatte Zoja nur Zeit gehabt, ihr ein blaues Auge zu verpassen, dachte Elga, weiß der Geier, was sonst noch alles an Hexereien zunichtegemacht worden wäre.

Dieser hier war von vornherein ein simpler Zauber gewesen; sie hatte nie vorgehabt, den Wagen lange zu behalten, aber er hatte sich dann als zu nützlich erwiesen, um aufgegeben zu werden. Sie überlegte, welche Zauber sie einsetzen könnte, um diesen Polizisten zu entkommen, aber sie war müde und trüb im Kopf, und selbst wenn ihr etwas eingefallen wäre, hätte sie es wegen der Passanten nicht riskieren können. Sie würde auf das Spiel eingehen müssen, später konnte sie ja sehen. Eine Chance bot sich immer. »Das? Das ist nicht mein Auto«, sagte sie. »Ich habe den Schlüssel auf der Straße gefunden.«

Der eine Polizist nickte. »Ich muss Sie bitten, mich zu begleiten, Madame. Wir können Ihnen unsere Fragen auf der Wache stellen.«

In ihrer Erschöpfung und Benommenheit vergaß Elga völlig das Mädchen, das sie schlafend auf der Türstufe des Hotels zurückgelassen hatte, und humpelte mit den Polizisten zu deren Wagen, mit dem sie dann zum Kommissariat fuhren.

Ein paar Stunden später saß sie, nachdem sie vor immer neuen Beamten dieselben Lügen wiederholt hatte, in einer Ecke der trüb beleuchteten Arrestzelle und wartete. In der Zelle saßen drei weitere Frauen, alles Prostituierte. Elga fröstelte. Sie war bis dahin noch nie festgenommen worden, wenngleich man sie und Zoja immer wieder mal mitgenommen und verhört hatte. Gewöhnlich gehörte nicht viel dazu, wieder

freizukommen, Zoja konnte die Polizisten immer mit einem kurz entblößten Bein ablenken, während Elga den jeweils geeigneten Zauberspruch zischte.

Diesmal war es anders. Diesmal war sie müde, allein und verwundbar. Sie umschlang ihre Knie und dachte an Noëlle, die sie, wie ihr erst jetzt bewusst wurde, vor Zojas Hotel zurückgelassen hatte. Wie sollte sie sie wiederfinden? Um Zoja hatte sich Elga in all den Jahren nie Sorgen gemacht – *die* hatte eine Wildheit in sich, die einem Angst machen konnte. Aber die kleine Noëlle war noch unerprobt. Sie hatte zugelassen, dass Zoja in ihrem Zweikampf die Oberhand gewann, und sie würde noch eine ganze Menge lernen müssen, oder sie würde es mit Sicherheit nicht schaffen. Aber war sie intelligent? Hatte sie das richtige Blut in sich? Vielleicht lohnte sie den Zeitaufwand gar nicht, vielleicht sollte sie sie losbinden oder totmachen. Elga fragte sich, was der richtige Schritt war. Ja, sagte sie schließlich zu sich, wenn sie zu unserem Hotel zurückfindet, dann überlebt sie. Wenn nicht, vergiss sie.

Elga schüttelte bestürzt den Kopf; wie gluckenhaft sie geworden war! Sie wusste, dass jedwede Weichherzigkeit Schwäche bedeutete, und dieses Mädchen machte sie weichherzig. Zoja war schon eine Frau gewesen, als sie sich begegnet waren, vollständig ausgeformt, schon verraten und missbraucht worden. Noëlle aber besaß noch eine Unschuld, die, wie grüne Schösslinge im Frühjahr, von der öden, ausgezehrten Landschaft abstach. Elga dachte kurz an ihre eigenen Töchter, drei waren’s gewesen, brach aber ab, als sie eine ihrer Zellengenossinnen dabei ertappte, wie sie sich gerade hinhocken wollte.

»Piss in den Pott, nicht auf den Fußboden!«, zischte Elga.

»Schnauze, Oma«, nuschelte die mascarabeschmierte Zellengenossin, die, entweder betrunken oder auf Drogen, nicht gerade stehen konnte.

»Piss in den Pott, nicht auf den Fußboden!«, wiederholte Elga, die Frau anstarrend. Ihre Zellengenossin schaute weg und taumelte dann in die Ecke, wo der Nachttopf stand. Elga tauchte wieder in die Vergangenheit ab.

So viele Erinnerungen waren vorübergeflossen – sie staunte, was inzwischen verschwommen und was scharf geblieben war. Das einzige Kind nicht mehr junger Eltern, war sie nah bei einer lauten See aufgewachsen. Sie erinnerte sich, wie sie auf dem roten Sandstrand gespielt hatte, und daran, wie die Wellen donnerten, wenn die Winterstürme kamen. Ihr Vater führte eine Art Herberge oder Karawanserei für Kaufleute, die dort Zwischenstation machten, um an dem kleinen Kreuzweg Tauschhandel zu treiben. Ihre frühesten Erinnerungen waren nächtliche Treffen bei Lampenlicht, bei denen natternäugige Reisende mit bunten Steinen spielten und an stechend riechenden Warenproben schnüffelten, während sie um den rohen Holztisch saßen und tranken und sich Geschichten erzählten. Ihr Vater wägte und maß, während ihre stille Mutter die Becher der Gäste mit Wein nachfüllte und Näpfe mit Datteln und Lammfleisch auftrug.

Elga half bei der Arbeit, aber während ihre Eltern zurückhaltend, wortkarg und vorsichtig waren, war sie ungestüm und laut. Es machte ihr Spaß, die ganze Nacht lang aufzubleiben und die Händler mit derben Witzen zu necken, bis sogar ihr Vater in Gelächter ausbrach.

Die Jahre wurden nicht gezählt, also wusste sie auch nicht, wie alt sie war, als ihr Vater sie verkaufte. Nur so viel wusste sie, rückblickend, dass es zu einer mageren Zeit geschah, da die Verzweiflung über allem hing, wie schwere Spinnweben von den Dachsparren. An einem windigen Abend zogen einige Händler durch die Handelsstation, und während sie das Gefeilsche und Geschachere verfolgte, übersah sie einen hohlwangigen Händler, der ein Auge auf sie geworfen hatte.

Am nächsten Morgen hörte sie, aus ihrem Schlaf heraus, die Stimme ihrer Mutter ihren Namen bellen. Sie blinzelte sich wach und sah den Mann neben ihrer Mutter an ihrem Lager stehen. Ohne Vorwarnung hob er sie auf und trug sie durch das Haus hinaus zu den Pferden. Sein Hengst war mit Satteltaschen schwer beladen, und die Stute trug ein kleines Bündel, in das ihre Mutter eine Handvoll Habseligkeiten gestopft hatte. Jetzt versuchte

sie sich zu erinnern, was sich in diesem Beutel befunden haben mochte. Ein paar zerlumpte Kleider. Vielleicht irgendein Spielzeug? Nein. Sie erinnerte sich vage an einen kleinen geschnitzten Vogel. War er dabei gewesen? Sie war sich nicht sicher.

Sie ritt mit dem Händler auf dem Hengst, lauschte, solange sie konnte, nach dem Donnern der See, bis der Hengst sie die Bergpfade hinauftrug und das Rauschen der Brandung in den Falten des Windes verhallte und ihre Kindheit hinter einer Waldzunge verschwand. Dann fühlte sie sich allein. Die Pferde stiegen weiter auf. Als sie endlich hielten, führte er die Pferde ein Stück abseits vom Pfad und schlug ein kleines Lager auf. Feuer gab es keines. Das schwindende blutrote Licht sank schon hinter die fernen fruchtlosen Gipfel, als ihr frischgebackener Ehemann ihre Schlafmatten ausbreitete. Starr vor Angst, legte sie sich hin. Er war nicht behutsam, und die nächsten Augenblicke waren schlimmer als jeder Nachtmahr, den sie sich hätte vorstellen können. Ihre Mutter hatte sie nie vorgewarnt oder auch nur angedeutet, dass die Ehe derlei mit sich bringen konnte, und ihr Vater war stets sanft und freundlich zu ihr gewesen. Als Elgas Schreie von jenen dunklen Bergen widerhallte, war das, was ihr am meisten wehtat, der Verrat durch ihre Eltern.

Zwei Tage später erreichten sie ihr neues Zuhause. Ihr Ehemann, Oman, entstammte einem Hirtenklan und hatte drei Brüder, mit denen er die gemeinsame Ziegenherde hütete. Das Leben war nicht leicht, sie war die einzige Frau, die für sie sorgte, und ihre Aufgaben waren anstrengend, endlos und brachten ihr keinen Dank ein. Sie leistete Knochenarbeit, ohne je mit Zärtlichkeiten von ihrem Mann entlohnt zu werden, einem despotischen, entschlossenen, in all seinem Handeln methodischen Menschen.

Bald gebar sie ihm einen Sohn, und dies erfreute Oman ungemein. Die Ankunft eines Kindes in ihrem Zuhause brachte Omans weiche Seite zum Vorschein. Nachdem sein Tagewerk vollbracht war, saß er noch lange mit ihrem Sohn draußen auf dem Feld und sah dem Licht nach, das die Welt

verließ.

Es blieb trotzdem ein hartes Leben, aber erst als sie zum zweiten Mal schwanger wurde, traf die Entsetzlichkeit ihres Daseins sie mit voller Wucht. Sie gebar an einem Festtag. Es war eine schmerzhafte, quälende Niederkunft, und als es vorbei war, hielt sie das kleine Mädchen nur wenige Augenblicke lang im Arm und sah ihm dabei zu, wie es das neue Licht des Lebens anquäkte und -greinte, bevor Oman es ihr fortnahm und sie aufforderte, sich auszuruhen. Als Elga aufwachte, waren ihr Mann und das Neugeborene verschwunden. Einer ihrer Schwager erklärte ihr, das Kind sei in der Nacht gestorben, und ihr Mann sei losgezogen, um es zu begraben.

Über die nächsten fünf Jahre wurden drei weitere Söhne geboren, allesamt gesund, und zwei weitere Töchter, die den nächsten Tag nicht erlebten. Jedes Mädchen hielt sie fürsorglich in den Armen, und jedes einzelne wurde ihr weggenommen. Am Morgen danach erzählten die Männer ihr stets dieselbe Geschichte. Aber mittlerweile lebte sie seit einem Jahrzehnt bei dem Stamm, sie kannte alle Gewerbe und Tauschgeschäfte, und sie sprach mit den durchreisenden Fremden. Sie lernte, in den Augen ihrer Angehörigen zu lesen, und es war ein Geschlecht von schlechten Lügnern.

Omans jüngster Bruder, Elon, war ein weicher, törichter Mann. Er war derjenige, der mit Gesang und Trommel aufwartete, wenn der Wein eingeschenkt wurde. Sie erledigte zusammen mit ihm die Hausarbeit, tauschte mit ihm den Familienklatsch. Eines Tages, während sie Wolle für die Webstühle kämmten, schwatzte sie munter drauflos und führte ihn unbemerkt zu ihrer Falle. »Du machst das *so* gut! Ich glaube, ich habe meine Meinung geändert, mein Mann hat doch recht mit dem, was er sagt.«

»Was sagt denn mein Bruder?«

»Ach, du weißt schon, er knurrt und sagt: ›Bah, Weiber sind unnütze Fresser.‹ Ich sage: ›Nein, Oman, ich möchte dir zwar nicht widersprechen, aber ich meine, dass wir Frauenzimmer sehr nützlich sind.‹ Jetzt schau dich

selber an, Elon, du beweist, dass er recht hat, selbst bei dieser Frauenarbeit bist du mir überlegen!«

»Nun ja, ich bin sicher, dass Ihr Frauen in manchen Dingen besser seid.«

»Vielleicht in den Städten. Aber nicht hier. Hier sind für alle Aufgaben Männer erforderlich. Ich kann mit Kochen und Waschen behilflich sein, aber dazu reicht schon eine einzige Frau. Zu viele Frauen wären nur weitere unnütze Mäuler, die es zu stopfen gälte, nicht? Und kein Nachbar würde für eine Frau genug bezahlen, und Fremde, die auf ein solches Geschäft aus wären, reisen hier viel zu selten durch. Schau dir doch an, wie weit mein eigener Mann ziehen musste, um eine Frau zu finden.«

»Ja, er ist weit gezogen, und trotzdem hat er nur eine fette, hässliche Braut gefunden!«, sagte Elon lachend.

»Ja«, lachte sie mit, »ich tauge nur dazu, ihm Söhne zu gebären.«

»Starke Söhne hast du ihm geschenkt.«

»Ich weiß. Und es ist gut, dass diese Töchter, die ich auch gebar, nicht überlebten. In dem Punkt tat mein Mann das Richtige.«

»So ist es«, sagte Elon. Er war im Begriff, noch mehr zu sagen, aber er zügelte sich. Und da wusste sie die Wahrheit.

»Es ist schon gut, mein Freund«, sagte Elga und schüttelte den Kopf, als täte sie etwas Nichtiges ab. »Er ist ein weiser Mann, sehr weise ist er. Doch sag mir, wo hat er sie begraben? Er hat es mir nie gesagt.«

Elon seufzte. »Im Flusssumpf. Er begrub sie unten im Röhricht des Sumpfes.«

Sie nickte und sagte nichts mehr. Dann wartete sie, fast drei Monde lang, und rührte ihre Pläne in ihrem turbulenten, brodelnden Gemüt. Im fahlen Morgennebel wanderte sie die schlammigen Sumpfpfade ab, umgeben vom schrillen Geschrei der aufgeschreckten Stare, und fahndete mit verwilderten Augen nach Hinweisen, wo ihre Töchter verscharrt sein könnten. Zuweilen brach sie zusammen und kniete auf dem Boden, blind vor Wut, randvoll von heißer Trauer, als bestünde sie aus flüssigem Erz. In der Dämmerung, nachdem sie sich den Tag hindurch verstellt hatte, kehrte

sie wieder zum Sumpf zurück und durchwühlte die Erde nach Gräbern, die sie nicht fand. Dann kam die Nacht, und der kreischende Wind kämmte die hohen Halme, die sich dicht und bedrohlich, wie Giftnattern, über ihr wiegten. Für diese aufreibenden Tage wahrte sie daheim eine heitere Miene, und wenn sie zu Besorgungen ins Dorf ging, war sie gesprächig und freundlich. Der Pferdehändler hörte von ihr tausend müßige Fragen über die Straßen und Wege, die aus dem Ort führten. Sie erkundigte sich nach Möglichkeiten, die Hörnchen auszumerzen, die in ihren Speichern hausten und sich durch ihr Korn fraßen. Das Weib eines Rinderhändlers verriet ihr ein Rezept für Gift.

Endlich wechselte der Frühlingsmond, und Oman ritt davon, seine Stute hochbeladen mit Ziegenhäuten für den jährlichen Handel. Als die Nacht hereinbrach, erst Stunden nach seiner Abreise, machte sie die Runde und lud seine Brüder zum Abendmahl zu sich ein. »Ich habe ein abgehangenes Wildschwein, das auf den Rost muss.« Sie tischte Buchweizengrütze auf, Würste und Brombeerwein. Während sie das Essen auftrug, erzählte Elga ihnen, sie sei am Morgen aus einem Albtraum aufgewacht, in dem ihr Mann auf seiner Reise grässlichen Gefahren begegnete. Sie hob ihren Becher: »Wir müssen diesen Alb mit einem Trinkspruch auf seine sichere Heimkehr verscheuchen. Wir alle. Selbst meine Jungen müssen auf ihres Vaters sichere Wiederkehr trinken!«, beharrte sie.

»Du wirst die Kleinen noch zu Trunkenbolden machen«, scherzte Elon.

»Haha, nein, ich habe in den Wein etwas Wasser gemischt – also, einem abergläubischen Weib zuliebe, lasst uns trinken und schreien und die Dämonen vertreiben!«

Sie alle tranken den Wein, und schon bald lagen die Männer bewusstlos da, die Köpfe auf dem Tisch. Sie zog einen nach dem anderen von seinem Stuhl und legte sie nebeneinander auf den Fußboden.

Zuerst tötete sie ihre Söhne, indem sie jedem einen spannenlangen Nagel ins Herz hämmerte. Dann nahm sie eine Axt und enthauptete methodisch, einen nach dem anderen, ihre Schwager. Anschließend ging sie zu den

Pferchen, trieb das Vieh in die Scheune und verriegelte diese, und zum Meckern der Zicklein und Lämmer steckte sie alle Gebäude in Brand. Sie nahm Elons stärkstes Pferd und ritt davon, während ihr das irre Geschrei des sterbenden Kleinviehs in den Ohren gellte.

Sie war sicher gewesen, dass Oman versuchen würde, sie aufzuspüren, aber sie sah ihn nie wieder. Sie verspürte keinerlei Schuld, keinen Kummer. Ihr Mann hatte dieses Leid in die Welt gebracht, sie hatte lediglich das Gleichgewicht wiederhergestellt. Trotzdem war sie so klug, immer weiter zu fliehen, über Bergpässe zu jagen und über das ebene Hochland. Sie hüllte sich in Tücher, um ihre Augen den Fragen von Fremden zu entziehen, und riskierte nächtliche Begegnungen mit Wegelagerern, um so viel Boden wie möglich gutzumachen. Auf einem lockeren Schotterfeld verrenkte sich ihr Pferd ein Bein, und sie setzte ihren Weg zu Fuß fort, trank bäuchlings aus Bächen, an denen sie vorbeikam, rastete nur selten.

Als die achte Sonne aufging, nahm sie, mittlerweile ausgehungert, durstig und kaum noch bei Sinnen, Witterung von Holzfeuerrauch auf und folgte dieser Spur einen zerklüfteten, birken- und kiefernbestandenen Grat entlang bis zu einem geschäftigen Feldlager. Eine Gruppe von Frauen pflegte eine große Schar verwundeter Krieger. Ein Heer war weit und breit nicht zu sehen. Die Frauen schenkten ihr keine Beachtung, bis die Anführerin der Gruppe einen Pfiff ausstieß und ihr bedeutete, näher zu kommen. Ohne jede Einführung und in barschen Tönen erklärte diese Frau, die Hauptstreitmacht sei schon über die nächste Anhöhe vorgerückt und bedränge eine abziehende Armee. Eigentlich, sagte die Frau, sollte eine berittene Einheit Nachschub bringen, aber vorerst seien sie allein und überarbeitet, und drei von ihnen seien bereits an Fieber gestorben. Sie bräuchten Hilfe. »Was ist mit dir?«, fragte die Frau. »Haben die Krieger dich angegriffen?«

Die Frau zeigte auf die Blutspritzer, mit denen Elgas Kleidung noch immer übersät war. »Ach, das«, sagte Elga mit einem Blick auf die Flecken.

»Nein, ich habe nur Tiere geschlachtet.« Von jeher eine gute Lügnerin, wusste Elga stets ihre Märchen in das Gewand der Wahrheit zu kleiden. Die Frau nickte, und Elga hatte das Gefühl, dass ein erstes, bedingtes Vertrauensverhältnis entstanden war.

Die Frau schickte sie zum Lagerfeuer, und sie half den anderen – spülte Lumpen und füllte Gefäße, während sie die Frauen bei ihrer Arbeit beobachtete. Sie wuschen Erde, Kies und Eiter aus offenen Wunden, legten Kräuterumschläge auf, um Entzündungen zu bekämpfen. Manche Frauen sangen. Die Männer krümmten sich und schrien. Im Laufe der nächsten paar Tage starben die meisten, aber einige konnten gerettet werden. Elga zeigte sich anstellig und merkte, dass die anderen Frauen sie aus den Augenwinkeln beobachteten, ihre Kraft abschätzten. Als die Reiter kamen, um ihnen von der Schlacht jenseits der nächsten Anhöhe zu berichten, packten die Frauen zusammen und zogen los, um die Verwundeten zu versorgen. Elga zog mit ihnen. An diesem Punkt begann ihr langes Leben. Diese Krankenpflegerinnen besaßen Fähigkeiten und Geheimnisse.

# XIII

*Siebtes Hexenlied*

Voilà, ihr Gaffer, ein Sack voll Verwünschungen,
keine hohlen Sprüche, von Ignoranten im Affekt hingeworfen,
rotbackig an ihren Trögen tafelnd, nein,
sondern übelste Unbekömmlichkeiten, kundig geklöppelt und in widrige Worte gefasst,
fähig, die großen Verwandlungen zu wirken –
ja, ihr habt recht gesehen,
doch subtilere Spielverderber kommen auch zupass:
korrekt hingespiene Silben, die dich alles entscheidende Anschlüsse verpassen lassen
in entlegensten Bahnhöfen, dass du allein,
als vereinzelte, wehrlose Beute zurück-
bleibst für geifernde Wölfe, geil nach dem Fleisch von Lamm und Zibbe.
Oder: du begeiferst dich selbst, tröpfelst dir gelbliche Flecken oder bekleckerst,
von plötzlichen Spasmen gepackt, aus Silberlöffeln und Kristallkelchen schlabbernd,
Hemdbrüste und Seidenbrokate,
dir zur Scham und der feinen Gesellschaft zum Spott.
Dann, auch ein Vergnügen: fette, fötide Flatulenzen im romantischsten Augenblick,
von Knoblauch-Rülpsern kontrapunktiert,
und kostbare Tapisserien von krankhaften Rötungen,
quittengelben Quaddeln und ädrigen Geschwüren,
eine Plage von unerreichbaren Juckstellen,
lechzend nach kratzenden Nägeln –
das alles mild akzentuiert von hartnäckigem Harnröhrenbrennen.

Noch nicht genug? Na, dann mehr:
Schwere Süchte, die dringlichsten Bedürfnisse,
die nacktesten Begierden, allesamt gefräßig,
klaffmäulig lechzend danach, ein Loch zu stopfen
mit Alkohol, Würfelspiel, Hengst-Schwanz oder
dem Wundschorf des Mohns, ja.
Dann, natürlich, nagende Selbstzweifel,
Stiche von Unsicherheit, peinigende Ängste,
weiß blitzend und aushöhlend wie Donnerkeile,
die in starke Bergulmen fahren.
Ein beständiges vages Gefühl von Vergesslichkeit,
stets im Hinterkopf spukend,
oder Selbstvorwürfe wegen eingebildeter Verbrechen,
die den Rand des erschöpften Gemüts zerfransen.
Oh, ein brennender Neid auf blanke neue Schuhe oder weite wertlose Landstriche,
ein fieberhaftes Verlangen nach Rubinen, Perlen Saphiren und anderem bunten Tand,
eine unwiderstehliche Schwäche für
kostspielige Unbekannte.

Eine Gabe dafür, Tee zu verschütten und Porzellan fallen zu lassen,
eine Neigung, mit Stoff in Kerzenflammen zu geraten
oder, zerstreut, Öfen und Herde zu vergessen,
bis Baude oder Burg nur Schutt und Asche sind.
Scharfe Lauscher für widrige Gerüchte,
Meisterschaft in der Kunst, wie man ein gutes Blatt verspielt.
Taube Ohren, sturer Stolz, Unduldsamkeit gegen fremde Haut und andre Stämme.
Eine zementene bauchblähende und nierensprengende Hartleibigkeit,

zäh laufende Nasen voll grünem Rotz
oder, schlimmer noch, Augen, die unaufhörlich tränen,
bis sie rot sind, blutunterlaufen und blind.

Wir haben die freie Wahl: Soll's die mürrische Enttäuschung der Impotenz sein oder
der lächerliche Signalmast einer unzeitgemäßen Erektion
oder – besser noch! – eine krämpfegeschüttelte,
nicht enden wollende, vollkommen lustfreie
Samen-Diarrhö?
Ein ständiges sinnbetäubendes geschlechtliches Gieren
nach den falschen Leuten oder leblosen Objekten?

Dann gäb's noch die Mordlust, den Hang zur Ödipus-Tat
oder die Neigung, Mutti zu killen –
oder wieder was Schlichtes: Wir können
eine lose Zunge noch beflügeln
zu ungewolltem Flegeltum und schwerster Beleidigung,
ihr die Gabe verleihen, jeder Geselligkeit
das Gift des Zotigen zu injizieren.
Und mehr als einmal schenkten wir die nackte Sehnsucht nach Rampenlicht,
den geilen Drang nach einer Krone
und den falschen Adel höherer Bestrebung.

Zuletzt, und am finstersten von allen, der eleganteste Fluch:
die Unfähigkeit, wahre Tugend wahrzunehmen
oder zu begreifen,
Beständigkeit, Geduld, Großmut und Herzensgüte –
selbst wenn sie direkt vor deiner Nase liegt,
an deinem Herd sitzt, in deinem Bett schläft,

wenn das, was deines Herzens innigste Hoffnung
tagtäglich bis zu deinem letzten Tag erfüllen könnte,
an deiner Seite steht, mit strahlenden Augen und treu,
während du, selbstvergessen, dein hungriges Auge
auf Wanderschaft schickst …

# XIV

Noëlle wachte verfroren und zitternd auf der Stufe auf. Das Huhn schlief in ihren Armen, den Kopf unter einen rostroten Flügel gesteckt. Die alte Frau hatte gesagt, dass sie gleich wieder da sein würde, aber jetzt war auf den Straßen fast keinerlei Verkehr mehr, und das Trottoir war menschenleer, also vermutete sie, dass einige Zeit vergangen sein musste, und trotzdem war Elga nirgendwo zu sehen. Noëlle stand auf, klemmte sich das Huhn unter den Arm und tappte mit zögernden, schlaftrunkenen Schritten die Straße entlang. Eine grün phosphoreszierende Uhr an der Wand eines vergitterten Cafés verriet ihr, dass es drei Uhr nachts war. Vielleicht war Elga davongefahren und hatte sie vergessen. Das erschien nicht völlig unplausibel, die alte Frau war launisch und unberechenbar. Noëlle wusste zwar, dass sie sie im Kampf gegen die böse Frau enttäuscht hatte, aber hinterher hatte sie so gütig darüber gesprochen, fast versöhnlich. Es war also Unsinn, anzunehmen, sie könnte sie verlassen haben.

Noëlle ging weiter – wie sie hoffte, in Richtung Zentrum. Sie wusste, wenn sie den Lichtern des Eiffelturms folgte, würde sie am Ende die Seine erreichen. Und in der Nähe des Flusses, nicht weit vom Louvre, würde sie das Hotel finden. Sie wünschte sich nichts anderes, als in ein warmes Bett zu schlüpfen und zu schlafen. Ah, so ein weiches Bett, wie herrlich würde es sein! Sie sah auf den Vogel hinunter, der reglos in ihren Armen lag. War er tot? Sie beugte sich über ihn und lauschte. Nein, er atmete, machte im Schlaf ein kaum wahrnehmbares warm perlendes Geräusch. Von diesem Gurren fühlte sie sich gleich besser.

Sie war noch nie allein in der Stadt unterwegs gewesen, und schon wenige Querstraßen weiter stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass sie die nächtliche Leere als besonders tröstlich empfand. Zu Hause, im Dorf, hatten ihre Eltern von Paris immer wie von einem gefährlichen und unfreundlichen Ort gesprochen, der von verschwommenen Schrecken nur

so brodelte. Sie hatten diese Schrecknisse nie näher spezifiziert, aber wann immer von der Stadt die Rede war, hatten sich die Augen ihrer Mutter geweitet, waren aus ihren Höhlen getreten, als beschreibe sie die Heimstatt eines Dämons. Aber selbst zu Hause fürchtete sich Noëlle oft, im Wald, wo von den Bäumen Spinnen hingen und unter Steinen Tausendfüßer wimmelten. Dort knarrte der Wind mit dem knochigen Geäst, Dornen zerkratzten ihr das Gesicht, und zähe Schlammpfützen sogen sich an ihren Schuhen fest und drohten sie mit Haut und Haar hinunterzuziehen. Die Stadt erschien dagegen durchaus berechenbar, gepflastert und gemeißelt, mit breiten, glatten Betonbürgersteinen, die an den schön beschrifteten Schaufenstern von Confiserien und Schneidereien, Buchläden und Tabakgeschäften entlangführten. Auch wenn sie jetzt geschlossen waren, wirkten sie beruhigend. In der Stadt brauchte man sich lediglich vor den Menschen in Acht zu nehmen, nicht vor den Wölfen und der bösen Wildnis; und aus welchem Grund auch immer bereiteten die Menschen Noëlle momentan keine allzu großen Sorgen. Das Huhn in ihren Armen hielt sie warm, und sie fühlte sich so rundum wohl auf ihrem kleinen Abenteuer, dass sie versucht war, alte Kinderlieder anzustimmen.

Erst als sie in die Nähe der Galeries Lafayette kam, machte sich eine gewisse Nervosität bei ihr bemerkbar, denn eben dort hörte sie plötzlich die abgehackten Schritte hinter sich. Der Takt war derselbe wie ihrer, und als sie langsamer ging, um die Person vorbeizulassen, ging sie nicht vorbei. Sie wollte sich nicht umdrehen, und sie wollte nicht laufen, aber sie beschleunigte wieder ihren Schritt und versuchte, schneller zu gehen. Die Schritte hinter ihr fielen nicht zurück. Vielleicht, sagte sie sich, war es ein Polizist oder ein Gemüsehändler auf dem Weg zum Großmarkt. Trotzdem, umdrehen wollte sie sich nicht.

Sie versuchte sich abzulenken, indem sie an die Galeries Lafayette dachte. Sie war einmal dort gewesen, letztes Jahr, als ihre Mutter sie zu den Weihnachtseinkäufen in die Stadt mitgenommen hatte, und sie hatte gehofft, auch Elga würde mit ihr dorthin gehen. Es war der

wunderschönste Ort, den es gab, der Traum eines jeden kleinen Mädchens eigentlich, man kam sich darin vor wie in einem funkelnden Diamanten oder einer mehrstufigen Geburtstagstorte mit Zuckerguss. Ihre Mutter hatte ihr Beignets mit Puderzucker und Rosinenbrötchen gekauft –

– Noëlles Gedanken gefroren, als die Schritte hinter ihr näher kamen, so nah, dass sie unmittelbar hinter ihr waren. Ihr Herz raste wie das eines Kolibris. Sie hatte kein Geld, sonst wäre sie auf die Straße gelaufen und hätte eines der einsamen schwarzen Taxis angehalten, die gelegentlich vorüberfuhren.

»Guten Abend, Mademoiselle.«

Beim Klang der Stimme stellten sich ihr die Nackenhaare auf. Sie fühlte sich so klein und schwach wie ein Marienkäfer, der sich unter dem Schatten eines sich senkenden riesigen Stiefels duckt. Sie wagte nicht, zu dem Unbekannten aufzuschauen. Sie ging weiter, die Augen geradeaus nach vorn gerichtet. »Hallo«, sagte sie und hoffte, nicht unhöflich zu sein.

»Hättest du einen Sou übrig?«

»Leider nein«, sagte sie. Sie hätte dem Bettler ihre ganzen Ersparnisse gegeben, nur um ihn loszuwerden.

»Ach so«, sagte der Unbekannte. »Na dann …«

Dieses kurze Gespräch hatte sie immerhin so lange abgelenkt, dass sie die finstere Lücke eines Hofes nicht gesehen hatte, der zwischen diesem und dem nächsten Gebäude lag. Doch der Unbekannte hatte sie gesehen. Mit einer plötzlichen Bewegung riss er sie in die Höhe, während er ihr gleichzeitig den Mund zuhielt, und huschte mit ihr durch die Einfahrt in die schwarze Dunkelheit. Sie ließ das Huhn fallen, trat nach hinten gegen seine Beine und biss in seine Hand. Der Vogel kreischte laut auf, als er auf den Boden fiel. Noëlles Angreifer atmete keuchend, während er das Mädchen gegen die Hauswand drückte. Und da sah sie sein schreckliches mageres Gesicht, seine stoppelige Haut, wettergegerbt und fettig, die Wangen mit Aknenarben übersät. So aus der Nähe sah er gemein und hungrig aus. Er beugte sich über seine kleine Beute, atmete ihr, nach Galle, Tabak und

saurem Wein stinkend, ins Gesicht.

»Ich will nur, was in deiner Tasche ist«, sabberte er. »Gib mir –« Ein heiseres Kreischen schnitt ihm das Wort ab, gefolgt von donnerndem Flügelgeflatter, als ob ein ganzer Schwarm Geier vom Himmel gefallen wäre. Der Mann schrie gequält auf und ließ Noëlle los. Sie fiel hin und krabbelte hastig davon, starrte dann gebannt zurück auf die zwei Silhouetten, die im Schatten miteinander rangen.

Das Huhn attackierte den Mann mit verbissener Bösartigkeit. Blut strömte schon reichlich aus den zerkrallten Augenhöhlen, die der Mann vergeblich zu schützen versuchte. Der Vogel wand sich und schlug mit den Flügeln, während sein Schnabel abwechselnd in die jetzt zerfetzten Augen und den Adamsapfel des Mannes hackte und immer weiterhackte, sodass die Schmerzensschreie des Mannes schon bald im nassen Gegurgel eines Ertrinkenden untergingen. Schließlich ließen das Kreischen des Vogels und die Schreie des Mannes in den angrenzenden Häusern Lichter angehen. Noëlle rannte in Richtung des Flusses, einen seltsamen Kitzel im Herzen.

Eine knappe Stunde später bog sie erschöpft, mit vor Erregung noch immer prickelndem Blut und schmerzenden Rippen, um die Ecke und sah am Ende des Häuserblocks ihr Hotel. Mit seiner breiten Fassade und den flatternden Flaggen wirkte das Gebäude beruhigend väterlich, als sei es geduldig die ganze lange Nacht hindurch aufgeblieben, um sie bei ihrer Rückkehr zu trösten. Sie tat einen Stoßseufzer, froh und erleichtert darüber, doch noch zurückgefunden zu haben. Sie wusste, dass der Nachtportier sie in ihr Zimmer lassen würde, es war derselbe, der ihr in der Nacht ihrer Ankunft warme Milch gebracht hatte.

Sie war überrascht, wie ruhig sie war, bemerkenswert unberührt von den verwirrenden Ereignissen, die sie durchgemacht hatte – dem Kampf in der kleinen Hotelwohnung, dem Tod der Ratte, Elgas Verschwinden und, zuletzt, dem entsetzlichen Überfall auf der Straße. Wie sie selbst wusste, hätte sie eigentlich ein zitterndes Nervenbündel sein müssen, reif für die sofortige Einweisung in die Irrenanstalt, in der Elga sie ausfindig gemacht

hatte. Aber, um die Wahrheit zu sagen, sie fühlte sich ganz ausgezeichnet. Sie drehte sich um und schaute den Boulevard entlang, wo das Huhn angetrippelt kam. Der rotbraune Vogel blieb kurz stehen und pickte in den Rissen des Trottoirs herum.

# XV

Will wurde kurz vor der Morgendämmerung von Zojas sanften Küssen geweckt. Dieselbe Frau, die scheinbar in den letzten Zügen gelegen hatte, war jetzt fieberhaft lebendig, strich mit den Lippen an seinem Schlüsselbein entlang, knabberte an seinem Ohr. Im Handumdrehen hatten ihre Aufmerksamkeiten seine Lebensgeister geweckt. Er packte sie, riss sie an sich. Sie hielt ihn gefangen, die Hände hinter seinem Nacken verschränkt, die Stirn gegen seine Brust gedrückt. Er griff nach ihren Brüsten und Brustwarzen, während sie ihm in die Schulter biss und an seinen Haaren zog, dann nach Luft schnappte, als er in sie eindrang. Sie brachten das Bettgestell zum Ächzen und ließen das Kopfende gegen die Wand knallen. Ihre Beine reckten sich über seinem Körper, während sie von unten gegen ihn drückte und ihre Schreie in seiner Halsbeuge vergrub. Sie ritten einander, taub für den Krach, den sie machten, und kamen endlich mit einem brechenden Brunftschrei und einem heftigen Schauder zum Abschluss. Dann fiel sie herunter, an seine Seite.

»Wo sind wir?«, fragte sie schläfrig, und die Augen fielen ihr schon wieder zu.

»Bei Oliver.«

»Bei Oliver?« Ihre Frage war kaum ein Hauch. »Warum?«

»Jemand hat meine Wohnung beobachtet. Es war zu gefährlich.«

Ihre Stirn furchte sich, als ob diese Worte ihr Sorge bereiteten, aber dann schlummerte sie wieder ein, an seine Brust geschmiegt, die Augen fest geschlossen. Er sah ihr eine Zeitlang beim Schlafen zu, dann kroch er unter ihr hervor und stand auf, um ins Bad zu gehen.

Oliver saß in seinem Bademantel und gestreiften Pyjama am Küchentisch, vor sich eine Tasse Kaffee und die Morgenausgabe von *Le Monde*. »Oh, hallo«, sagte Oliver. »Konnte nicht umhin, euch bei eurer Morgengymnastik zu hören. Im ersten Moment dachte ich, das wären

Madame Boillets arme Katzen, die im Parterre um die Wette jaulten.«

»Tut mir leid, dich geweckt zu haben. Ich dachte, ich hätte noch eine weitere Stimme hier gehört?«, konnte Will sich nicht verkneifen zu fragen.

»Oh, Gwen könnte eine Stierhatz verschlafen. Und mich habt ihr auch nicht geweckt. Ich war im Gegenteil gerade im Begriff, euch aus dem Bett zu scheuchen, als ich euren kleinen Spektakel gehört habe.«

»Stimmt«, erinnerte sich Will, »du wolltest, dass wir was erledigen.«

»Ja, schau dir das mal an.« Oliver zog zwei Geschäftskarten aus der Tasche seines Bademantels und legte sie nebeneinander auf den Tisch. Sie waren identisch und trugen den Aufdruck:

PHARMACIE POITIER
64, Rue du Roi, 4ième, 67-005-956

»Eine dieser Karten war in Boris' Tasche, als er zusammenbrach. Die andere habe ich in Neds Zimmer gefunden. Soweit ich es erkennen kann, war das – abgesehen davon, dass sie beide mit mir befreundet waren – das Einzige, was sie miteinander gemeinsam hatten. Also, von diesem Poitier habe ich noch nie etwas gehört, ich habe ein bisschen herumgefragt, und es kam nichts dabei raus. Selbst Red und den übrigen Jazzjungs sagt der Name nichts, und diese Burschen kennen sich auf dem Gebiet normalerweise gut aus.«

»Und das Gebiet wäre …?«

»Pharmazeutika.«

»Was bringt dich auf den Gedanken, dass es sich bei der Angelegenheit gerade darum handeln könnte?«

»Boris hatte dieses seltsame Opiat in der Tasche, schon vergessen? Irgendwo muss er es hergehabt haben, und eine Apotheke scheint mir der richtige Ausgangspunkt für eine Suche zu sein. Einen Blick reinzuwerfen kann jedenfalls nicht schaden. Also dachte ich, wir könnten in dem Laden ein bisschen rumschnüffeln, besondere Kriegslisten sind gewiss nicht erforderlich, wenngleich eine kleine Maskerade ganz amüsant wäre.«

Will ging auf Olivers Schnapsideen nicht ein. »Das ist wahrscheinlich eine stinknormale Apotheke.«

Oliver schüttelte den Kopf. »Nein, der Laden ist definitiv suspekt. Er ist in keinem Branchen- oder sonstigen Telefonbuch verzeichnet, und als ich diese Nummer gewählt habe, hat jemand abgenommen, aber kein einziges Wort gesagt. Ich sag dir, dieses Schweigen war regelrecht unheimlich!«

Will zuckte die Achseln. »Vielleicht ist deren Telefon kaputt.«

»Unwahrscheinlich.«

»Wahrscheinlich ist der Laden ganz harmlos, Oliver. Vielleicht kauften Boris und Ned dort zufällig beide ihr Aspirin. Überleg doch, Verbrecher verteilen in der Regel keine Geschäftskarten.«

»Schon, aber dreh deine Argumentation doch mal um – wenn du Aspirin kaufst, nimmst du dann normalerweise die Geschäftskarte der Apotheke mit?« Oliver trank den Rest seines Kaffees aus, während Will sich schon mal darauf einstellte, das Unvermeidliche zu akzeptieren. »Also, machen wir uns auf die Socken?«, fragte Oliver.

»Lass mir ein paar Minuten Zeit, mich anzuziehen«, sagte Will und schüttelte dabei den Kopf über seine eigene Fügsamkeit.

»Ja, natürlich, das muss ich ja auch noch«, sagte Oliver. »Ich lass den Mädchen einen Zettel da, dass wir sie zur Buße dafür, dass wir sie sitzengelassen haben, heute Abend zum Essen ausführen, irgendwohin, wo’s lustig ist, ins Procope zum Beispiel.«

Wenig später verließen die beiden die Wohnung. Unten angelangt, hob Will die Hand, um ein vorbeifahrendes Taxi anzuhalten, aber Oliver zog seinen Arm wieder herunter. »Wir können schlecht aus einem Taxi heraus eine Observierung durchführen, der Fahrpreis wäre astronomisch. Ich hab mir den da von einem Freund geborgt.« Er zeigte auf einen Bel Air, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite parkte. »Keine Sorge, ich spiel gern den Chauffeur.«

Es war noch früh, und es gab wenig Verkehr, so durchquerten sie die Stadt rasch, und nachdem sie um ein paar Ecken gebogen waren, fanden sie

bald den gesuchten Häuserblock. Als sie langsam an der angegebenen Hausnummer vorbeifuhren, sahen sie keinerlei Schild in den Fenstern oder über der Tür. Die Rollläden waren hinuntergelassen, und alles wirkte wie ausgestorben. Oliver fuhr an der nächsten Ecke an den Bordstein und stellte den Motor ab.

»Und jetzt?«, fragte Will.

»Jetzt warten wir.«

Will sah sich auf der menschenleeren Straße um. »Warum mussten wir so früh herkommen?«

»Nun, wenn man sehen möchte, wer den Laden aufmacht, sollte man besser da sein, bevor der Laden aufmacht.«

Das Argument war nicht zu widerlegen. Aber Will war müde, und es war kalt. Die nächste Stunde lang saß er in seinen Wollmantel eingemummelt und versuchte, sich ein bisschen auszuruhen, während Oliver die Apotheke im Außenspiegel beobachtete. Irgendwann döste Will ein.

Als er aufwachte, wusste er nicht genau, wie lange er geschlafen hatte, aber das Viertel pulsierte jetzt von vormittäglicher Geschäftigkeit. Die kleinen Lebensmittelläden hatten ihre Türen geöffnet, Cafés hatten ihre Schiefertafeln auf den Bürgersteig herausgestellt, und Autos, Fußgänger und Fahrräder hasteten, huschten und ratterten vorüber. Eine Gruppe von Kindern in Schuluniformen machte sich auf den Weg in die Schule. Von irgendwoher kam der Geruch von gebratenem Speck, und Will bekam Hunger. Er sah zu Oliver hinüber, der noch immer auf die Apotheke konzentriert war. In der Hoffnung, seinen Appetit zu betäuben, fischte Will ein Päckchen Gitanes aus der Tasche. »Also, was läuft denn zwischen dir und Gwen?«, fragte er.

»Bitte, lass uns den Bürotratsch auf dem Minimum halten.«

»Verzeihung, müder Versuch, ein bisschen Konversation zu machen.«

»Du wirst feststellen, dass ich meine Arbeit sehr ernst nehme, wenn ich mal arbeite, und ganz besonders, wenn ich die Überstunden bezahlt kriege.«

»Moment mal, du wirst für das hier bezahlt?«, sagte Will. »Und was bekomme ich?«

Oliver steckte sich eine Zigarette an. »Du bekommst Antworten. Die ganze Zeit schon.«

Sie schwiegen. Nach dem Herumgehetze der letzten paar Tage genoss Will diesen beschaulichen, friedlichen Morgen. Anstatt sich mit Morden und Intrigen abzugeben, saßen sie jetzt lediglich in einem Wagen und sahen sich eine Tür an. Die Ruhe tat gut. Will legte den Kopf an den Sitz und spielte Höhepunkte von alten Spielen der Tigers noch einmal in Gedanken ab.

Er drückte seine Zigarette aus und sank wieder in einen leichten Schlaf, aus dem er erst aufwachte, als Oliver ihn anstupste. »Ich muss ein Pissoir suchen. Behalt den Laden im Auge.« Oliver stieg aus dem Wagen aus und entfernte sich die Straße entlang. Als er verschwunden war, rutschte Will auf den Fahrersitz, um die Apotheke zu beobachten. Er erinnerte sich, wie sein Großvater ihm einmal gesagt hatte, der einzige Erfolg, der zählte, bestünde darin, eine Arbeit zu haben, bei der niemand für einen einspringen musste, wenn man mal pissen ging.

Er warf einen Blick auf seine Uhr, es war fast elf. Als er wieder zum Spiegel aufsah, bemerkte er eine Gestalt, die sich der Apotheke näherte. Der Mann kam Will irgendwie bekannt vor, aber er konnte sich nicht erinnern, woher. Der Mann sah sich rasch um, bevor er verstohlen die Apotheke betrat. Will versuchte, ihn irgendwie unterzubringen, aber es gelang ihm nicht. Er hatte kein besonderes Gedächtnis für Gesichter, ein Umstand, wie ihm bewusst wurde, der ihn für den Geheimdienst nicht gerade prädestinierte. Er war erleichtert, als Oliver endlich zurückkam. Will rutschte wieder auf den Beifahrersitz und erzählte Oliver von dem Mann.

»Du sagst, er kam dir bekannt vor?«

»Sehr.«

»Aber du weißt nicht, woher.« Oliver trommelte mit den Fingern auf

dem Lenkrad. »Glaubst du, er ist von der Firma?«

Will war verwirrt. »Wenn du ›Firma‹ sagst, meinst du dann meine Werbeagentur oder die CIA?«

»Ist gehupft wie gesprungen. Jetzt denk nach, wer ist er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Okay, ist schon gut. Wenn er wieder herauskommt, hast du eine zweite Chance.«

Also saßen sie da, beobachteten und warteten. Niemand kam aus der Apotheke heraus. »Tja, eines scheint mir ziemlich sicher zu sein«, sagte Oliver schließlich. »Wegen eines Röhrchens Aspirin ist der Mann nicht da drin.« Will nickte ein bisschen enttäuscht. Er hatte gehofft, dieser Auftrag würde sich als Sackgasse erweisen; untätig im Auto zu sitzen, hatte er als eine reizende Idylle empfunden. Jetzt aber spürte er, wie die Räder erzitterten und sich stampfend wieder in Bewegung setzten. Davon wurde ihm leicht übel, weil es ihn an das Gefühl erinnerte, das er als kleiner Junge gehabt hatte, als er einmal im Trikot der West Detroit Little League allein in der beschaulichen Stille des rechten Außenfeldes gestanden hatte, kurz bevor sein himmlischer Frieden vom Knall des Schlägers irgendeines halbstarken Rüpels, der den Ball in seine Richtung drosch, zerfetzt worden war. Er erinnerte sich, wie er den Flug des Balls verfolgt hatte, der hoch, hoch hinaufging in einem Parabelbogen, um sich dann bösartig wieder hinabzustürzen und Chaos und Unheil in sein ungelenkes, unkoordiniertes Leben zu bringen. Seit er Oliver kennengelernt hatte, fühlte er sich so, als torkelte er unbeholfen herum, im vergeblichen Versuch, einen hohen Ball nach dem anderen aus der Luft zu fangen.

Verschlimmert wurde seine Übelkeit von der verbrauchten Luft im Wagen, in dem ein dünner Dunst von Zigarettenrauch alles durchdrungen hatte. Und – was die Sache auch nicht gerade besser machte – Oliver hatte angefangen, etwas streng zu riechen. Will schloss die Augen und versuchte sich abzulenken, indem er sich Zojas Duft vergegenwärtigte, den Geruch ihrer Haut und ihres Nackens und ihres Haars, und ihren Geschmack unten

zwischen den Beinen, der ihn in dem Moment, aus welchem Grund auch immer, an eine würzige marokkanische Tajine denken ließ. Er lächelte bei diesem Gedanken, bei dem sich auch sein Schwanz regte, und dann genierte er sich plötzlich, hoffte, dass sein Freund nichts davon bemerkt hatte. Eine Erektion in einem Augenblick engen kumpelhaften Beisammenseins wie diesem konnte etwas schwer zu erklären sein. Will öffnete die Augen und richtete sich auf, mit einem Mal ungeduldig, aus dem Auto auszusteigen und sich die Beine zu vertreten, und gleichzeitig unwillig, sich zu rühren. Er konzentrierte sich gerade darauf, sich zu entspannen, als Oliver sich, aufgeregt, ruckartig aufsetzte.

»Grundgütiger, du hast recht, und ob wir ihn kennen!«, sagte Oliver. Sie schauten beide durchs Heckfenster und sahen den Mann aus der Apotheke herauskommen. »Es ist Jake.«

»Jake?«, sagte Will.

»Du weißt, wer er ist, Will. Du hast ihn neulich abends kennengelernt.« Da erinnerte sich Will, Jake war bei dem Treffen in dem Nachtklub der vierte Mann gewesen, der Schläfrige. »Die Frage ist: Was in Herrgotts Namen macht er hier?«, sagte Oliver, während er Jake nachsah, der sich die Straße entlang entfernte.

»Warum holen wir ihn nicht ein und fragen ihn?«, schlug Will vor.

»Nein, wenn man an Boris' und Neds jüngst gemachte Erfahrungen denkt, glaube ich nicht, dass der direkte Weg der weiseste wäre«, sagte Oliver. »Ich bin allerdings neugierig, ob seine Vorgesetzten wissen, was er so treibt.«

»Seine Vorgesetzten?«

»Er arbeitet für deinen Freund Brandon.«

Will kratzte sich leicht verwirrt den Kopf. »Wirklich?«

»Für Auslands-Yanks ist Paris ein Dorf, und bei der Firma herrscht zurzeit Personalmangel, also arbeitet Brandon jetzt als hiesiger Verbindungsoffizier für zwei nachrichtendienstliche Sektionen: Kultur und Wirtschaft, was Jake und dich einschließt, und streng genommen auch

mich. Also, schauen wir mal, ob wir nicht jemanden finden, der uns hilft, zwei und zwei zusammenzuzählen. An der Ecke ist eine Telefonzelle, ich bin gleich wieder da.« Er stieg aus dem Wagen und entfernte sich. Will dachte derweil über das, was er gerade erfahren hatte, nach, aber Oliver kam zurück, ehe er zu irgendwelchen Schlussfolgerungen kommen konnte.

»Das ging schnell«, sagte Will.

Oliver ließ den Motor an. »Ja, ich hab Brandon am Schreibtisch erreicht, Glück gehabt, auch wenn er ein bisschen zugeknöpft war. Wollte nicht am Telefon reden. Vermute, er hat Angst, die Räume der Firma könnten verwanzt sein, oder vielleicht geht's auch um diesen Maulwurf, vor dem sie immer Schiss haben, wer weiß? Wir haben abgemacht, uns heute Abend an unserer alten Übergabestelle zu treffen, draußen im Bois de Boulogne. Er sagte außerdem, ich sollte dich mitbringen.«

»Er weiß, dass ich mit dir zusammen bin?«

»Na ja, ich hab's nicht von mir aus erzählt, aber er hat gefragt, und ich sah keinen Grund zu lügen, vor allem weil ich das letzte Mal, wo wir ihn gesehen haben, gerade dabei war, dich aus deinem Büro zu schleifen. Jedenfalls scheint es ein glücklicher Zufall zu sein, er meinte, er hätte eine gute Neuigkeit für dich.«

»Wirklich?« Wills Neugier war geweckt. »Was das wohl ist?«

Oliver steckte sich eine weitere Zigarette an. »Keine Ahnung.«

Will sah auf seine Uhr, froh, dass die Probleme sich allmählich von selbst zu lösen begannen. »Wie es aussieht, haben wir noch ein paar Stunden Zeit, vielleicht könnten wir uns vorher mit den Mädchen zu einem Drink treffen.«

»Die Mädchen kommen mit Sicherheit prima allein zurecht; mit etwas Glück haben sie den Tag bei Paquin verbracht, Dessous einkaufen. Wir können später zu ihnen stoßen. Ich schlage vor, wir genehmigen uns Austern und Wein im Chat Noir, es liegt auf dem Weg.«

# XVI

Zoja wachte auf, nachdem die Sonne untergegangen war. Sie raffte sich im Bett auf und versuchte, die vergangenen vierundzwanzig Stunden wieder zusammenzubekommen. Was war geschehen? Warum hatte Elga sie angegriffen? Was hatte die zerlegte Uhr zu bedeuten? Wie in aller Welt war sie einem so perfekt geplanten Angriff entkommen? Sie erinnerte sich an das kleine Mädchen, das dabeigesessen und sie mit einem Zauberspruch gebannt hatte. Die Anwesenheit des Mädchens war leicht zu erklären: Da sie beim Töten eine Gehilfin brauchte, hatte sich Elga eine formbare kleine Gassengöre gesucht und sie in ihr Vorhaben hineingezogen, so wie eine dunkle strudelnde Strömung Boote gegen die Felsen zog. Zoja begriff, dass dies der Grund war, weshalb sie den Angriff überlebt hatte. Elga arbeitete schnell, aber sie war eine unzuverlässige und brutale Frau, die ebenso leicht einem hungrigen Soldaten die Kehle durchschneiden wie ihm eine kalte Kartoffel geben konnte – und genauso war sie auch mit den Mädchen, die sie anlernte, sie riss sie an einem Tag an den Haaren, um sie am nächsten sanft zu kämmen. Zoja wusste, dass eine solche Sprunghaftigkeit eine schlechte Ausbildung bedeutete. Wenn sie in Eile durchgezogen wurde, zahlten zuletzt die Mädchen den Preis. Im Laufe der Jahre hatte sie Elga ein paar andere anlernen sehen, aber die wechselhaften Methoden der alten Frau führten zu sehr durchwachsenen Resultaten. Ein paar von ihnen mochten noch unterwegs sein, dachte Zoja, aber sie bezweifelte es. Die meisten dieser Lehrlinge waren vor ihren Augen zugrunde gegangen, sei es, weil sie lebenswichtige Sprüche vergessen hatten, sei es, weil sie nicht vorsichtig genug gewesen und deswegen aufgefallen waren.

Zoja wusste, dass sie das Scharmützel um Haaresbreite verloren hätte, und sie bezweifelte, dass sie, wäre Will nicht erschienen, mit dem Leben davongekommen wäre. Der Anblick seines lieben Gesichts, das genau in dem Moment, mit dieser drolligen, fragenden Miene, aufgetaucht war,

erschien ihr noch immer wie ein Traum. Auch das war eine seltsame Wendung des Schicksals gewesen, sie hatte den Verdacht, dass diese Geisterhexen mal wieder an den Strippen zogen. Aber zu welchem Zweck? Was webten sie da? Es half nichts, Mutmaßungen anzustellen. Zoja wusste nur so viel, dass es nicht das reinste Vergnügen war, von einem Mann gerettet zu werden. Normalerweise war es *ihre* Aufgabe, sie vom Abgrund zurückzureißen, die Rechnungsprüfer zu verwirren, die Ankläger zu vergiften, ihre Liebhaber mit Schleiern von Unsichtbarkeit zu verhüllen, wenn sie in die Schlacht ritten. Gelegentlich hatten Männer auch versucht, ihr zu helfen, aber das waren fast immer die schlimmsten, die am Ende mit einem harten, raffgierigen Lächeln ankamen, das klar zu verstehen gab: »Schulden muss man bezahlen.« Sie konnte sich nicht erinnern, jemals zuvor von einem Mann gerettet worden zu sein. Es ärgerte sie, denn sie schuldete niemandem gern etwas.

Sie musste allerdings zugeben, dass Will anders war: Er war in die Situation ahnungslos hineingetappt, arglos wie ein Kaninchen, das einer Jagdgesellschaft vor die Flinten hoppelt. Es war nicht einmal klar, ob er überhaupt gespürt hatte, in was er da hineingeraten war, und dank ihrem geflüsterten Zauberspruch würde er sich nie wieder daran erinnern. Also ja, dachte sie, ich kann ihm etwas schulden, weil er niemand ist, der mir je die Rechnung vorsetzen wird. Sie wusste, dass er sich einfach freute, da gewesen zu sein, als sie ihn brauchte. Sie lächelte in sich hinein, als sie sich erinnerte, welch eine Erleichterung sie darüber verspürt hatte, heil davongekommen zu sein, von ihm in den Armen gehalten, sicher im Taxi das Chaos des Kampfes hinter sich zu lassen, während die Welt um sie herum sich zu Dunkelheit und Wärme zusammenzuziehen schien. Sie erkannte, dass das Gefühl tröstlicher Geborgenheit, das er ihr durch seine beruhigende Umarmung geschenkt hatte, eine fast ausschließlich weibliche Empfindung war, ein Zustand, den die meisten Männer nur als Säuglinge, in den Armen ihrer Mutter, erlebten.

Auf dem Nachttisch fand sie ein paar Zeilen, die Will ihr zurückgelassen

hatte: *Was Langwieriges zu erledigen, bin zum Abendessen zurück, ruh dich aus, Kuss, Will*. Sie zog sich an und ging in die Küche. Sie erschrak, dort Gwen vorzufinden, die in einem von Olivers viel zu großen Hemden dasaß und einen dünnen Roman las. »Ah, guten Tag, Schlafmütze. Oliver hat ein paar Zeilen dagelassen und mich vorgewarnt, dass du hier bist. Er will uns später alle zum Essen einladen.« Sie sah mit einem herzlichen, angenehmen Lächeln zu ihr auf. »Da steht eine Kanne Earl Grey, falls du eine Tasse möchtest.«

Zoja lächelte höflich zurück. »Danke.« Sie schenkte sich Tee ein. Sie schaute aus dem Fenster und sah, dass es dunkel war. »Wie spät ist es?«

»Fast acht, ihr beiden müsst letzte Nacht ja ordentlich gepichelt haben.«

»M-hm.« Zoja nickte vor sich hin. So lange hatte sie also geschlafen, und trotzdem fühlte sie sich noch so schwach. Sie wusste, dass es noch ein, zwei Tage dauern würde, ehe sie wieder ganz auf dem Damm wäre. »Du gehst jetzt also mit Oliver?«

Die junge Britin lächelte. »Ich würde nie sagen, dass ich mit einem Mann ›gehe‹, da käme ich mir wie ein Backfisch vor!«

»Ja«, sagte Zoja. »Ich hätte wohl fragen sollen: ›Schläfst du mit Oliver?‹«

Gwen lachte gezwungen. »Ja, aber nur gelegentlich, hier und da mal. Gestern Abend hat er mich gebeten, Fahnen zu korrigieren, und dann, na ja, du weißt ja, was für eine Plaudertasche er ist. Es hat fast zwei Flaschen Wein gedauert, ihn endlich zum Schweigen zu bringen.«

Zoja sah Gwen an. Sie hatte schon viele Frauen gekannt, die wirklich das waren, was Gwen vorgab zu sein, und sie achtete diese aufrichtig selbstständigen und fähigen Individuen, die ein großes Selbstvertrauen mit Intelligenz und Eigenverantwortung kombinierten. Zoja hatte solche Frauen nie »Freundinnen« nennen können – denn fast alle besaßen sie einen zu scharfen Verstand und eine zu sensible Intuition, sodass Zoja, wollte sie nicht riskieren, durchschaut zu werden, immer einen großen Bogen um sie machen musste –, aber diejenigen, die sie im Vorbeigehen kennengelernt hatte, hatte sie geschätzt, wobei ihr vollauf bewusst war,

dass man, um als intelligentes und schönes Geschöpf in einer patriarchalischen Welt seinen Weg zu machen, recht kunstvolle Tanzschritte beherrschen musste. Die Männer gestatten dir nicht, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, denn bist du so stark wie sie, stellen sie dich als hässlich und gefühlskalt dar, während sie, wenn du versuchst, deine Vorzüge und Fähigkeiten hervorzukehren, dich als eitel abstempeln. Manche dieser bemerkenswerten Frauen fanden tatsächlich Männer, mit denen sie gleichberechtigt zusammenleben konnten, und bisweilen fanden sie sogar Partner, die ihre Überlegenheit akzeptierten, aber allzu oft fielen sogar diese Männer jenem finstersten aller Instinkte zum Opfer: dem Stolz. Und dann konnte Zoja zusehen, wie diese »sanften« Männer ihre Frauen mit ihren weichen, grausamen Waffen – Eifersucht, Spott, Abwesenheit, Vernachlässigung – zermürbten, oft mit tödlichen Folgen. Männer mochten primitiv und stumpfsinnig sein, dachte Zoja, aber völlig hirnlose Tiere waren sie nicht, sie wussten, wie sie wieder die Oberhand gewannen.

»Natürlich wäre eine echte Beziehung mit einem Mann wie Oliver unmöglich«, fuhr Gwen fort. »Er witzelt zwar manchmal, er wolle eine anständige Frau aus mir machen, aber ich weiß, das wird er nicht. Weißt du, ihm hat vor einiger Zeit eine das Herz ganz entsetzlich gebrochen, und ich glaube, seine Fähigkeit zu tieferen Empfindungen ist seither ziemlich begrenzt. Aber es ist schon in Ordnung, es ist ja nicht so, dass ich es sonderlich eilig hätte, irgend so eine erbärmliche Imitation einer glücklichen Ehe zu inszenieren, wie meine Mutter sie durchgemacht hat.«

Zoja nickte höflich und trank ihren Tee. Viele Ehen, die sie beobachten konnte, waren ihr wie furchtbar angestrengte, verkrampfte Angelegenheiten erschienen, die oft schon beim bloßen Zusehen wehtaten. Doch sie war keine völlige Zynikerin und hatte durchaus auch eine reiche Vielfalt an Beziehungen miterlebt, die gut funktionierten. Ein Extrem sah so aus, dass der Mann spät, erst gegen Mittag, aus den Federn kam und bis tief in die Nacht, fast bis zum Morgengrauen arbeitete, während seine Angetraute noch vor den Hühnern aufwachte und sich kurz nach

Sonnenuntergang schlafen legte, wodurch sich ihr beider Leben gerade eben im Vorbeigehen berührten, und dann war es eine liebevolle und herzliche Berührung, wie wenn man während eines kurzen Aufenthalts auf einem Bahnhof einem alten Freund begegnete. Am anderen Extrem gab es die Partnerschaften, in denen jedes Verhältnis zur Außenwelt eine Verschmelzung der Gedanken und Worte beider darstellte, sodass einer des anderen Sätze vollendete, Wünsche aussprach, Tagebuch führte und Briefe unterschrieb, alles auf harmonische, fast hellsichtige Weise. Zwischen diesen zwei Extremen spannte sich ein Spektrum verschiedenster funktionierender Beziehungen, das so riesig und vielfältig war wie die Anzahl der in der Natur lebenden Arten von Schmetterlingen.

Zoja musste zugeben, dass Gwen und Oliver diesbezüglich keine Chance hatten. Zunächst einmal hatte Gwen etwas leicht Falsches an sich, alles, was sie äußerte, klang irgendwie verstellt, wie bei einem zwar wohlerzogenen und belesenen Menschen, der seine Bildung gleichwohl noch lange nicht verinnerlicht hat. Von irgendwelchen gebrochenen Herzen in Olivers Vergangenheit hatte Zoja nichts gehört, dafür hatte er sich während ihrer kurzen Bekanntschaft entschieden wie ein Eroberer verhalten und keineswegs wie ein Mann, der nach seiner zweiten Seelenhälfte suchte. Sie erinnerte sich, dass sein Gesicht in den Spasmen der Lust einen fast jungenhaften Stolz gezeigt hatte, als sei der sexuelle Höhepunkt so etwas wie das Aufpflanzen einer Flagge auf einem verschneiten Gipfel.

Als sie das Hemd betrachtete, das Gwen anhatte, erkannte sie, dass es dasselbe war, das sie selbst an dem Morgen danach getragen hatte, genau an *dem* Morgen übrigens, an dem sie und Gwen sich zum ersten Mal begegnet waren. Sie fragte sich gerade, ob das Mädchen es bewusst zu Demonstrationszwecken angezogen hatte, als sie beim Schrillen des Telefons beide zusammenfuhren. Gwen sprang auf und nahm ab. »Hallo? … Oh, hallo … Ja, sie ist aufgestanden, wir plaudern gerade … Wo? … Natürlich, Liebling, natürlich.« Gwen legte auf und setzte sich wieder. »Das war Oliver. Er möchte, dass wir uns mit ihm im Bois de Boulogne treffen.

Ist nicht ganz klar, was er eigentlich vorhat, aber ich habe ihm gesagt, wir würden da sein. Ein Rendezvous im Wald« – sie kicherte. »Wie aufregend!«

Zoja verkrampfte sich. Gwens zwanglos-fröhlicher Ton enthielt eine Nuance, die ihr Sorgen bereitete, und ihre Stimme hatte am Telefon falsch geklungen. Eines der Dinge, die Zoja über die Jahre sehr gut gelernt hatte, war, Täuschung zu durchschauen, und Gwen war eindeutig eine Lügnerin. Zoya konnte zwar nicht sagen, worin diese Lüge genau bestand, aber sie wusste, dass es nichts Harmloses war. Jetzt stand Gefahr im Raum, sie regte sich in Gwens zerstreuten Augen und tanzte in ihren nervösen Fingerspitzen, mit denen sie ihre Zigaretten in ihrer Handtasche zerknickte. War das wirklich Oliver am Telefon gewesen? Zoja bezweifelte es. War es eine Falle? Wahrscheinlich. Warum? Und wen sollte es interessieren, ob Zoja da war? Wer wusste auch nur, wer sie war?

Zoja versuchte es mit einem Ausweichmanöver. »Vielleicht sollte ich besser hier auf Will warten.«

»Ach, nun sei nicht so eine Transuse!«, sagte Gwen und boxte ihr scherzhaft gegen den Arm. »Oliver hat gesagt, Will wäre bei ihm, und außerdem können wir beide etwas frische Luft gebrauchen. In dieser Wohnung riecht’s fürchterlich. Komm schon, das wird bestimmt lustig!«

Also nickte Zoja, und Gwen ging sich anziehen. Zoja war nicht allzu nervös. Sie war zuversichtlich, dass sie, selbst in ihrem erschöpften Zustand, mit allem fertigwerden würde, was sie erwartete. Nachdem sie so viele Jahre lang all die tödlichen Spiele mitgemacht hatte, fiel es ihr nie besonders schwer, gegebenenfalls einfach auszuweichen und zu entkommen. Aber es missfiel ihr, auf offenkundige, aber nicht im Detail durchschaubare Täuschungen einzugehen. Der einzige Grund, warum sie mitging, war, wie allzu häufig der Fall, dass ihr kein anderer Weg offenstand.

# XVII

*Achtes Hexenlied*

Wie du siehst,
saugen wir wie ein Abfluss,
in dem Wasser wirbelnd verschwindet,
diese bekümmerten und beladnen Seelen
auf und drängen sie dicht zusammen,
denn jetzt ist die Zeit gekommen,
Beute gegen Beute zu hetzen
und zuzuschauen, wie diese unsren stolzen Wandelsterne
auf ihren nahen und fernen Umlaufbahnen
das strahlende Gesicht unsrer Sonne überqueren.
Auch die zwei kleinen Monde, die wir angestoßen,
werden darüber wegziehen,
eine lichtende Anti-Eklipse bewirken
für den Abgrund
der geliebten Finsternis.

# XVIII

Vidot bekam allmählich Hunger. Er saß auf dem Gipfel von Wills Kopf und hörte sich an, wie Oliver unaufhörlich redete, während sie tiefer in den unbeleuchteten Stadtwald schlenderten. »Du bist noch nie hier gewesen? Ernsthaft? Der Bois de Boulogne ist unglaublich, einmalig auf der ganzen Welt. Siehst du dieses Schild dort, ›Zum Zoo‹? Während der Belagerung von Paris holten die eingeschlossenen Bürger dort die Tiere aus ihren Käfigen, kochten sie und servierten sie im elegantesten Restaurant der Stadt, auf ihrem besten Geschirr. Ich hatte einen Zoo bis jetzt noch nie als exotische Speisekammer betrachtet, aber offenbar ist er das, zumindest potenziell.«

Während er dahinritt, ließ der Floh die Gedanken schweifen; er hatte eigene Erinnerungen an den Bois, denn eben hier hatte er einst um Adèle geworben. Sie hatten sich ein paar Monate nach Ende der deutschen Besetzung kennengelernt, er war ein Streifenpolizist, dessen ramponierter Stolz und Patriotismus sich nur langsam erholten. Sie war jünger als er, Studentin der Altphilologie. Sie hatten sich in der Bibliothek kennengelernt. Adèle wohnte mit ihrer verwitweten Mutter in einer Zweizimmerwohnung, wo sie Ingwertee tranken und sehr wenig aßen. Vidot wohnte zusammen mit zwei Kollegen in einem kleinen Appartement ein ganzes Stück von ihr entfernt, was ein ungestörtes Beisammensein schwierig gestaltete. Also schlichen sich die Liebenden immer wieder davon zu Spaziergängen in diesem Park, dem berüchtigten Bois de Boulogne. Er entsann sich langer Küsse, während deren er sie gegen einen Baum drückte und die Hand unter ihre Bluse gleiten ließ, und der köstlichen Verwirrung, in die die Berührung ihrer warmen Haut ihn stürzte und die seinen Körper von seinem Geist trennte und ihn in ein Reich versetzte, in dem die einzigen dort existierenden Dinge gefühlt oder geschmeckt werden mussten, wie Hitze und Fleisch und Verlangen. Als die zärtliche Erinnerung wiederkehrte, versuchte er verzweifelt, sie zu fassen zu bekommen und festzuhalten, so

wie man einen köstlichen Geschmack im Mund hin und her wälzt, bevor er sich verflüchtigt, aber sosehr er sich auch bemühte, entzog sich die Erinnerung mehr und mehr, weil dieser Typ, dieser Oliver, einfach nicht die Klappe halten wollte.

»Ach, und – herrje – du wirst es nicht für möglich halten, im 19. Jahrhundert stellten sie hier im Park Menschen aus. Lebendige, Zulus und Pygmäen. Die ganze Stadt kam zum Gaffen. Deswegen kaufen sich die Leute heutzutage vermutlich *National Geographic*, um nackte schwarze Eingeborenenärsche und -titten zu beäugen, aber ich finde es ganz besonders surreal, mir das in natura und leibhaftig vorzustellen. Glaubst du, auch nur einer der Bildungsbürger, die durch diesen Menschenzoo flanierten, blickte je in jener edlen Wilden Augen und entdeckte einen Mitmenschen und Bruder im Geiste? Ernsthaft, man fragt sich wirklich, auf welcher Seite der Käfigstäbe damals die eigentlichen Wilden standen!«

Während sie den Vidot wohlbekannten Weg entlanggingen, betrachtete der Floh die vorüberziehende Reihe von Parkbänken. Er konnte sich nicht erinnern, wo genau, aber er wusste, dass sie hier in der Nähe gesessen hatten, als in ihm der Entschluss gereift war, Adèle einen Antrag zu machen. Es war ein Samstag gewesen, entsann er sich, und während sie sonst oft über die komischen Leute gelacht und gewitzelt hatten, die mit ihren Sonnenschirmen, ihren kleinen Hunden und ihren ungezogenen Kinder vorbeispazierten, war Adèle an jenem bestimmten Tag nachdenklicher als sonst, fast abwesend erschienen. Er hatte sich gefragt, ob sie traurig war oder vielleicht zerstreut, doch dann bemerkte er, dass sie einfach allem, was sie beide umgab, besondere Aufmerksamkeit schenkte, den Oberflächen, dem Licht, den Nuancen jedes einzelnen Elements, den Blüten und den Knospen. Als er, scheinbar scherzhaft-philosophisch, nachfragte, erfuhr er, dass Adèle das Leben nicht so wie viele andere als eine bloße Unterhaltung betrachtete, die es zu genießen oder blind zu konsumieren galt, und sie sah es auch nicht wie Vidot als eine wunderbare Abfolge ineinandergreifender Rätsel, die nur darauf warteten, gelöst zu

werden. Vielmehr begriff sie das Leben als einen – in einem einzigen unendlichen und unveränderlichen Augenblick aufgehobenen – gigantischen wunderbaren Akt, bei dem sie als Zeugin und als Teilnehmerin zugleich zugegen war. Er war sprachlos, als er diese Anschauung als die logischste und wahrste Deutung des Daseins erkannte, der er jemals begegnet war, und er wusste da, dass er Adèle heiraten und mit diesen Augen und diesem Geist eins werden musste, da er sonst nie erfahren würde, was es bedeutete, in der Welt gegenwärtig zu sein.

»Und direkt dort drüben fanden während der Olympiade von 1900 die Tauzieh-Wettkämpfe statt. Ob du's glaubst oder nicht: Tauziehen war damals eine olympische Disziplin. Unglaublich, nicht? Ich glaube, Schweden gewann. Ich erinnere mich, das irgendwo gelesen zu haben, als Kind war ich ein enzyklopädischer Sammler von Kuriositäten aus der Welt des Sports.«

Während er mit halbem Ohr Olivers Gequassel zuhörte, musste Vidot daran denken, dass auch er die Tendenz hatte, zu viel zu reden, insbesondere über seine Arbeit. Er fragte sich, ob das Adèle davongetrieben hatte. Die Begeisterung, mit der er auf Details seiner grausigen Fälle herumritt. Selbst nachdem sie gelöst waren, hielt er die Geschichten noch weiter am Leben. Wie viele Male hatte er ihr die Schauermär von dem Bräutigam erzählt, den man mit einem Beil im Schädel aufgefunden hatte (der Priester war's gewesen)? Er fragte sich, ob er sich genug für Adèles Leben interessiert hatte, für ihre Mühsal inmitten der langen Regale und vollgestopften Magazine der Bibliothek. Er hatte immer angenommen, seine Arbeit, mit all den Dieben, Betrügern, Schurken und Witwenschlächtern, sei etwas, worüber sie bestimmt mehr wissen wollte. Doch vielleicht war das eine falsche Annahme gewesen; ja, wahrscheinlich sogar. Als er jetzt darüber nachdachte, hätte er sich selbst ohrfeigen können.

»Einst wimmelten diese Wälder von Verbrechern. Pierre Belon wurde just auf diesem Weg, nur ein Stückchen weiter, von Straßenräubern

ermordet. Kennst du Belon? Bedeutender Mann, Reisender, Naturforscher, Künstler – tatsächlich stammt eine meiner Lieblingszeichnungen von ihm: die wissenschaftliche Gegenüberstellung eines Menschen- und eines Vogelskeletts. Mit verblüffenden Parallelen, Knochen für Knochen. Pierre Belon, Mannomann, was für eine großartige Person! So, und wenn mich mein Gedächtnis jetzt nicht trügt, ist das hier die Stelle, an der wir uns in die Büsche schlagen müssen, um Brandons kleinen Treffpunkt zu erreichen. Er ist ganz vernarrt in derlei romantischen Räuber-und-Gendarm-Quatsch.«

Vidot wusste, dass er aufhören musste, seine Gedanken so zwanghaft um Adèle kreisen zu lassen, um sich dafür auf die anstehenden Probleme zu konzentrieren, aber der Park hatte alle Erinnerungen an das zarte Aufblühen ihrer Liebe zum Leben erweckt, und jetzt konnte sein kleiner Verstand nicht anders, als daran zu denken, wie lebhaft Adèle gewesen war, als sie zum ersten Mal miteinander geschlafen hatten. Er erinnerte sich, wie rückhaltlos, wie großzügig sie ihn geliebt hatte, um anschließend zu ihm aufzuschauen, während sie beide, schweißgebadet, noch heftig atmeten. »War es schön für dich?«, hatte sie gefragt und dann kokett hinzugefügt: »Wünschst du dir sonst noch etwas?« Er war kein besonders experimentierfreudiger Liebhaber gewesen, er tat die Dinge, von denen er annahm, dass sie von ihm erwartet wurden, er war gewissenhaft, konzentriert, lieb und romantisch, gewiss nicht klinisch kalt, aber auch ganz bestimmt nicht so einfallsreich, gierig oder physisch fordernd, wie sie und Alberto miteinander gewesen waren. Natürlich hatte ihrer beider Leidenschaft im Lauf der Jahre in ihrer Beständigkeit nachgelassen, sie war episodischer und auch vorhersagbarer geworden, aber in all der Zeit hatte er nicht aufgehört, sie zu begehren; auch im reiferen Alter entzückte ihn die Schönheit ihres nackten Körpers nach wie vor.

Doch während er über ihr gemeinsames Leben nachdachte, ging ihm auf, dass zwischen Adèles Wünschen und dem, was er ihr geboten hatte, ein Ungleichgewicht bestanden haben musste. Als sie »Wünschst du dir sonst noch etwas?« gefragt hatte, hatte sie von ihren eigenen Bedürfnissen

gesprochen, hatte nach einer Zuneigung gehungert, die sie nie von ihm bekommen hatte. Sie hatte viel, viel mehr gewollt, sogar mehr, als sie in jener ersten Zeit der gierigen Hände, Schöße und Küsse unter diesen dunklen, schattigen Bäume aneinander gehabt hatten. Stattdessen hatte er ihr immer weniger gegeben. Wie hatte er es je dazu kommen lassen können? Vielleicht hatte er seinem Intellekt eine zu große Rolle in ihrem gemeinsamen Leben zugestanden, hatte sie nie von einem reinen, tierhaften Verlangen getrieben umarmt, verschlungen und einfach genommen, war stattdessen allzu rational gewesen, hatte ihre Stimmungen und Bedürfnisse analysiert, sie geachtet, wenn er sie hätte lieben sollen. Er begriff, dass, während er ihren Körper wie einen trockenen Wälzer behandelt hatte, den es zu lesen und zu studieren galt, jemand dahergekommen war und sich das Buch aus dem Regal geschnappt hatte.

Die bange Anspannung, die diese schuldbewusste Manöverkritik hervorrief, machte ihn schwindlig und hungrig. Noch einmal erinnerte er sich daran, dass er sich auf irgendetwas anderes als auf Adèle konzentrieren musste. Aber zuerst brauchte er etwas zu essen. Er krabbelte tief in Wills Haargestrüpp und schlug die Fänge in seine Schwarte. Die schwummrige Befriedigung kam rasch und heftig, sie benebelte seine Sinne, während das warme Blut jeglichen Gedanken an seine Frau tosend hinwegspülte. Er fragte sich, ob dies das Gefühl war, das Rauschgiftsüchtige und Opiumesser erlebten: von den täglichen Leiden des Daseins geheilt zu werden, indem die Sinne zunehmend ertaubten und der Geist sich mit Wolken zuzog. Er war fast bewusstlos, als er, wie ein schlafendes Kind, das Gäste kommen hört, verschwommen eine Anzahl neuer, ihm unbekannter Stimmen registrierte. Voller Neugier stolperte er schläfrig die Kuppe von Wills Schädel hinab und versuchte benommen, die Augen scharf zu stellen und zu erkennen, was da im Wald vor sich ging.

Eine kleine Gruppe von Leuten stand auf einer Lichtung herum. Er zählte insgesamt sieben Personen, einschließlich Will und Oliver. Die einzige andere, die Vidot erkannte, war Zoja (den Namen der Brünetten

hatte er an dem Morgen erfahren, als ein wollüstiger Will ihn im Zuge ihrer Frühgymnastik alle Augenblicke lustvoll wiederholt hatte). Ihr gegenüber stand eine andere junge Frau und hielt eine Pistole auf sie gerichtet. Ein anderer Mann richtete eine Pistole auf die Frau. Auf ihn wiederum zielte eine weitere Pistole. Was zum Teufel ist da los?, dachte Vidot. Kaum drehe ich mich für eine Minute um, beschafft sich die ganze Welt Waffen? Dann fiel ihm auf, dass zwar alle englisch sprachen, aber nur die Junge-Frau-die-nicht-Zoja-hieß einen englischen Akzent hatte. Die Übrigen waren Amerikaner. Ah ja, dachte Vidot, Amerikaner lieben ihre Schusswaffen. Die Leute redeten schnell durcheinander, und er hatte seine liebe Not, alles mitzubekommen.

»Lassen Sie das Mädchen frei.«

»Was ist denn in Sie gefahren, White?«

»Ich liebe sie.«

»Reden Sie keinen Schwachsinn, White, Sie kennen sie doch überhaupt nicht!«

»Ich sage lediglich, Sie müssen sie gehen lassen.«

»Warum erledigen wir sie nicht alle, und fertig ist die Chose?«

»Nein, das wär schludrig.«

Während die kleine Gruppe sich darüber zankte, wer wen erschießen sollte, bemerkte Vidot, dass Oliver sichtlich nervös einen der Männer im Auge behielt. Dann bemerkte Vidot, warum das so war: weil ebendieser Mann seine Pistole auf sie gerichtet hielt, genauer gesagt, er zielte damit just auf den Kopf, auf dem er, Vidot, gerade hockte. Jetzt selbst leicht nervös, begann Vidot, die anwesenden Kopfschwarten zu mustern, um abzuschätzen, welche den sichersten Rückzugsort für ihn darstellen mochte.

Seine Überlegungen wurden unterbrochen, als es, ein Stück abseits, im Gesträuch raschelte. »Hallo? Hallo? Sind Sie da?« Aus der Dickung drang eine hohe Stimme mit einem singenden Schweizer Akzent. »Entschuldigen Sie, ach, ach, es tut mir entsetzlich leid, dass ich mich verspätet habe. Ich

scheine mich verirrt zu haben. Entschuldigen Sie vielmals!« Dann trat, nachdem er die Zweige beiseitegeschoben hatte, so wie ein Conférencier einen roten Vorhang aufstoßen mag, ein Mann auf die Lichtung. Einen seltsamer aussehenden Mann hatte Vidot noch nie zu Gesicht bekommen. Er war zierlich, nur knapp anderthalb Meter groß und trug eine runde Brille und einen babyblauen Seersucker-Anzug mit einem säuberlich gefalteten Einstecktuch in der Brusttasche. Vollkommen kahl, hatte er eine bleiche Haut, die mit Flecken in verschiedenen Rot- und Blassvioletttönen übersät war, ganz wie der Bauch eines kranken Hundes. Vidot genügte ein Blick, um zu erkennen, dass er dieses Mannes Blut nicht zu kosten wünschte.

»Was kommen Sie so spät?«, knurrte der Amerikaner, dessen Waffe noch immer auf Will gerichtet war.

»Ah, guten Abend, Brandon, ich habe mich mit Ihrer Wegbeschreibung leider furchtbar schwergetan. Gibt es Probleme? Ich dachte, Sie hätten alles im Griff.«

»Nichts, womit wir nicht klarkämen, einer unserer Männer hier ist ein bisschen weich und romantisch geworden«, sagte Brandon, indem er auf den Mann namens White deutete.

»Ich verstehe.« Der kleine Wicht ging hinüber zu White. »Na, worum geht es hier, mein Freund?«

»Tut mir leid, Mr Bendix, ich kann nicht zulassen, dass das Mädchen getötet wird.«

»Aber Sie wissen doch, dass sie in dem Plan eine entscheidende Rolle spielt. Das haben wir alles schon besprochen. Wir töten sie, dann nimmt Brandon die zwei anderen Burschen da fest. Es ist einfach eine Ménage-à-trois, die zu einem grausigen *crime passionnel* ausgeartet ist.« Der kleine Mann schritt einen langsamen Kreis um die Gruppe ab und blieb vor Oliver stehen. »Später, aber bevor er einen Anwalt rufen kann, hängt sich dieser Schnösel mit den vielen Beziehungen, das bedauernswerte Opfer einer unseligen Leidenschaft, in seiner Zelle auf, während der andere« – er

blickte Will an –, »dieser unschuldige Mann aus nirgendwo, versucht, der Polizei, dem Richter, jedem, der ihm zuhört, seine Geschichte zu erzählen, aber natürlich glaubt ihm kein Mensch, und so verschwindet er auf Nimmerwiedersehen in eine Zelle. Und alle sind glücklich, verstehen Sie? Na ja« – er streifte Will und Oliver mit einem Blick –, »*fast* alle. Sie sehen also, White, es ist alles gründlich durchdacht , warum also die Verzögerung?«

»Ich liebe sie.«

»Das ist idiotisch. Er kennt sie nicht einmal«, sagte Brandon.

»Er sagt, dass er sie liebt, aber er kennt sie nicht? Das klingt für mich sehr mysteriös, oder vielleicht ist es auch normal. Ich weiß es nicht. Ich habe meinen Appetit auf Frauen schon vor so langer Zeit aufgegeben, da ist es leicht, zu vergessen, wie behexend sie sein können. Aber *das* klingt schon ungewöhnlich. Hmmm.« Er ging zu Zoja und blieb so dicht bei ihr stehen, dass seine Nase fast ihre Wange berührte. »Sie *ist* bezaubernd. Dürfte ich nach Ihrem Namen fragen, Mademoiselle?«

»Ich bin Zoja Fominitschna Iljitschowitsch.«

Der kleine Mann erschrak sichtlich. Er trat, weit offenen Mundes, einen Schritt zurück. »Zoja … Iljitschowitsch? Wirklich! Wie wunderbar, wie mirakulös! Meine Güte!« Er klatschte in die Hände wie ein kleiner Junge, der ein besonders leckeres Bonbon bekommen hat. »Zoja Iljitschowitsch, Himmel, ja, das ist ja eine Überraschung! Brandon, Sie hatten mir lediglich gesagt, wir hätten irgendein dahergelaufenes russisches Mädchen, nicht *die* Zoja Iljitschowitsch! In der Tat, nun ja, dies ist ein Augenblick, der einen veritablen Tusch verdient hat.«

Zoja bekam große Augen. »Ich kenne Sie nicht«, sagte sie.

Der kleine Mann lächelte und schwang den Finger durch die Luft. »Ah, aber ich kenne *Sie*, ich weiß alles über Sie, und über Ihre Freundin ebenfalls. Wie heißt sie noch gleich? Elga. Ja, Elga Sossoka. Natürlich, wer könnte Elga Sossoka vergessen? Sagen Sie mir, wo ist sie zurzeit?«

»Ich kenne diese Frau nicht.«

Der kleine Mann nickte. »Ja, gut, warum lügen wir uns nicht gegenseitig an? Die Wahrheiten können wir immer noch im Labor aus den Lügen herausfiltern.« Er wandte sich zu seinem Freund mit dem kantigen Kiefer. »Tja, Brandon, ich fürchte, dieser unerwartete Glücksfall ändert unsere Pläne beträchtlich. Wenngleich nur zum Besseren, wie ich glaube. Ich kann unser Glück kaum fassen. Ihr Freund White ist irgendwie verhext worden. Sie müssen wissen, sie ist recht geschickt darin – habe ich nicht recht, Zoja Iljitschowitsch?«

Die Frau sagte nichts. White sah verwirrt aus. »Nein, reden Sie nicht so über sie! Ich lasse nicht zu, dass Sie ihr etwas antun!«

Der kleine Mann lächelte. »Oh, Sie können beruhigt sein, White, die Dame Ihres Herzens wird nicht sterben.« Er zog einen kleinen Revolver aus dem Achselholster. »Aber Sie natürlich schon.«

Bendix zielte und schoss, und Whites Kopf flog, während er umfiel, zur Seite. Dann, noch bevor sein Körper gelandet war, ertönte der schrille Ton einer Trillerpfeife, und eine Stimme rief aus dem Gesträuch: *»Police! Ne bougez pas! Lâchez vos armes!«* Die Stimme klang vertraut, aber bevor Vidot – der reichlich verblüfft war über die große Anzahl von Leuten, die das Unterholz des Parks zu bergen schien – ihr ein Gesicht zuordnen konnte, erhob sich, noch größere Verwirrung stiftend, ein seltsames, dumpf donnerndes Getöse wie von Teppichen, die auf dem Balkon geklopft werden, dem unmittelbar ein wilder Chor durchdringender, schriller Schreie folgte.

Er hörte Oliver »Lauf, Will!« brüllen, und dann flohen sämtliche Akteure, trotz der eindeutigen polizeilichen Aufforderungen, stehen zu bleiben, in alle Himmelsrichtungen, was rasch zu einem einzigen Durcheinander von Hektik und Bewegung verschwamm. Eine Frauenstimme schrie auf. Weitere Schüsse fielen. Vidot, der vergeblich versuchte, den Hals zu recken, um festzustellen, was genau geschah, konnte den Blick auf nichts heften, da der Besitzer des Schädels, auf dem er ritt, jetzt, so schnell er irgend konnte, durch den Wald wetzte. Verständlicherweise gestaltete sich die Navigation

im Dunkeln etwas schwierig, und verschiedentlich kamen Äste gegen Wills Kopf angesaust und rasierten ihm fast den armen Vidot von der Schwarte. Endlich blieb Will stehen und duckte sich hinter einem dicken Baum. Er kauerte auf dem Boden, schwer atmend vor Panik, aber ansonsten vollkommen regungslos, und rührte sich nicht einmal, als die Schreie und das Durcheinander der inzwischen fernen Stimmen allmählich verhallten. Vidot kauerte sich instinktiv ebenfalls hin, dicht an Wills Schädel gepresst, als versteckte er sich in seinem eigenen undurchdringlichen Privatwald.

Unweit knackte ein Ast in der Dunkelheit. Da er ahnte, was gleich geschehen würde, wollte Vidot eine Warnung schreien: *Rühr dich nicht, sag kein Wort!* Doch er konnte nicht.

»Oliver?«, wisperte Will, ins Dunkel lugend. »Bist du das?«

Der schwache Lichtschein, vielleicht einer fernen Straßenlaterne, ließ den Umriss der Pistole erglänzen, als der kleine Mann aus dem Schatten hervortrat. »Nein. Leider nicht«, sagte er. »Sie werden bitte schweigen. Mein Chauffeur wartet mit dem Wagen, er steht direkt dort drüben, wo die Bäume aufhören. Sehen Sie die Scheinwerfer? Schön, gehen wir.«

# Viertes Buch

*Wirklich, niemand weiß, ob die Welt real oder ein Phantasma ist, das heißt, ob die Welt ein natürlicher Prozess ist oder ob sie etwas wie ein Traum ist, ein Traum, den wir vielleicht, vielleicht auch nicht, mit anderen teilen.*

Jorge Luis Borges in:
*The Paris Review*

# I

Maroc war morgens mit einem Gefühl der Verzweiflung aufgewacht. In seinem Bett liegend hatte er sich daran erinnert, dass dieser Posten als eine kurze Zwischenstation in seiner beruflichen Laufbahn gedacht gewesen war, als ein bloßes Sprungbrett in ein einträglicheres Amt. In letzter Zeit aber schien sich diese Stelle eher als die Wand zu erweisen, gegen die er seine Karriere zu fahren drohte, denn unter seinem Regiment schien sich der gesamte Bezirk in ein veritables Tollhaus zu verwandeln – erst vergangene Nacht war ihm gemeldet worden, dass ein Toter mit ausgerissenen Augen und zerfetzter Kehle aufgefunden worden sei. Um die Sache noch schlimmer zu machen, gaben Zeugen aus der Nachbarschaft an, das Opfer sei von einem Huhn getötet worden.

Genug, dachte Maroc. Er musste energischer durchgreifen. Episoden wie diese, dazu Polizeibeamte, die einfach verschwanden, wie vom Erdboden verschluckt blieben, durften nicht weiter ohne Konsequenzen bleiben. Die Schuldigen mussten gefunden werden, und dann mussten sie büßen, andernfalls würde Maroc – wie ihm sein Vorgesetzter, Papon, gestern im Zuge einer sehr kurzen und bündigen Besprechung mitgeteilt hatte – selbst büßen müssen.

Doch jetzt, nur wenige Stunden später, hatte sich das Rad des Glücks weitergedreht, und Maroc verspürte eine strahlende Zuversicht und eine Ahnung heraufdämmernder Möglichkeiten, die ihm die fast ekstatische Hoffnung einflößte, die Dinge würden sich doch noch zum Guten wenden. Nachdem er eine Woche lang das Gefühl gehabt hatte, die ganze Welt habe sich gegen ihn verschworen, trafen erstmals gute Nachrichten ein. Die erste erhielt er an diesem Morgen, als man ihm gleich nach seinem Eintreffen im Büro meldete, Bemms und Vidots Streifenwagen sei wiedergefunden worden. Noch besser, die mutmaßliche Diebin sitze gleich im Parterre, in einer seiner Arrestzellen. Maroc hatte umgehend Lecan aus seinem Büro

gezerrt, und die beiden stiegen hinunter in den Zellentrakt. Ohne auf das Zischen und die schrillen Pfiffe der Prostituierten zu achten, begaben sie sich zu der Zelle, in der die steinalte Frau mit gekreuzten Beinen auf ihrer Pritsche saß und an einem trockenen Kanten Brot kaute. Während sie sie durch die Gitterstäbe beobachteten, verzog sie keine Miene oder reagierte in irgendeiner Weise auf ihre Anwesenheit. Keiner der Männer sprach ein Wort, und nach ein paar Minuten wandten sie sich ab und ließen sie wieder allein.

In Marocs Büro tauschten sie ihre Eindrücke aus. »Sie wirkt verstockt«, sagte Inspektor Lecan.

»Ein ganz schönes Veilchen, das sie da hat. Wer ihr das wohl verpasst hat?«, sagte Maroc mit skeptischem Ton.

»Ich glaube kaum, dass es Vidot oder Bemm war«, sagte Lecan.

»Sie haben recht. Ich bezweifle, dass eine alte Vettel wie die es mit zwei kräftigen Polizeibeamten aufnehmen könnte. Ich meine, Vidot war ein bisschen schmächtig, aber trotzdem.«

»Ganz Ihrer Ansicht, sie ist viel zu alt. Ich kann mir nicht vorstellen, wie sie Vidot überwältigt haben sollte. Ganz zu schweigen von Bemm. Sie waren beide stark genug, um mit einer alten Frau fertigzuwerden.«

»Wie lautet ihre Geschichte?«, fragte Maroc, während er eine Clementine von seinem Schreibtisch nahm, um sie dann über dem Papierkorb zu schälen.

Lecan überflog das Vernehmungsprotokoll. »Die Frau sagt aus, sie habe den Wagen auf der Rue Dupin gefunden. Vielleicht sagt sie ja die Wahrheit.«

Maroc nickte nachdenklich. »Oder sie steckt mit Vidots Frau unter einer Decke, darauf würde *ich* tippen. Die Witwe legt sich einen neuen Stecher zu, die Hexe kriegt einen neuen Wagen. Kein schlechtes Geschäft, für beide nicht.«

»Sollten wir uns je in einer vergleichbaren Situation befinden, nehme ich den Wagen«, scherzte Lecan.

Maroc lächelte und fuhr fort: »Wir sollten die alte Schachtel wenigstens ein bisschen in die Mangel nehmen, mal schauen, was sie zu erzählen hat.«

»Wie gesagt, sie sieht verstockt aus«, sagte Lecan. »Ich würde sie noch eine Weile in ihrem eigenen Saft schmoren lassen, bevor wir versuchen, etwas aus ihr rauszukriegen. Etwas mehr gesiebte Luft wird sie schon weichkochen.«

Lecan lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und las den Rest des Protokolls vor. »Sie gibt ihren Namen mit Elga Sossoka an, kann sich allerdings nicht ausweisen. Sie behauptet, mit dem Bus in die Stadt gekommen zu sein, um eine Freundin zu besuchen, doch als sie eintraf, sagt sie, habe sie erfahren, dass die Freundin verzogen sei. Auf dem Rückweg zur Bushaltestelle habe sie den Wagen gesehen, und der Schlüssel habe in der Tür gesteckt. Sie sagt, die Füße hätten ihr wehgetan und ihre Knöchel seien geschwollen gewesen, also habe sie den Wagen genommen und sei damit ein paar Tage umhergefahren, auf der Suche nach ihrer Freundin. Sie sagt, sie habe gewusst, dass es unrecht war, den Wagen zu nehmen, aber sie werde langsam alt und ihr Verstand funktioniere nicht mehr fehlerfrei.« Lecan warf das Protokoll auf den Schreibtisch. »Lachhaft! Wer macht denn *so* was? In einem Polizeiwagen? Völlig absurd. Ich könnte diese Geschichte in zehn Minuten zerpflücken.«

»Dann zerpflücken Sie sie«, sagte Maroc.

Lecan hob den Telefonhörer ab und instruierte einen Wachtmeister, zu dem Bauernhof in der Nähe von Cergy zu fahren, wo die Festgenommene nach eigener Angabe wohnte. »Stellen Sie fest, ob jemand da ist; sagen Sie, die Sossoka sei vorläufig festgenommen. Es sei vielleicht sinnvoll, einen Anwalt einzuschalten, und mit einer baldigen Freilassung sei nicht zu rechnen. Stellen Sie dann ein paar Fragen, und schauen Sie, was Sie über sie herausfinden können.«

Maroc nickte, als Lecan auflegte. »Sie haben recht, vierundzwanzig Stunden in einer Zelle dürften sie mürbe machen, dann legen wir ihr die Daumenschrauben an. Ich wette, sie steht mit Vidots Frau im Komplott. Ich

kann's förmlich riechen. Wobei mir einfällt« – er nahm einen Stoß Blätter in die Hand und wedelte damit Lecan zu –, »Pingeot hat gestern diese Mitschriften gebracht, wollen Sie mal einen Blick reinwerfen?«

Maroc hatte Madame Vidot und ihren Liebhaber unter Überwachung gestellt, ihre Telefone wurden abgehört und ihre Wohnungen beobachtet. Die Liebenden hatten zwar keinen Versuch unternommen, sich zu treffen, wohl aber telefonierten sie häufig miteinander. Und so war es gekommen, dass Maroc sich am Nachmittag des Vortages hatte anhören können, wie sein sehr nervöser Untergebener, der junge Christian Pingeot, ihm fast eine Stunde lang ebenso peinliche wie explizite Pornographie vorlas. »Dann sagt dieser Alberto« – der Wachtmeister hatte sich geräuspert –, »ähem, ›Ich will …‹, ähem, ›ich will meinen Speer tief in deine, deine …‹, Monsieur, ich kann wirklich nicht.«

»Lesen Sie es mir vor, Wachtmeister.«

»Sehr wohl, Monsieur. ›Ich will meinen Speer tief in deine feuchten Blütenblätter stoßen‹ – *bitte*, Monsieur!«

Maroc musste einräumen, dass dies ganz schön starker Tobak war. Aber er befahl Pingeot fortzufahren, einfach weil ihm die Verlegenheit des Wachtmeisters Spaß machte. Jetzt drückte er die Transkripte vergnügt Lecan in die Hand.

Lecan las die Mitschriften mit aufgerissenen Augen. »Meine Güte, dieser Alberto ist ein schauderhafter Dichter!«, sagte er.

»Nun, er ist immerhin Italiener«, gestand Maroc zu.

Lecan lächelte. »Wissen die beiden, dass wir sie überwachen?«

»Schwer zu sagen. Aber sie erlaubt ihm nicht, zu ihrer Wohnung zu kommen. Und zu ihm nach Hause können sie nicht gehen, da ist seine Frau. Sehen Sie, was er also vorschlägt?« Maroc zeigte auf eine bestimmte Stelle in der Mitschrift.

Lecan las sie und lächelte. »A-ha, der Schlawiner, er will sich heute Abend mit ihr im Bois de Boulogne treffen.«

Maroc klatschte in die Hände. »Haha, so eine gute altmodische

Unanständigkeit! Da fühle ich mich direkt wieder jung«, lachte er. »Tja, man möchte doch glatt mitmischen, hm? Lust auf eine kleine nächtliche Observierung? Vielleicht erwischen wir sie mit heruntergelassener Hose und geschürztem Rock, und dann schleifen wir sie her zu einer *richtigen* Vernehmung.« Er grinste obszön.

»Also, ob mit diesen beiden oder mit der unten im Käfig – irgendwie sollten wir doch weiterkommen!«, sagte Lecan.

»Meine Rede, meine Rede«, sagte Maroc. »Das ist ein sehr aufregender Tag.« Und so besprachen sie die Details.

In der folgenden Nacht saßen sie in einem nicht gekennzeichneten Wagen auf der anderen Seite des Boulevards und beobachteten ihre Zielperson Alberto dabei, wie sie in einer von einer Laterne erhellten Ecke des Parks auf und ab ging. Sie waren Alberto von seiner Wohnung bis hierher gefolgt, und jetzt, nachdem sie fast eine halbe Stunde gewartet hatten, fingen sie alle drei an, die Geduld zu verlieren.

Lecan zündete sich eine Gauloise an.

»Sie Idiot!«, sagte Maroc. »Machen Sie sie aus; wenn sie gerade jetzt kommt, sieht sie uns!«

»Sie kommt nicht«, sagte Lecan.

»Kann nicht sein«, sagte Maroc. »Sie haben doch diese dreckigen Transkripte gelesen, die Frau ist rollig wie eine Katze.«

Lecan sah auf seine Uhr. »Vielleicht hat ihr Gewissen die Oberhand gewonnen. Vielleicht hat sie Katzenjammer wegen diesem netten Ehemann, den sie abgemurkst hat. Wer weiß? *Was* ich weiß, ist, dass wir schon eine ganze Weile hier sind, und von ihr ist nichts zu sehen. Die kleine Schlampe hat ihn versetzt.«

Maroc starrte auf die einsame Silhouette, die auf der anderen Straßenseite herumlungerte, und schüttelte entnervt den Kopf. Wo war sie? Die Auflösung sämtlicher Fälle in einem einzigen säuberlichen Aufwasch war schon so verlockend greifbar erschienen, aber jetzt nagte die diffuse Einsicht an seinen Eingeweiden, dass die einfachen Lösungen, die er haben

wollte, langsam den Bach runtergingen. »Schön. Schnappen wir uns wenigstens ihn. Er muss wissen, was sie mit Vidot angestellt hat. Er muss es wissen. Selbst wenn er unschuldig ist, hat er uns bestimmt eine Menge zu erzählen.«

»Tja«, sagte Lecan und streckte die Hand nach dem Türgriff aus, »wenn wir nicht fragen, werden wir es nie erfahren.«

Sie stiegen aus und überquerten die Straße. Als sie näher kamen, blieb Alberto stehen; ihm war anzusehen, dass er sie gleich erkannt hatte. Dann tat er allerdings so, als hätte er sie nicht bemerkt, und schlug nonchalant den Weg ein, der in die Dunkelheit des Parks führte. Es war schon schlimm genug, dass seine Angebetete nicht erschienen war – eine Unterhaltung mit der Polizei war aber eindeutig nicht das, womit er die Nacht verbringen wollte.

»Der Mistkerl versucht zu entwischen«, sagte Maroc und beschleunigte seinen Schritt. Er wäre auch gerannt, aber er hasste es, zu rennen, da fühlte er sich immer dick; bis sie also die Ecke erreichten, war ihr Verdächtiger weg. »Kommen Sie, er ist da langgegangen, wir können ihn noch einholen«, sagte Maroc. Lecan folgte ihm in den Park.

Sie gingen schweigend, lauschten dabei auf Schritte, aber im Bois war es völlig still. Sie folgten dem asphaltierten Gehweg, bis er sich gabelte, und dann hielten sie sich, anstatt sich zu trennen, beide nach rechts und gingen tiefer in den Park hinein, bis sie in die Nähe des Sees kamen. Gelegentlich blieben sie stehen und sahen sich um, in der Hoffnung, die Schritte ihres Wilds zu hören, aber als sie schweigend lauschten, wurde klar, dass Alberto ihnen entkommen war.

Sie machten sich auf den Weg zurück zum Wagen. Auf halber Strecke klopfte Maroc Lecan auf die Schulter und deutete ins Unterholz. »Sehen Sie da, ist er das?«

»Schwer zu sagen«, sagte Lecan.

»Mit wem ist er da zusammen?« Das Gesträuch versperrte ihnen die Sicht, sodass sie nur vage eine Gruppe von Gestalten ausmachen konnten,

die ungefähr fünfzig Meter von ihnen entfernt auf einer kleinen Lichtung standen. Maroc und Lecan schlichen sich, zwischen den Dornsträuchern und den Baumzweigen behutsam auftretend, um möglichst kein Geräusch zu machen, näher heran. Als sie nah genug waren, wurden sie Zeugen einer Szene von solchem Interesse, dass sie ihren verschwundenen Verdächtigen vollkommen vergaßen.

Es waren sieben Personen, allesamt reglos, wie zu Wachsfiguren erstarrt. Als Maroc und Lecan eine Lücke im Dickicht erreichten, wurde klar, warum sich die Gruppierten nicht rührten, denn sie zielten mehr oder weniger alle mit Schusswaffen aufeinander. Ein kleiner kahler Mann spazierte umher und redete dabei. Maroc spähte in die Dunkelheit und versuchte zu erkennen, was da vor sich ging. »Was zum Teufel …?«

Da zückte der kleine Mann einen Revolver und schoss einem der Männer in den Kopf.

Sofort riss Maroc seine Trillerpfeife aus der Tasche und blies, so fest er nur konnte, hinein, während er, dicht gefolgt von Lecan, auf die Lichtung stürzte. »Polizei! Legen Sie Ihre Waffen nieder und bleiben Sie, wo Sie sind!«

Maroc war bis zu diesem Zeitpunkt größtenteils mit Verwaltungsaufgaben betraut gewesen, und während seiner gesamten Karriere hatte er kaum Gelegenheit gehabt, Erfahrungen auf der Straße, unter den Bürgern der Viertel von Paris, zu sammeln. Seine lange, geruhsame Laufbahn hatte mit einem Schreibtischposten in einer Pariser Behörde begonnen, dann war er, während der Vichy-Jahre, zu weiterer Büroarbeit nach Bordeaux gezogen und dann zurück an einen Pariser Schreibtisch, wo er Papon in verschiedenen Ressorts unterstützt und sich mit der Zeit der behaglichen Vorstellung hingegeben hatte, eine wichtige Persönlichkeit von Autorität und Macht zu sein. Als er »Bleiben Sie, wo Sie sind!« rief, war er also logischerweise davon überzeugt, jeder würde auch ganz genau das tun. Umso überraschter war er daher, als sein herrisch gebellter Befehl, gepaart mit seinem durchdringend lauten

Polizeitrillerpfeifenstoß, genau die entgegengesetzte Wirkung erzielte. Sämtliche Figuren, die in der Tat bis dahin vollkommen reglos dagestanden und sich gegenseitig in die Laufmündungen gestarrt hatten, explodierten plötzlich zu einem Gestöber frenetischen Fluchtverhaltens. Schüsse wurden abgegeben, Menschen flohen in alle Richtungen, und um die Sache noch schlimmer zu machen, schien der Wald selbst abrupt zum Leben zu erwachen, als zwei von weiten Capes umflatterte Gestalten von den Bäumen herabgesaust kamen, ihm dadurch den freien Ausblick auf die fliehenden Verdächtigen verstellten und eine der Frauen zu Boden warfen. Was zum Teufel lief da ab? Wer waren diese Superhelden, die sich wie irgendwelche furchterregenden Figuren aus den *Fantax*- oder *Fulgor*-Heftchen vom Himmel herniederschwangen? Dann erkannte Maroc, dass die großen niederstoßenden Kreaturen in Wirklichkeit Eulen, und was er für Capes gehalten hatte, tatsächlich ihre ausgespannten Schwingen waren. Waren das dieselben Killervögel, die in der Nähe der Galeries Lafayette den Mann umgebracht hatten? Was war das, eine wahnsinnige, mörderische Beizjagd? Was ging in diesem verdammten Park vor sich? Lecan stürzte in den Wald und davon, etlichen Fliehenden hinterher, während Maroc einen der Männer verfolgte. Mit einem beidarmigen Griff um die Beine brachte er ihn vornüber zu Fall. Als sie auf dem Boden aufschlugen, löste sich aus der Waffe des Mannes ein Schuss. Der Mann fing an, auf Englisch zu schreien, worauf Maroc ihm voller Wut instinktiv ins Gesicht boxte und ihn k.o. schlug. Nachdem er dem Bewusstlosen Handschellen angelegt hatte, stand Maroc auf, klopfte sich den Mantel ab und blickte in die Runde. Die Vögel waren, zweifellos vom Schuss erschreckt, verschwunden. Lecan war noch nicht zurückgekehrt. Die Frau, die die Eulen attackiert hatten, lag auf der Erde. In ihrem grauen Kostüm sah sie nicht weiter auffällig aus, eine Sekretärin vielleicht. Sie lag, alle viere von sich gestreckt, auf dem Boden, die Augen starr nach oben gerichtet, das Gesicht blutig zerkratzt und ein nässendes Einschussloch in der Schläfe. Der Mann, den der kleine Glatzkopf erschossen hatte, bevor das ganze Tohuwabohu losgegangen war,

lag neben ihr, die Beine in die falsche Richtung verbogen und den Arm ausgestreckt, sodass die beiden beinah so aussahen, als hielten sie Händchen. Maroc schüttelte bedenklich den Kopf. Papon würde das Ganze gar nicht gefallen.

Als er ein Geräusch hörte, hob Maroc die Augen und sah Lecan, das Haar wirr und voller Erde und Blättern, aus dem Unterholz brechen. Er zog einen weiteren mit Handschellen gefesselten Mann am Ellbogen hinter sich her. »Ich hab's geschafft, ihm, als er vorbeilief, ein Bein zu stellen«, sagte er. »Er ist Amerikaner.«

»Ich glaube, der hier auch«, sagte Maroc und zeigte auf die im Dreck liegende bewusstlose Gestalt. »Sie bringen Ihren besser zum Wagen und fordern über Funk Unterstützung an. Rufen Sie auch einen Rettungswagen. Sagen Sie denen, wir hätten zwei Tote und zwei Festnahmen.«

Lecan führte seinen Gefangenen ab, während Maroc in der Lichtung stehen blieb und die drei am Boden liegenden Gestalten betrachtete. Maroc erinnerte sich, dass seine überängstliche Mutter ihm als Kind nie erlaubt hatte, nach Einbruch der Dunkelheit noch im Park zu spielen. »Im Dunkeln, wo Gott dich nicht sehen kann, passieren schlimme Dinge«, sagte sie immer. Er fragte sich, was sie wohl denken würde, wenn sie ihn so sehen könnte, auf dieser Lichtung, in Gesellschaft zweier Leichen und eines bewusstlosen Gefangenen. Ja, Maman, dachte er, du hattest recht, im Dunkeln passieren sehr schlimme Dinge.

# II

Elga hatte alle Huren in ihrer Zelle um sich geschart; sie waren jetzt zu fünft, nachdem in der Nacht drei weitere eingeliefert worden waren. Sie unterhielt sie mit Geheimnissen, Tipps und kleinen Zaubertricks, erklärte ihnen, welche Kräuter und Tees sie trinken sollten, um Krankheiten vorzubeugen, womit sie sich einreiben sollten, anhand welcher unscheinbarer Anzeichen sie den korrupten Polizisten erkannten, der sich schmieren oder verführen ließ, und gab ihnen einfache Rezepte für Lavendelparfüms, mit denen sich die richtige Sorte Freier anlocken ließ. Sie erläuterte die Einflüsse der Nacht, erklärte, wie die Kenntnis der Mondzyklen ihnen dabei helfen konnte, die Launen der Freier auszunutzen (bei Halbmond bezahlen die Männer mehr, bei Neumond ficken sie länger, bei Viertelmond fallen sie auf jede Schmeichelei herein, und bei Vollmond kann es passieren, dass sie dich aufschlitzen). Sie sagte ihnen, auf welche Vögel sie zum Wahrsagen achten sollten, wie sie Menstruationsblut als Heilmittel einsetzen konnten, und brachte sie mit ihren Geschichten von dem minipimmeligen Feldwebel und dem prüden Kardinal, der ins Bett geschissen hatte, zum Lachen und Prusten. Sie erzählte vom prunkvollen Schlafzimmer Katharinas der Großen und von all den stolzen Edelleuten, die die Kaiserin zum Dank für ihre Aufmerksamkeiten hatte ausbluten lassen. Sie erklärte ihnen, dass Bergamottöl Pickel verschwinden lässt, Steckrüben gut gegen Furunkeln sind und dass sich Fußpilzsporen leicht aus Schuhen entfernen lassen, indem man diese lange in Apfelweinessig einlegt.

»*Eine* wichtige Sache merkt euch«, sagte sie. »Wenn ihr jemals heiratet, nehmt nie den Namen des Mannes an. Erzählt ihm, dass ihr nichts von Traditionen haltet, macht ihm eine Szene, streitet euch mit ihm, aber« – sie schüttelte eindringlich den Finger – »behaltet dieses kostbare Eigentum! Die Männer möchten euch verschlucken, euch mit Haut und Haar

vereinnahmen, sogar einschließlich eures Namens, so wie ein großer Fisch eine Elritze verschlingt. Ich sag euch was, euer Name ist das Stück von euch, das *die* nicht kriegen dürfen! Ich bin von der Polizei gesucht worden, und ich musste untertauchen, aber ich habe immer meinen eigenen Namen benutzt, in jedem Land, in dem ich je gewesen bin, selbst wenn die Polizei ihn kannte, das spielt keine Rolle. Euer Name ist das einzige wichtige Wort, das es gibt. Wenn ihr euren Namen verliert, verliert ihr eure Kraft, und hier inmitten von Bestien braucht ihr alle Kraft, die ihr finden könnt.«

Sie fragte, welche von ihnen sich einen Ehemann wünschte. Drei Frauen hoben errötend die Hand. Elga nickte. »Seht ihr? Das ist gut«, sagte sie und zeigte auf die Kichernden. »So kriegt ihr einen Ehemann, durch Lachen und Tränen, hin und her, ununterbrochen, wie eins von diesen Metronomen, die auf schicken fetten Salonpianos herumstehen. Ticktack, ticktack, Tränen und Lachen, setzt die gut ein, und ihr werdet ihn verwirren und verdattern, und schon gehört er euch. Er wird versuchen, mit euch zu diskutieren, euch in Grund und Boden zu argumentieren, euch gut zuzureden, aber ihr könnt immer mit eurem Weinen und eurer Vergnügtheit um ihn herumtanzen, hahaha, bis er untergeht, so wie ein großes Fangboot vom Wal bis auf den Grund des Meeres hinuntergezogen wird. Bei den Gescheiten« – sie zuckte die Achseln – »funktioniert das natürlich nicht, aber zum Glück, hahaha, herrscht auf der Welt kein Mangel an dummen Männern.«

An dem Punkt senkte sich betretenes Schweigen über die Gruppe. »Was ist?«, fragte Elga. »Warum so still?«

Eines der Mädchen meldete sich zu Wort. »Aber was, wenn ich mit einem Mann zusammen sein möchte, den ich lieben und ehren kann, keinem großen, dummen Klotz?«

»Äh … hm, ich verstehe, ihr wollt also einen Zauber für diese neue Sorte Liebe, die ihr ständig in euren Komödien und Musicals seht? Junge trifft Mädchen, und sie halten Händchen, ha, *den* Scheiß wollt ihr?« Elga spie auf den Fußboden. »Bah! Solche Zauber gibt’s, ja. Es gibt für jeden Hunger

einen passenden Zauber, für jedes Bedürfnis, hmmm, ja, aber, hmmm …« Sie schüttelte den Kopf. »Nur Dummköpfe entscheiden sich dafür.« Sie schwieg ein paar Augenblicke lang, in ihre eigenen Gedanken versunken. Schließlich bemerkte sie, dass die Mädchen sie noch immer ansahen. »Verpisst euch, lasst mich in Ruhe, weg!«, kreischte sie. Sie drängten sich an der gegenüberliegenden Wand der Zelle aneinander, während Elga sich auf ihre harte Pritsche setzte und brütete.

Diese modernen Mädchen waren zu weich, dachte sie, selbst die Harten wollten noch verhätschelt und verwöhnt werden. Keine von ihnen war eine Kriegerin. Ihre Gedanken schweiften zum Anfang zurück, zu der Zeit, als sie mit den Horden von Bogen- und Speerkämpfern umhergezogen war. Die Anführerin dieser ersten Gruppe, Oba, die Elga in ihr Lager hineingelassen hatte, wies ihr den Weg. Die anderen Frauen nahmen sie misstrauisch auf; eine, sie hieß Temra, lieh ihr Bettzeug und teilte ihre Ration mit ihr. Eine andere, Rascha, gab ihr ein paar zerrissene Lumpen und eine Nadel, damit sie sich Kleider daraus nähen konnte. Sie folgten der Armee eines Chanyu, dessen Namen Elga längst vergessen hatte. Wohl aber erinnerte sie sich, dass nach vielen Monaten im Feld dieser Anführer betrunken mit Oba über deren Anteil an der Beute in Streit geraten war und dass Rascha sie, Elga, mehrere Stunden nach der Siegesfeier geweckt und aufgefordert hatte, leise ihre Sachen zu packen. Eine nach der anderen folgten die Frauen Oba, stiegen über die Soldaten, die reglos auf dem Festgelände herumlagen. Während sie die hohen, dürren Hügel über dem Tal erklommen, sah Elga zum schweigenden Lager zurück. »Ich danke den Sternen, dass keiner aufgewacht ist und uns gefasst hat«, sagte sie zu Rascha.

»Danke nicht den Sternen«, sagte Rascha mit einem ironischen Lächeln, »danke dem Gift.«

In dem Moment begriff Elga, wie albern es war, sich vor einer Armee zu fürchten.

Über die Jahre fanden sie zahllose weitere Khans, Nizams, Rajas und Fürsten, denen sie dienen konnten. Jedes Mal folgte ihrer Anwerbung der

Sieg, denn sie zogen die Marschrouten der Armeen nach, durch die Felder, Hügel, Berge und Steppen, von Ost nach West und wieder zurück, und belegten sie mit Siegeszaubern, pflegten die Verwundeten, verbrannten die Toten und erhielten ihren Anteil an der Beute. Das Muster blieb immer gleich, so verlässlich wie der Polarstern: Nach jedem Erfolg auf dem Schlachtfeld wuchs und schwoll der Stolz ihres Anführers ein bisschen mehr, bis sich der eitle und törichte Sieger endlich einbildete, einzig sein strategischer Weitblick und seine Feldherrenkunst seien für sein Kriegsglück verantwortlich. Zunehmend unduldsamer gegen die herrische Oba und ihren abgefeimten Stamm, der schließlich nur ein Haufen abergläubischer Dorfweiber war – heilkundig zwar, das ja, aber hässlich wie die Nacht –, begann er, Forderungen abzulehnen und Absprachen zu brechen.

Manche starben in loderndem blauen Blitzfeuer, das ihr Feldlager verheerte, manchen verwandelten sich die Zelte in brodelnde Tummelplätze von Pestratten, manche pichelten gepanschten Wein; und dann gab es jene vom Glück Begünstigten, denen Oba sich wohlwollend zeigte und einen ruhmreicheren Tod gewährte: eine saubere Enthauptung durch den blinkenden blanken Stahl eines feindlichen Schwerts. In jedem einzelnen Fall aber verwandelten Arroganz und Vermessenheit ehemals stolze Armeen in gewöhnliches Aas, an dem sich Schwärme von Krähen gütlich taten, während die Frauen weiterzogen.

Mit jedem Tag lernte Elga mehr. Ihr Taufbad war in einem Gumpen der Belaja erfolgt. Geträumt hatte sie von einer um ein weißes Marmorei geschlungenen Schlange. Oba konnte ihr nicht sagen, was das Ei bedeutete, aber der Marmor stand für ein langes Leben, und die Schlange, sagte sie, war ein sehr guter Helfergeist. Sie lehrte Elga, die abgeworfene Haut der Schlange zu zermahlen und einzuatmen, was ihr vielfältigste Visionen bescherte: Manche erwiesen sich als Prophezeiungen und Voraussagen, andere zerrissen das Gewebe des Wirklichen und gewährten ihr fragmentarische Einblicke, deren Bedeutung ihr Fassungsvermögen bei

weitem überstieg; und wieder andere erweiterten lediglich ihren Horizont und ihre Möglichkeiten der Einflussnahme, indem sie ihr gestatteten, die Routen zu erkennen, auf denen sich ihre Feinde näherten.

Sie erwarb auch andere Tugenden, wie Klugheit, Kraft und, als Wichtigste von allen, Zeit. Der Rauch der Schlangen verflocht sich mit der Ewigkeit des Todes, verlangsamte dadurch die Wirkung ihrer Lebensjahre zum Kriechen eines Berges, sodass Menschenkinder geboren wurden, zu Männern heranwuchsen, zu Greisen dahinwelkten und begraben wurden, ehe sich ein Fältchen in ihrem Augenwinkel auch nur andeutete. Doch auch sie alterte, genau wie alle ihre Schwestern, über Jahrhunderte hinweg langsam, aber sicher, während sie hin- und herwechselten zwischen den Annehmlichkeiten des Hofes und dem raueren Leben im Feld mit der Armee, wo sie die Zelte der Verwundeten betreuten und um Schicksale feilschten, während Reichsgrenzen sich verschoben und Fürstentümer zu Staub zerfielen.

Fast von Anfang an war Temra ihre engste Freundin. Elga hatte keine Ahnung, wie alt sie war, sie wusste nur, dass sie Oba seit Äonen diente und aus einem bloßen Blick oder dem Klang eines Schritts die wechselnden Launen der Alten erspüren konnte. Temra wusste zu sagen, wann es sich empfahl, Oba aus dem Weg zu gehen, oder umgekehrt, wann es die rechte Zeit war, sie um eine Gunst anzugehen. Im Lauf der Jahre unterwies sie Elga auch weise in der Kunst, diese vielfältigen neuen Kräfte zu beherrschen. »Du bist jetzt ein Tier für sich, doch du bist nicht böse«, erklärte Temra ihr. »Wie die Schlange kannst du vielen eine Verbündete sein.« Elga fiel kein einziges Tier ein, das mit der Schlange im Bunde gewesen wäre, doch widersprach sie ihrer Freundin nicht. Sie arbeitete nur von früh bis spät und ruhte des Nachts, während die Jahre um sie niedergingen wie die Tropfen des Regens.

Elga blieb für die Dauer von vier Menschenleben bei Oba, Temra und dem Rest des Stammes und lernte, lauschte, beobachtete. Um sich die Sprüche einzuprägen, sprach sie sie beim Licht des Feuers Temra nach,

kehrte sie dann um und verwirbelte sie zu Rätsel-Liedern, die sie wiederholte, während sie den staubigen langen Zügen von Mulis und Kamelen folgte.

Schließlich, am Ende, war sie gezwungen zu fliehen, wieder einmal allein und verängstigt. Obas Gemüt hatte sich langsam mit einem schwarzen brodelnden Wahn umwölkt, der sich um sie geschlungen hatte wie ein würgender Efeu. Zwanghaft, geheimnistuerisch und fest davon überzeugt, dass jene um sie danach trachteten, ihr zu schaden und sie zu verraten, schmollte und brütete sie und verließ ihr Zelt nicht mehr. Dann, eine nach der anderen, erkrankten und starben die anderen Frauen des Stammes, manche von tödlichem Fieber gefällt, andere unter Krämpfen verblutend. Pestfeuer flammten, und der Argwohn wuchs. Endlich, eines Nachts, schickte Oba nach Elga und rief sie an ihr Lager. Als Elga kam, flüsterte Oba ihr zu, sie müsse ihr helfen, die Verschwörung zu zerschlagen, und die Schlimmste unter den Ränkeschmiedinnen sei Temra. Elga flehte darum, gehen zu dürfen, Temra sei ihr eine Schwester, Freundin und Geliebte, doch Oba beharrte auf ihrer Forderung. Elga fragte, warum sie, Oba, das nicht selbst vollbringen konnte, und da erteilte ihr die Alte ihre letzte Lektion.

»Ich habe es dir noch nie gesagt, aber alle in unserem Lager, du, ich und die übrigen Frauen – dank unserer Beziehung zur Finsternis haben wir eine festere Bindung an das Leben als die schwächlichen Sterblichen«, erklärte Oba, mit fahrigen Fingern am Saum ihres Umhangs nestelnd, während sie weiterredete. »Ein Mann kann dich erstechen oder dich erwürgen, doch wenn du eine von uns bist, wenn du unser Blut hast, wird dein Geist überdauern, weiterhin fähig, zu verwünschen und zu spuken, weiterhin fähig zu verfolgen, weiterhin fähig, zu flüstern und zu verfluchen, bis dass dein Wille geschehen ist oder die Erde endlich verbrennt und verschwindet. Es erfordert mehr als nur eine Hand, eine Frau von unserem Geiste zu töten, du brauchst noch eine andere, eine Helferin mit unseren Fähigkeiten. Zwei Schwestern müssen gemeinsam handeln: ein Schlag für

den Leib, ein Schlag für die Seele. Vergiss also nicht: Du brauchst eine zweite Schwester zum Töten, oder du wirst niemals sicher sein, die Geister der Hexen werden dir folgen, sie werden dich heimsuchen, und sie werden dich vernichten.« Elga missfiel der Blick, mit dem Oba diese Dinge sagte.

Bevor sie ihr gestattete zu gehen, forderte Oba ihr das Versprechen ab, Temra noch vor Sonnenaufgang zu ihr zu locken, doch kaum war sie aus dem Zelt, rannte Elga stolpernd, panisch davon und ans andere Ende des Lagers, atemlos auf der Suche nach der Freundin, die sie warnen wollte. Doch als sie ihre gemeinsame Bettstatt erreichte, war Temra nicht da, und niemand hatte sie gesehen. Elga wanderte das ganze Lager ab, forschte beim schwachen Licht der Wachfeuer nach der Freundin. Temra war unschuldig, sie wusste das ebenso sicher, wie sie sich ihrer eigenen Hände gewiss war. Oba war in Wahnsinn versunken, die Zeit hatte die Schutzzauber durchgenagt und verwüstete jetzt den Verstand der Greisin, so wie ein Schwarm Heuschrecken über Felder von Sommerweizen herfällt. Vielleicht sprach sie gerade in diesem Augenblick mit Temra, redete ihr ein, Elga sei die Verräterin. Es konnte sogar noch schlimmer sein, erkannte sie, als sie darüber nachdachte; vielleicht war Temra ja die zweite Schwester, die Oba dabei geholfen hatte, all ihren gefallenen Schwestern die Krämpfe und das Fieber zu schicken. Vielleicht war Oba nur dabei, ihre Spur zu verwischen. Elga hörte auf, nach ihrer Freundin zu fahnden. Es war zu gefährlich. Sie raffte eine Handvoll Habseligkeiten zusammen und schlenderte zum Rand des Lagers, wo sie sich versteckte. Stunden später nahm sie ein Pferd und ritt ohne Sattel davon, trieb das Tier vier Tage lang erbarmungslos an, Bachläufe hinauf und querfeldein, um etwaige Verfolger zu verwirren, bis der Hengst den Verstand und das Gleichgewicht verlor und sie um ein Haar unter sich begrub, als er vor Erschöpfung zusammenbrach. Elga schlug ihr Lager auf, machte Feuer und räucherte das Fleisch des Pferdes. Sie wetzte die Kanten der Rippen an flachen Steinen, bis sie so scharf wie Kurzschwerter waren, und steckte die neuen Waffen in den Ledergürtel ihres Rocks. Dann brach sie wieder auf in die

Wildnis, hielt beständig nach Nordwesten, unter dem trostlos bleichen Himmel.

# III

»Zigarette?«, fragte der Glatzkopf und hielt ihm ein silbernes Etui hin.

»Nein«, sagte Will knapp.

Recht so, dachte Vidot, nimm von diesem Mann nichts an. Er stinkt nach Toxinen. Von allen Wirten, auf denen er geritten war, war Will der erste, bei dem Vidot ein gewisses Gefühl der Wahlverwandtschaft empfand – vielleicht, weil er spürte, dass sie beide von all dem, was sich um sie entfaltete, gleichermaßen verblüfft waren. Nach so vielen Stunden auf seiner Kopfhaut begann Vidot, sich wie Wills getreuer Knappe zu fühlen, wie ein wachsamer Jagdhund oder ein Sancho Pansa im Gefolge seines Will Quichotte. Er hätte diesen Männerbund noch mehr genossen, wenn seine innere Floh-Uhr nicht schon seit längerem immer lauter getickt hätte. Vidot war sich schmerzlich bewusst, dass er sich mit jedem Häuserblock, an dem sie vorbeifuhren, weiter von einer Lösung des Rätsels seiner Verwandlung entfernte. Vor der alten Hexe zu fliehen war wahrscheinlich unklug gewesen, aber er hatte das Gefühl gehabt, dass Will und Zoja ihn zu einer möglichen Lösung führen könnten. Schließlich schien auch Zoja übernatürliche Kräfte zu besitzen. Doch jetzt war sie verschwunden, und er saß im Wagen eines weiteren Unbekannten, der durch die holprigen Straßen der Stadt raste. Ihm schwante, dass es noch lange dauern konnte, bis sich irgendwelche potenziellen Antworten ergaben, während Warten ein Luxus war, der aller Wahrscheinlichkeit nach die ihm verfügbaren Zeitressourcen bei weitem überstieg.

Der Wagen bremste und bog in eine enge Gasse, die, wie Vidot erkannte, hinter der verdächtigen Apotheke verlief. Nachdem er den Motor ausgeschaltet hatte, stieß Bendix Will aus dem Wagen, die Mündung seiner Waffe fest gegen Wills Hals gedrückt, während er die Hintertür des Gebäudes aufschloss. Er bedeutete Will mit einer Geste, in den dunklen Raum einzutreten. »Gehen Sie«, sagte er dann, »ich mache gleich Licht, es

ist –« Bendix vollendete den Satz nicht; stattdessen hüpfte er in die Höhe und schmetterte Will den Knauf seiner Waffe gegen die Schläfe. Da er auf dem Gipfelplateau von Wills Kopf saß, entging Vidot dem Pistolenhieb, nicht jedoch dessen globalen Auswirkungen, denn als Will taumelte und fiel und hart auf seine Flanke knallte, riss es ihn mit, als säße er im höchsten Wipfel eines umstürzenden Mammutbaums.

Will lag stöhnend auf dem Fußboden, während der kleine Mann das Licht einschaltete und einen lauten Pfiff ausstieß. Von oben ertönten dröhnende Schritte, und als er aufschaute, sah Vidot zwei massige Männer die Treppe herunterkommen. Beide waren schon fast lächerlich großformatig und muskelbepackt wie mutierte Schauerleute oder einem Dorfzirkus entsprungene Preisringer. »Setzt ihn auf den Stuhl dort. Vorsichtig. Wir brauchen ihn für den nächsten Test«, sagte Bendix. Sie hoben ihr Opfer auf, schleiften es zu einem Holzstuhl, der an der Wand stand, und banden es an Armen und Beinen daran fest. Bendix stand dabei, rauchte und sah ihnen zu. Er schien die nächsten Schritte zu durchdenken.

»Ihr könnt uns jetzt allein lassen, ich werde eure Hilfe nicht benötigen«, sagte er, während er zum Wasserkühler in der Ecke ging und ein hohes Glas füllte. Die zwei extrabreiten Männer nickten und gingen wieder nach oben. Auf sein Opfer herabschauend, trank Bendix ein Schlückchen aus dem Glas und schüttete dann den Rest in Wills Gesicht, sodass Vidot gründlich durchnässt wurde. Will schreckte aus seiner Benommenheit hoch, und das Männlein produzierte ein mephistophelisches Grinsen. »Pardon vielmals, aber Sie müssen verstehen, es ist wichtig, gleich das richtige Vorzeichen zu setzen«, sagte er, über seinen Gefangenen gebeugt. »So, womit fangen wir an? Wie wäre es, wenn wir damit begännen, dass Sie mir alles erzählen, was Sie über Mademoiselle Iljitschowitsch wissen?«

Will schüttelte den Kopf. »Ich kenne sie nicht.«

Das Männlein nickte und zog an seiner Zigarette. »Lügen stören mich nicht. In meinem Metier sind Lügen dasselbe wie ein Winken zur Begrüßung oder wie wenn ein Kind freudig an seinem Papa hochspringt,

der von der Arbeit heimkommt – sie sind lediglich eine von vielen Möglichkeiten, ein fruchtbringendes Gespräch zu eröffnen.« Er nahm einen Stuhl und stellte ihn Will direkt gegenüber hin, sodass sie, als er sich setzte, nur Millimeter voneinander entfernt waren, wenngleich Will ihn um einen ganzen Kopf überragte. »Wissen Sie, wie absonderlich das ist?«, fragte Bendix. »Ich habe einen so großen Teil meines Lebens damit zugebracht, nach Zoja und Elga zu suchen, eine lange, lange Zeit, so lange, dass ich es schließlich aufgab. Und jetzt, wo ich an einem vollkommen anderen Projekt arbeite, finde ich sie, ganz ohne mein Zutun. Das macht mir regelrecht Gänsehaut, schauen Sie. Sehen Sie?«

Er hielt den Arm hin. Es stimmte, musste Vidot zugeben, der Mann hatte wirklich Gänsehaut. Will sagte nichts. »Haben Sie Ihre Freundin Zoja eigentlich je nach ihrem Alter gefragt?«, fragte Bendix und lächelte dann. »Nein, ein richtiger Gentleman würde so etwas vermutlich niemals tun. Aber eines kann ich Ihnen versichern, sie ist älter, als sie aussieht. Ja, würden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sagte, dass sie sogar älter als ich ist?«

Will blieb stumm.

»Ich verstehe.« Bendix stand auf und ging zum Wandschrank. »Erst lügen Sie, und jetzt schweigen Sie. Nur zu. Mich stört das nicht. Also, wie wäre es, wenn ich Ihnen erzählen würde, was ich über Ihre Freundin weiß, während wir alles vorbereiten?« Aus den Tiefen des Wandschranks rollte er einen großen, absonderlich aussehenden Apparat heraus. Es war ein hoher schwarzer Dreifuß mit einer gepolsterten Armstütze, von der unten eine Reihe von Gummischläuchen abgingen, die ihrerseits schlangenartig um ein stählernes Rohrgestell gewickelt waren.

»Es war vor langer Zeit«, sagte Bendix, »als ich, ein jugendlich frischer Forschungsassistent, in Basel arbeitete. Wenn ich von einer ›langen Zeit‹ spreche, meine ich, vor fast fünfzig Jahren, lange vor Ihrer Geburt. Wie ich selbst machte auch mein Forschungsgebiet damals eine Zeit des jugendlichen Aufbruchs durch, es schlüpfte, streifte die alte Haut seiner

okkulten alchemistischen Vergangenheit ab und strebte mit Riesenschritten einer strahlenden, verheißungsvollen Zukunft entgegen. Es war eine erregende, elektrisierende Zeit der Entdeckungen. Meine Kollegen und ich witterten überall neue Möglichkeiten. Meine Arbeit fand größtenteils im Labor statt; das ist von jeher meine natürliche Umgebung gewesen. Aber mein damaliger unmittelbarer Vorgesetzter, ein brillanter Mann namens Claude Huss, war davon überzeugt, der nächste große Schritt vorwärts sei nur dadurch zu schaffen, dass wir die antiseptischen Grenzen des Laboratoriums hinter uns ließen und uns hinaus ins Feld wagten, wo wir in die Myriade von Mysterien der organischen Welt würden eintauchen können. Sein – wahrlich ehrgeiziger – Plan war, die ältesten Heilmittel der Welt zu katalogisieren und zu destillieren.« Das Männlein hielt inne, um sich zu korrigieren. »Nicht im wörtlichen Sinne destillieren natürlich, sondern vielmehr jedes Heilmittel zu identifizieren, zu klassifizieren und dann methodisch auf seine elementaren chemischen Bestandteile zu reduzieren. Danach würden wir jedes einzelne Mittel, unter Auslassung allen überflüssigen Beiwerks und, wo immer möglich, unter Verbesserung seiner Wirkstoffe, auf wissenschaftlich exakte Weise wieder synthetisieren. Wie ich schon sagte, es war ein ehrgeiziges Vorhaben – aber welch ein titanischer Ehrgeiz!«

Bendix redete unaufhörlich weiter, während er die sperrige, klappernde Apparatur neben Wills Stuhl rollte. »Sie sehen, Huss war ein Pionier der Ethnopharmakologie, und in seinen Augen war dieses Forschungsgebiet von allergrößter Wichtigkeit. Meine Aufgabe bestand darin, ihn auf dieser Safari zu begleiten und gemeinsam mit ihm jede nur mögliche Quelle ethnobotanischen Wissens, die wir finden konnten, zu erschließen. Huss und ich reisten mehr als ein Jahrzehnt lang miteinander, erst mit dem Zug quer durch Asien, um die Kräuterärzte des fernen Ostens zu befragen, und dann mit dem White-Star-Dampfer hinüber nach Amerika, um die dortigen Ureinwohner-Reservate zu besuchen. Wir tauchten in Meskalin-Rituale ein, kosteten Pilz-Dekokte und tanzten mit majestätischen halluzinogenen

Echsenkönigen. Dann fuhren wir den Amazonas hinauf, wo wir beide fast an Malaria gestorben wären, bevor wir in vollen Zügen vom erleuchtenden Ayahuasca tranken. Ah, was wir nicht alles durchmachten! Doch das wurde mehr als aufgewogen durch all das, was wir probieren, sammeln und kategorisieren konnten. Warten Sie, einen Moment …«

Das Männlein erhob sich und ging zum Metallschrank, der an der Wand stand. Darin befand sich ein Stapel weißer Pappschachteln. Er nahm eine davon, öffnete sie und schüttete das darin enthaltene Pulver in eine flache Aluminiumschale. Dann nahm er eine große braune Flasche aus einem Regal, goss daraus eine Flüssigkeit auf das Pulver und verrührte das Ganze, während er seine Erzählung fortsetzte, zu einer Paste. »Manche Geheimnisse erforderten einen gewissen Spürsinn, aber die meisten konnten wir ganz einfach kaufen – zum Beispiel überließ uns ein knochenbekrönter polynesischer Medizinmann den Gegenwert von zwei Bänden voll von Quallen-Heilmittelrezepten für eine einzige Flasche Scotch. Es war oft wirklich so simpel – manche nahmen Gold, andere Whisky. Eine bestimmte Gruppe gab es allerdings, die ihre Kräuterheilmittel so eifersüchtig hütete, dass ihre kostbaren Geheimnisse herauszupressen für uns – und insbesondere für den armen Huss – am Ende zu einer regelrechten Sucht wurde. Was umso ärgerlicher war, als diese Horde von uralten Frauen, bisweilen Baba Jagas, Zauberinnen, Wiccas oder landläufig einfach Hexen genannt, durchweg hier in unserer Nähe lebten, in Ost- und Südosteuropa, in einem Gebiet, das von Russland über Polen und die Ukraine bis hinunter zum Balkan reichte. Ich sage Ihnen: Diese Landplagen waren überall! Wir wussten, dass sie trotz jahrhundertelanger Verfolgung noch immer unter uns waren, sie durchstreiften das Land, saugten ihren Lebensunterhalt wie Parasiten aus unserer Gesellschaft, indem sie überall ihre Schleimspur von Heilungen und Verwünschungen hinterließen. Doch sosehr wir uns auch bemühten, gelang es uns nie, den Kontakt zu ihnen herzustellen. Wir suchten und fahndeten unermüdlich. Jahre verstrichen, und unsere neuen Arzneimittel begannen uns fabulöse Profite zu bringen.

Allein die Patente machten Huss zu einem der reichsten Männer von Zürich, doch er war außerstande, sein Vermögen zu genießen. Er kaufte sich eine riesige Villa, doch dann begrub er sich darin, verschloss sich in ihren Tiefen, wo er mit seinen kurzsichtigen Augen Karten studierte, jedem Gerücht, wonach die Frauen gesichtet worden seien, nachging und mit den entlegensten Ecken des Kontinents korrespondierte, von der Idee besessen, die vermaledeite Brut zur Strecke zu bringen. Wir folgten jeder noch so schwachen Spur, jeder noch so zarten Duftmarke und Fährte, boten immer höhere Belohnungen an und instruierten schließlich unser noch junges, aber rasch wachsendes Netz von Kleinstadtapothekern und visionären Grossisten, Augen und Ohren nach diesen seltsamen Frauen offen zu halten. Es war ein Zweikampf zwischen ihrem verstaubten, steinalten Hexenbund und unserem aufstrebenden jungen Konzern, und wir wussten, dass wir sie am Ende aufstöbern würden, es war nur eine Frage der Zeit.«

Bendix öffnete eine Schublade und holte zwei Scheidetrichter heraus. Den einen füllte er mit Wasser und brachte dann einen Haken und einen Schlauch daran an, dessen Abflusshahn er zunächst geschlossen ließ. Den anderen füllte er zu einem Drittel mit der feuchten grauen Paste aus der Schale, hängte ihn dann an den Wasserbehälter und steckte schließlich den Schlauch des oberen Gefäßes in das untere. »Tja, und zu guter Letzt schnappten wir eine. Wir erhielten in Bern ein Telegramm von einem polnischen Apotheker namens Zell, der uns mitteilte, sein Bruder, ein Landwirt, habe eine Hexe in seiner Scheune eingesperrt. Der abergläubische Mann spürte, dass sie versuchte, ihn zu verzaubern, also hatte er sie gefesselt und geknebelt. Zwölf Stunden später waren Huss und ich vor Ort – angesichts der damaligen Verkehrsverbindungen das reinste Wunder.«

Bendix montierte die zwei Scheidetrichter an die Apparatur. Das Wasser begann in das untere Gefäß zu tropfen und die Paste darin aufzulösen. Nun zog der kleine Wissenschaftler eine Metallschublade auf und entnahm ihr eine lange Injektionsnadel. Diese befestigte er an dem Abflussschlauch des

unteren Behälters.

Mittlerweile machte sich Vidot zunehmend ernstere Sorgen um seinen Wirt. Will war noch immer groggy und schien nur halb bei Bewusstsein zu sein, aber sein Arm war fest an die Apparatur geschnallt, und der Wissenschaftler beabsichtigte ganz offenkundig, diese Nadel in seine Vene zu stechen.

Das Männlein redete unentwegt weiter. »Wir folterten diese Bascha tagelang, ein Kampf zwischen Erfindungsgeist und physischer Widerstandskraft, den ich niemals vergessen werde. Anfangs war sie recht widerspenstig, aber wir ersannen Mittel, die … nun, ich werde Ihnen die Details ersparen, aber zu guter Letzt schafften wir es, die Kreatur zu brechen und eine ungeheure Fülle wertvoller Informationen aus ihr herauszuquetschen. Huss hatte von Anfang an recht gehabt, diese Kreaturen wussten mehr, als wir uns auch nur hätten träumen lassen, mehr, als wir überhaupt praktisch auszunutzen gewusst hätten. Es war überwältigend, sie konnten tatsächlich Schall mit Materie verschmelzen und damit die verblüffendsten Resultate erzielen. Die Möglichkeiten sind schier unbegrenzt. Die Frau war zudem außerordentlich gut bewandert in der therapeutischen Anwendung von Ehrenpreis, Baldrian, Isländisch Moos und anderen Flechten. Wir konnten nur einen verschwindend geringen Anteil dessen, was sie uns gab, gebrauchen, da das meiste unser Fassungsvermögen bei weitem überstieg. Aber *was* wir nutzen konnten – nun, ich würde jede Wette eingehen, dass Sie schon eine Unzahl von Medikamenten gegen Magenverstimmung, Kopfschmerzen oder Fieber gekauft haben, deren Wirkstoffe zumindest teilweise auf die Rezepte dieser Frau zurückgehen.«

Er knöpfte Wills linken Ärmel auf und krempelte ihn hoch.

»Durch sie erfuhren wir auch von Zoja und Elga, ihren zwei einzigen Kolleginnen, die noch am Leben waren. Sie müssen sich vor Augen führen, das war vor vierzig Jahren, im Frühjahr 1919. Dämmert es Ihnen allmählich? Verstehen Sie endlich? Wir sandten Reiter aus, um die beiden

zu fangen, aber natürlich hatten sie ihr Lager inzwischen verlassen.«

Er knetete energisch Wills Unterarm, bis er von dieser Behandlung knallrot war.

»Am Ende verbrannte ich Bascha bei lebendigem Leib, habe sie mit Kerosin übergossen, während sie sich wand und wimmerte. Es war das mindeste, was ich tun konnte, die böse Kreatur hatte es geschafft, eine Verwünschung zu zischen, die Huss dazu brachte, sich mit einer Gabel ins Auge zu stechen. Der Mann rammte sich die Zinken glatt bis ins Gehirn. Können Sie sich das vorstellen? Tja, ohne ihn und seine Führung, seine Vision, verlor das ganze Projekt den Impetus und verlief zuletzt im Sande. Schließlich kam auch mir die Begeisterung für die Jagd abhanden, wenngleich ich mich natürlich immer gefragt habe, was aus den beiden anderen Hexen geworden ist. Und jetzt, nach so langer Zeit …« Bendix schwieg, während er sich darauf konzentrierte, die Tropfdüse einzustellen. »Ich sollte vielleicht darauf hinweisen, dass die Liquidierung Baschas, so extrem die Methode gewiss auch war, keinen puren Racheakt darstellte. Wie jedes andere Unternehmen auch, strebten wir stets danach, mögliche Konkurrenz, wo immer sie sich zeigte, auszuschalten. Bei den anderen verfuhren wir auch nicht anders. Die asiatischen Kräutersammler erschossen wir, den Peyotl-Schamanen erschossen wir, der Whisky, den wir dem Polynesier mitbrachten, war vergiftet, aber dann erschossen wir ihn ebenfalls. Er hätte schließlich auch ein Gegenmittel haben können, und wir wollten nichts Unerledigtes zurücklassen. Ich sage das alles mithin völlig reinen Gewissens.«

Er klopfte gegen die Nadel und drückte einen Tropfen heraus. »Was wir taten, war im Grunde dasselbe, was Ihr Dr. Kellog gemacht hat: die gekochten Getreidekörner nehmen, von denen sich arme Bauern ernährten, und sie in diese bunten Frühstücksflockenkartons packen, die Ihre endlosen hell erleuchteten Supermarktregale füllen. Bedenken Sie außerdem, dass diese Leute keine beklagenswerten Opfer waren; sie waren nichts als jämmerliche primitive Wilde, die im widerlichen Schmutz der

Erde herumwühlten und daraus die Zutaten für ihre unzuverlässigen Heilmittel gewannen. Huss und ich hingegen trieben die menschliche Evolution mit wissenschaftlichen Methoden voran. Wir erwiesen der Welt einen Dienst, indem wir eine ganze Zivilisation aus den übelriechenden Sümpfen der Unwissenheit herauszogen. Das hätten wir also. Jetzt brauchen wir nur noch eine Vene.«

Inzwischen genügend bei Besinnung, um die Gefahr zu spüren, versuchte Will, sich zu widersetzen, aber er war zu stramm gefesselt. »Na, na«, sagte Bendix, »wegen des Piksers tut es mir leid, aber bislang hat keine andere Darreichungsform so gute Ergebnisse gezeitigt. Wir haben versucht, die Substanz mit Haschisch zu mischen, sie mit Methamphetamin zu strecken, ja sogar zu süßen Anisplätzchen zu verbacken. Jedes Experiment ist auf die eine oder andere Weise missglückt. Wie bei Boris und Ned, den Armen, und bei den anderen genauso. Alles Pioniere, alles notwendige Opfer. Ich verspreche Ihnen, Sie werden alle als Helden in die Geschichte eingehen. Sie entschuldigen …« Als die Nadel sich durch die Haut bohrte, versetzte die Qual in Wills Schreien Vidots Körper in so hochfrequente Schwingungen, dass er sich von lodernden Flammen verschlungen wähnte.

# IV

Zoja saß im dicken Chevrolet unter der Straßenlaterne und zitterte vor Kälte und mehr. Vorn an der Ecke konnte sie Oliver sehen, der in einer Telefonzelle telefonierte. Sie fühlte sich schutzlos und angespannt. Ein Unbekannter hatte sie heute Nacht mit ihrem Namen angesprochen und dadurch eine Angst in ihr geweckt, die sie seit Jahren nicht mehr verspürt hatte. Die Eulen waren zu ihrer Rettung gekommen, und dann hatten die Pistolen angefangen zu schießen, und sie war losgerannt, ins Gesträuch gesprungen und hatte dann, wie ihr schien, eine Ewigkeit regungslos im Gestrüpp gelegen. Schließlich hatte sie sich durch die dornigen Sträucher gekämpft und den entgegengesetzten Waldrand erreicht. Zu guter Letzt hatte sie die Deckung des Unterholzes verlassen und war, möglichst nonchalant, das Trottoir des hell erleuchteten Boulevards entlanggestöckelt. Sie sah einen einzelnen Mann ihr entgegenkommen und wollte sich schon wieder in die Büsche schlagen, als er in das Licht der Straßenlaterne trat und sie ihn erkannte.

»Oh, hallo«, sagte Oliver mit einem leicht nervösen Lächeln.

»Wo ist Will?«

»Ich muss gestehen, ich hab gesehen, wie dieses komische Männlein ihn mitgenommen hat. Ich war hinter einem Baum versteckt, aber ich habe alles gesehen.«

»Warum hast du ihm nicht geholfen?«

»Ich hätte es versuchen können, aber der Mann hatte eine Schusswaffe und, tja …« Oliver hielt die leeren Hände in die Höhe.

Zoja sah sich um. »Und die anderen?«

»Na ja, Brandon und der andere Gorilla haben, beide in Handschellen, die Polizei begleitet. Ich nehme an, dass es einiges zu erklären gibt. Ach, und Gwen liegt noch vor Ort im Gras, umringt von einem Schwarm neugieriger Ordnungshüter – da kommt einem doch glatt die Bezeichnung

*cadavre exquis* in den Sinn.«

»Und wer war der kleine Mann, der …?«

»Reden wir doch im Gehen weiter, einverstanden?«, unterbrach Oliver sie und sah sich um. Sie marschierten los, und sie fiel in seinen Schritt ein. »Wir machen einfach unseren gewohnten kleinen Abendspaziergang, ja?«, sagte er. »Ich hab dort hinten geparkt, ein Stück die Straße runter. Also, ja, die ganze Verabredung war eine Falle. Wie Brandon sich einbilden konnte, damit durchzukommen, ist mir allerdings schleierhaft. Zerbrech mir schon die ganze Zeit den Kopf über verschiedene mögliche Erklärungen. So, wie ich die Sache sehe, warst du die Gans, die ausgenommen werden sollte, Gwens Rolle war, dich auf einem Silbertablett zu servieren und so dabei zu helfen, Will und mich aus dem Weg zu räumen. Ein altmodisches, unglücklich endendes Dreiecksverhältnis. Eine Verzweiflungstat hätte kaum Sinn gehabt. Albernes Mädchen, ich weiß nicht, wie ich sie für unschuldig halten konnte, wo es in dieser Stadt doch herzlich wenig von der Sorte gibt. Offensichtlich hat mein Anruf wegen der Apotheke den Stein ins Rollen gebracht. Aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, was das soll oder wie das alles zusammenhängt.«

»Apotheke?«

Oliver erklärte ihr, wo er am Morgen mit Will gewesen war. Anschließend war Zoja noch verwirrter als an dem Abend, als Will ihr von seiner verzwickten Lage erzählt hatte, nur dass sie diesmal nüchtern war. Ihr missfiel das Gefühl, vor einem Geheimnis zu stehen und von außen hineinzugucken. Normalerweise war *sie selbst* das Rätsel, das sich jeder Lösung entzog, und mit einem Mal, schwupp, war sie diejenige, die gerettet werden musste, diejenige ohne jeden Durchblick. Es gab zu viele Fragen, die nicht sie aufgeworfen hatte und auf die sie keine Antwort wusste. Das machte sie ganz zappelig, und jetzt war irgend so ein Männlein aus dem Wald gekommen, aus dem Dunkel, aus irgendeiner Vergangenheit aufgetaucht, und sie kannte ihn nicht. Er aber kannte *sie*, und das machte ihr Angst.

Als sie sich der Straßenecke näherten, sahen sie einen Streifenwagen aus dem Park herauskommen. Oliver legte ihr den Arm um die Schultern. »Keine Bange, ist nur zur Tarnung«, sagte er beschwichtigend, während der Wagen vorüberfuhr.

»Wir müssen Will suchen.«

»Hmm«, sagte Oliver. »So leid's mir tut, aber könnte es nicht klüger sein …«

»Nein«, sagte sie mit einer Entschiedenheit, die sie selbst überraschte, »wir müssen ihn suchen, und zwar jetzt!«

Er sah sie an, und die konstante Andeutung eines Grinsens, die er gewöhnlich vor sich hertrug, verschwand aus seinem Gesicht. Er schien das Timbre ihrer Worte abzuwägen. »Dir ist klar, mit wem wir uns da anlegen, ja? Ich gebe es äußerst ungern zu, aber diese Typen sind ein, zwei Gewichtsklassen über mir.«

»Wir werden Will finden«, sagte sie ruhig.

Er nickte langsam. »Natürlich, Liebes.« Ein schwaches Lächeln leuchtete zurück. »Niemand wird zurückgelassen.« Ein paar Minuten später bogen sie von der Avenue Raphael auf die Avenue Prudhon, wo etwa um die Mitte des Häuserblocks, auf der anderen Straßenseite, ein Chevrolet Bel Air zwischen zwei Straßenlaternen parkte. Oliver öffnete ihr die Tür und setzte sich dann ans Lenkrad. Sie konnte spüren, wie die Flut der Ereignisse an ihr zerrte, sich voranwälzte und sich ihrer Kontrolle entzog. Sie wusste nicht, warum sie ein so starkes Bedürfnis verspürte, Will zu helfen, aber das Gefühl war übermächtig. Irgendwie hatten sich ihrer beider Leben ineinander verheddert, wie mit zufälligen Knoten ineinander verfangen. Sie wusste nicht, wo das alles enden würde, aber sie wusste, dass sie fest entschlossen war, darum zu kämpfen, dass es nicht *hier* endete. Es war ein seltsames und ungewohntes Gefühl, Schuld und Verpflichtung, schließlich hatte er sie gerettet, und jetzt bot sich ihr die Gelegenheit, die Waage wieder auszugleichen. Sie hatte immer selbst auf sich aufgepasst; die Männer waren lediglich die Sprossen, die es auf der Leiter der Zeit zu

erklimmen galt. Sie hatte sich immer von ihnen genommen, was sie brauchte, ohne jedes Schuldgefühl. Aber hier lag die Sache anders. In ihr lauerte ein Gefühl ganz anderer Art, und es widerstrebte ihr, ihm einen Namen zu geben. »Bitte, wir müssen fahren!«, sagte sie zu Oliver.

»Ganz deiner Meinung«, sagte Oliver und schüttelte den Kopf, weil er schon mehrmals den Zündschlüssel herumgedreht hatte und nichts passiert war, »aber ich fürchte, die Karre bockt ein bisschen.«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine, der Wagen springt nicht an. Kann sein, dass ich die Scheinwerfer angelassen habe, und die Batterie ist jetzt leer. Könnte aber auch der Anlasser sein. Die Qualität dieser Chevys lässt bisweilen einiges zu wünschen übrig.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Na ja, da drüben an der Ecke gibt's eine Telefonzelle. Ich könnte einen Taxidienst anrufen, aber ich bezweifle, dass sich ein Taxifahrer finden lässt, der bereit wäre, uns bei Wills Befreiung zu helfen. Die haben ihren ganzen Heroismus in der Schlacht an der Marne verbraucht. Mal sehen …« Er blätterte in einem kleinen roten Notizbuch, das er aus der Jacketttasche gefischt hatte. »Es gibt ein paar Leute, die ich anrufen könnte, allerdings ist es schwer zu sagen, wem wir jetzt noch vertrauen können. Zum Beispiel, wäre Gwen noch am Leben, wäre sie die Allererste, die ich angerufen hätte. Haha. Was soll's – wer abnimmt, mit dem werden wir's eben riskieren müssen. Kann ein paar Versuche erfordern.« Er steckte die Hand in die Tasche. »Zum Glück habe ich genug Jetons dabei.«

Sie sah ihm nach, wie er zur Telefonzelle ging und anfing zu wählen. Ein Anruf folgte dem anderen, und mit jeder Münze, die Oliver in dieses Telefon steckte, spürte Zoja, wie das Gewicht ihrer Entschlossenheit, Will zu finden, wuchs. Bei fast jedem anderen Mann, den sie in ihrem Leben gekannt hatte, wäre sie mittlerweile längst weg gewesen. Sie wusste, dass sie ihre Karten wahrscheinlich von Anfang an völlig falsch ausgespielt hatte. Sie hätte bei Oliver bleiben sollen. Es wäre leicht gewesen, ihn zu

gegebener Zeit abzuservieren, und alles hinter sich zu lassen war das, wozu ihr die Mehrzahl ihrer Eingeweide momentan dringend riet. Doch ihr Herz befahl ihr, zu bleiben.

Ihr Fluchtinstinkt war von jeher äußerst empfindlich gewesen: Sie hatte sich mit Charme Mitfahrgelegenheiten in herzoglichen Kutschen verschafft, hatte sich auf den Pritschen von Heuwagen und Milchlastern versteckt, in die beklemmend engen Gepäckabteile von Güterzügen gezwängt, hatte unzählige Pferde, Fahrräder und Automobile gestohlen. Sie war einmal sogar auf einer kurzgeschlossenen BMW R75, Elga mürrisch neben sich im Beiwagen zusammengequetscht, durch die lettische Landschaft geknattert. Unter Zojas vielen Fähigkeiten war die Gabe, zu wissen, wann Flucht angesagt war, mit die am höchsten entwickelte; sie war immer schon lange verschwunden, bevor der leere Tresorraum entdeckt wurde, die gefälschten Schecks die Bank erreichten oder die aufgedunsene Leiche ans Flussufer trieb. Sie wusste, dass sie jetzt ganz einfach aus dem Chevy aussteigen, Oliver seinen Telefonaten überlassen und wieder in die Nacht verschwinden konnte, um sich in einem nahegelegenen Hotel oder Wohnheim zu verkriechen und zu schlafen, bis sie wieder völlig bei Kräften wäre. Dann, in ein paar Tagen, konnte sie sich zu irgendeiner anderen Stadt durchschlagen, dabei vielleicht ihre eingefahrenen Geleise verlassen und nach Süden fahren, nach Madrid, Mailand oder Rom, oder vielleicht auch eine Koje auf einem Ozeandampfer ergattern, sich nach Kapstadt, Hongkong oder vielleicht Buenos Aires einschiffen. Allein zu reisen, ohne eine Schwester an ihrer Seite, würde ungewohnt und gefährlich sein, andererseits könnte sie sich vielleicht wie Elga irgendeine Göre suchen und sie in die Künste einweisen und damit den Zyklus wieder von vorne beginnen. Sie brauchte dazu lediglich am blanken Türgriff direkt neben ihr zu ziehen, dann konnte sie gehen, ohne je stehen zu bleiben, ohne jemals zurückzuschauen.

Das Problem war, sie konnte nicht. Die seltsamen Knoten, die sie an Will fesselten, hielten sie auf dem Autositz fest, wie angewurzelt, ungeduldig

darauf wartend, dass Oliver mit irgendeinem Plan zurückkam. Es war ein unbestimmtes Gefühl, eine ungreifbare Macht, die da am Werk war. Sie spürte, wie diese seltsame Kraft ihre Seele unentrinnbar fest umklammerte. Es fühlte sich wie ein Zauber an – sie kannte sämtliche Symptome, aber sie wusste auch, dass sie nicht verhext war, es war ihre eigene Entscheidung, geboren aus einer Zuneigung, die alle ihre alten Muster und Gewohnheiten außer Kraft setzte. Anstatt sich also in die dornigen Sträucher zu schlagen, blieb sie. Es war mehr als ein Gefühl von Schuld oder Verpflichtung – Will war rechtzeitig zu ihrer Rettung aufgetaucht, das ja, aber er war ihr Held wider Willen gewesen, der nur zufällig im richtigen Moment hereingestolpert war. Zwischen ihnen war zweifellos mehr, es hatte sich darin geäußert, wie ihre schlafenden Körper sich, zu einem Fragezeichen geschwungen, ineinanderschmiegten, wie exakt sein Kuss auf ihre Lippen passte, wie ihre Zungen über Brust und Winkel und Schenkel tanzten und wie sehr seine schlichte, in sich ruhende Präsenz sie beruhigte, ihren Sinn von seiner ständigen Konzentration auf die Jagd abzog und alle Ränke und Ranküne dahinschwinden ließ. Es war anders als eine einfache Schuld. Diese Bindung an ihn bereitete ihr eine leichte Übelkeit, wie jede Form von Magie das nun einmal tat.

Endlich kam Oliver zurück. »Tja, zu meiner Freude kann ich vermelden, dass die Kavallerie im Anmarsch ist – ein Weilchen wird sie allerdings bis hierher noch brauchen.«

Sie nickte wortlos. Oliver nahm sich eine Zigarette. »Ich muss gestehen, deine Anhänglichkeit an unseren Freund Will ist platterdings rührend. Ich glaube kaum, dass es auch nur eine Menschenseele auf Erden gibt, die sich so viele Beine ausreißen würde, um mich zu retten.«

Sie sah zu ihm auf. »Man muss jemanden retten wollen, um selbst gerettet werden zu können.«

»Tja, also, wenn das keine richtige Kopfnuss …«, sagte Oliver und hielt mitten im Satz inne, um über selbige nachzudenken. Er zündete seine Zigarette an, und dann saßen sie schweigend nebeneinander da. Zwanzig

Minuten lang passierte, abgesehen von gelegentlich vorbeifahrenden Autos, nichts.

Endlich klapperte ein kleiner grauer 2CV um die Ecke und kam vor ihnen – nur Millimeter trennten die ramponierte Stoßstange vom Chevy-Chrom – abrupt zum Stehen. Die Türen klappten auf, und drei große Schwarze entfalteten ihre ausgedehnten Körper aus dem Bauch der Blechente. Augenblicke später machte Oliver die Honneurs: »Zoja, darf ich dir Red, Flats und Kelly vorstellen? Meine Herren, das ist Zoja.«

»Bong nuui, Mädmoaasell«, sagte der mit Namen Red und berührte seine Hutkrempe. Sie lächelte höflich. Sie hatte erraten, dass sie Amerikaner waren, noch bevor sie auch nur ein einziges Wort gesagt hatten. Sie beherrschte dieses Idiom nicht sonderlich gut, hatte aber immerhin schon mit so vielen Matrosen zu tun gehabt, dass sie problemlos folgen konnte. »Okay, Oliver, wie wär's, wenn du uns ein bisschen mehr über diesen Job erzählen würdest?«

»Und lass dir was Gutes einfallen, nicht wieder so 'n wüstes Räuberpistolenmärchen«, sagte Kelly. »Wir wollten heut Nacht eigentlich mit Basies Bande eine Runde klönen, hinter der Bühne im Olympia.«

»Nein, es ist kein Märchen«, sagte Oliver, während er seine Brieftasche zückte und seine gesamte Barschaft daraus hervorholte. »Zuallererst, wie versprochen, der Vorschuss auf euer Honorar. Das ist alles, was ich momentan bei mir hab, aber da, wo's herkommt, gibt's noch jede Menge davon. Habt ihr die Starterkabel dabei? Anders krieg ich diesen verdammten Schlitten nicht zum Laufen.«

»Klar, obwohl ich meine Zweifel hab, dass unser Batteriechen reicht, um dem dicken alten Chevy da Dampf zu machen.«

»Probieren wir's aus. Und die Schaufeln?«

»Haben wir«, sagte Red. »Wir mussten die von unserem Hausmeister, äh … ausborgen.«

»Prima, ausgezeichnet. Wenn alles nach Plan läuft, hat er sie noch vorm Frühstück wieder. So, mal sehen, wo geht's als Nächstes hin?« Oliver fischte

ein gefaltetes Blatt Papier aus seiner Brieftasche und breitete es vorsichtig auf der Motorhaube des Chevys aus.

Kelly schaute ihm über die Schulter. »Was hast du da, Oliver?«

»Sieht aus wie ’ne beknackte Schatzkarte«, sagte Flats.

Oliver grinste. »Scharf beobachtet, Flats. Das ist tatsächlich so eine Art Schatzkarte. Sie zeigt, wo während des Krieges ein Bekannter von mir …«

»… beknackte Schatzkarte«, sagte Red.

Kelly schüttelte den Kopf. »Und wir könnten gerade mit Basie am Klönen sein …«

# V

Der Küchenchef sah auf das kleine Mädchen herab. Noëlle hielt das Ei in die Höhe. »Braten Sie es bitte auf beiden Seiten, aber so, dass der Dotter weich bleibt, dann legen Sie es auf eine trockene Scheibe Weißbrot.«

Der Chef sah sich ungeduldig um. »Du dürftest gar nicht hier sein. Der Hoteldirektor wird sehr verärgert sein. Und du kannst mir nicht irgendwelche Lebensmittel von der Straße anschleppen und erwarten, dass ich sie dir einfach so zubereite. Wenn wir damit anfangen, wo hört es dann auf? Bringst du nächstens eine Kuh her? Führst du ein Schwein an der Leine herein? Wenn ich dir diesen Gefallen tue, stehen die Leute bald Schlange von hier bis zu Les Halles und verlangen, dass ich denen ihren Kohl koche und ihr Brot backe.«

Doch das kleine Mädchen rührte sich nicht von der Stelle, sie hielt ihm einfach weiter das Ei unter die Nase.

Das Ei hatte Noëlle am Morgen, noch warm, zwischen den gelben Falten ihrer Tagesdecke entdeckt. Am anderen Ende des Zimmers, auf dem Sofa in einer Pose thronend, die zugleich hochmütig und herablassend war, gab das Huhn vor, nichts von alledem zu bemerken.

Das kleine Mädchen war spät aufgewacht, ausgeruht, wenngleich leicht nervös, weil Elga immer noch nicht zurückgekehrt war. Sie hoffte, die alte Frau würde bald wiederkommen – bevor irgendwelche Angestellten mit Fragen wegen der Hotelrechnung anklopften. Aber allzu große Sorgen machte sich Noëlle nicht, schließlich war das Huhn ja bei ihr, und es hatte schon bewiesen, dass es sie, gab’s Schwierigkeiten, sehr gut beschützen konnte. Noëlle nahm den großen schwarzen Hörer auf und bestellte sich zum Frühstück eine Crème brûlée, eine Portion Sorbet, ein halbes Dutzend Beignets und ein Stück Schokoladentorte aufs Zimmer. Für das Huhn orderte sie eine Schüssel rohen Reis – damit hatte Elga es gefüttert, und dem Vogel schien es zu schmecken. Dann kuschelte sich Noëlle in die

aufgeschüttelten Kissen und studierte das Ei.

Sie grübelte noch immer darüber, als der Frühstückswagen hereingerollt kam. Sie setzte sich auf das Fußende des Betts, steckte sich die weiße Serviette sorgfältig in den Halsausschnitt ihres Nachthemds und verspachtelte die ganze Köstlichkeit, während sie das Ei nicht aus den Augen ließ. Sie erwog die absolut reale Möglichkeit, dass es magisch war und ihr vielleicht eine ganze Reihe von Wünschen erfüllen würde, wie die wohltätigen Flaschengeister aus den Märchen. Sie ging ihre möglichen Wünsche durch. Erstens, dachte sie, wollte sie die wunderbarste und berühmteste Primaballerina der Welt werden. Sie malte sich ein rauschendes Meer von Rosen aus, das ihr, Bouquet für Bouquet, auf die Bühne der Opéra zu Füßen geworfen wurde. Als Nächstes, dachte sie, wünschte sie sich, eine Filmdiva zu werden, so eine wie ihr Idol Audrey Hepburn, und schimmernde Perlen und Diamanten zu tragen, die funkelten, wenn die Blitzlichter aufflammten und sie dabei aufs Zelluloid bannten, wie sie auf dem roten Teppich in Cannes ihren hochgewachsenen, gutaussehenden Gatten küsste. Ach ja, dachte sie, wer wird mein Ehemann sein? Wer? Wer? Den Mund voll Schokoladentorte, hüpfte Noëlle jetzt, von der Fülle an Möglichkeiten berauscht, auf der Matratze auf und ab. Sie hakte rasch ihre Optionen ab: Einen Filmstar wollte sie nicht heiraten, weil die immer die anderen hübschen Schauspielerinnen küssen mussten und sie nicht gern teilte. Einen Präsidenten oder König wollte sie auch nicht heiraten, die wurden oft gestürzt und guillotiniert; und einen Soldaten wollte sie ebenfalls nicht heiraten, nicht mal einen heldenhaften, weil die immer erschossen wurden. Geschäftsleute waren langweilig, Ärzte brachten ansteckende Krankheiten mit nach Hause, und Autorennfahrer hatten die Tendenz, irgendwo gegenzufahren und bei lebendigem Leib zu verbrennen. Sie dachte an einen jungen Mann, der in ihrem Dorf arbeitete, einem Imker half. Er war ein großer, magerer Junge mit lockigem braunem Haar, den sie früher oft gesehen hatte, wie er mit seiner Pfeife und den anderen Imkereigeräten, und im Herbst mit dem geernteten Honig beladen,

durch den Ort ging. Er war schüchtern, und sie war schüchtern, aber als sie den allerletzten Rest Crème brûlée aus dem Schälchen kratzte, stand ihr Schlachtplan schon fest.

Als Erstes allerdings musste sie die Küche dazu bringen, ihr dieses Ei zuzubereiten, und das entpuppte sich als schwierig. »Bitte, Monsieur«, sagte Noëlle, »es ist nur das eine Ei!«

Der sture Koch warf die Hände in die Höhe. »Ich habe ›nein‹ gesagt, und kleine Mädchen müssen lernen, dass ›nein‹ nein bedeutet.«

»›Nein‹ bedeutet nur so lange nein, bis Sie ›ja‹ sagen«, sagte sie mit einem Lächeln.

Er kehrte zu den Zwiebeln zurück, von denen Noëlle ihn abgelenkt hatte.

Noëlle dachte einen Moment lang nach und überlegte sich, was Elga wohl in dieser Situation tun würde. »Hmm, tja, dann entschuldigen Sie«, sagte sie schließlich und sah sich in der Küche um. »Unser Koch würde es mir braten. Wissen Sie, seine Küche sieht fast genauso aus wie diese, ist nur ein bisschen größer.« Der Küchenchef hackte weiter seine Zwiebeln. »Unser Koch ist alt, Louis heißt er. Der gute Louis«, fuhr sie fort. »Ich glaube, er ist mittlerweile halb blind, und jetzt ist Papa gar nicht mehr zufrieden mit seiner Kocherei, er sagt, seine Brühen wären fad und wässerig, und seine Braten wären so langweilig, dass nicht einmal Salz sie noch retten könnte.« Von Noëlles Mär gebannt, wurde der Koch langsamer. »Ja, es dauert nicht mehr lange, und Louis geht in den Ruhestand, und Papa braucht einen neuen Küchenchef. Sind Sie eigentlich schon mal in Monte Carlo gewesen?«

Der Koch legte sein Messer hin und kam zu dem Mädchen zurück. »Wie möchtest du dein Ei haben?«

»Auf beiden Seiten gebraten, aber so, dass es flüssig bleibt, und dann auf einer Scheibe trockenes Weißbrot.«

Er nahm es ihr aus der Hand. »Du bist eine kleine Gans. Ich werde es dir zwischen zwei Scheiben Brot legen, dann kannst du es wie ein Sandwich essen.«

»Danke schön.« Sie knickste, und der Küchenchef schüttelte den Kopf.

Wenige Augenblicke später trug sie das Spiegelei-Sandwich behutsam auf einem weißen Porzellanteller den langen, hohen Korridor entlang zu ihrer Suite. Dort hüpfte sie in den großen, gemütlichen Samtsessel und zwinkerte dem Huhn komplizenhaft zu, bevor sie ihren ersten Bissen nahm.

Sekunden später lag sie in Zuckungen auf dem Fußboden, strampelte krampfhaft mit den Beinen, drosch mit den Armen um sich und warf den Kopf ruckartig vor und zurück. Ihre Augäpfel waren so weit nach oben gerollt, dass nur das Weiße zu sehen war, und ihre Adern standen geschwollen und pochend unter ihrer Haut hervor, während die Visionen ihre Sinne mit der Gewalt schäumender Sturmfluten überschwemmten, die durch einen Deich brechen.

In den nächsten zwei Stunden sah Noëlle, im Bann dieses unerbittlichen Krampfanfalls, vielerlei Dinge, doch der Imkerjunge war nicht dabei.

# VI

Will war in Detroit. Er hatte keine Ahnung, wie er dorthin geraten war, aber es war ein sonniger Tag, und er spazierte die Congress Street entlang in Richtung Woodward Avenue. Vor ihm erhob sich das Guardian Building, flankiert zur Linken vom klassischen Buhl Building. Er roch die Hefe aus der Stroh-Brauerei und hörte das ferne Klickediklack einer Straßenbahn, die die Michigan Avenue entlangfuhr. Dann blieb Will verdutzt stehen. An der Ecke, an der das Ford Building hätte sein sollen, stand ein mit weißen Latten verschaltes Farmhaus im Saltbox-Stil. Ein Stückchen dahinter graste eine Holstein-Kuh auf einer Wiese an der Ecke Congress und Griswold Street.

Die Fliegentür des Farmhauses flog knallend auf, und Olivers Freund Jake trat auf die Veranda. Er hatte eine Tasse Kaffee in der Hand und ein Exemplar des *Figaro* unter den Arm geklemmt. Er lächelte Will freundlich zu und winkte. Will wusste nicht, was er von der ganzen Sache halten sollte, und stand stumm da. Er begriff, dass er gerade etwas wie einen induzierten Tagtraum erlebte (er wusste, dass die Elektrische auf der Michigan schon vor Jahren den Betrieb eingestellt hatte), aber es fühlte sich so real an, dass er ganz verwirrt war. Jake bedeutete ihm, herüberzukommen, und verschwand dann wieder im Haus. Unsicher, was er zu erwarten hatte, überquerte Will die Straße, ging den Plattenweg entlang, stieg die knarrenden Stufen zur Veranda hinauf und folgte Jake in das dunkle alte Haus.

Als er in die Diele trat, roch Will augenblicklich den Duft von Speck und hörte das charakteristische Brutzeln von bratendem Fett, das aus einem der hinteren Zimmer zu ihm drang. Er ging den langen Korridor hinunter und trat in eine niedrige Küche, wo Jake an einem gusseisernen Herd, dessen Gasflammen alle brannten, stand und in der großen Pfanne Rührei und auf dem Rost Tomaten und dicke Scheiben Speck briet. »Für etwas

Komplizierteres hat die Zeit nicht gereicht, die Jungs haben erst vor ein paar Minuten angerufen, um zu sagen, dass Sie kommen. Aber Speck ist gut, oder? Das ist ganz ehrlich das einzige amerikanische Essen, das mir fehlt. Amerika weiß wirklich, wie man Speck macht.« Er holte einen Teller aus dem Geschirrschrank, häufte darauf das Rührei, das er mit der Mixtur vom Rost bekrönte, und setzte es vor Will auf den kleinen Tisch. »Essen Sie. Es ist heiß und köstlich.«

Will wusste nicht, warum er sich so behaglich fühlte; vielleicht lag es am seltsam heimeligen Gefühl, wieder in Detroit zu sein, oder am tröstlich beruhigenden Wissen darum, dass er sich in einem Traum befand. Er setzte sich und haute rein. Das Essen war köstlich. Er merkte erst jetzt, wie hungrig er war, er konnte sich überhaupt nicht erinnern, wann er zuletzt etwas gegessen hatte. »Wo sind wir?«

»Gute Frage«, sagte Jake und zog sich, Will gegenüber, einen Stuhl an den Tisch. »Die einfache Antwort lautet, wir befinden uns in einer Kombination Ihrer und meiner geistigen Landschaft. Im ersten Moment sehr verwirrend, sich darin zu bewegen, und ganz schön schwierig, sich darin zurechtzufinden, aber man gewöhnt sich daran. Aber im Prinzip spazieren wir durch eine Mischung aus Ihrem und meinem Unbewussten.«

»Wie funktioniert das?«, fragte Will und schaufelte sich die nächste Gabelladung in den Mund.

Jake zuckte die Achseln. »Fragen Sie mich was Leichteres. Ich bin nicht der Pharmakologe. Soweit ich’s verstanden habe, wird der Hauptwirkstoff der Droge aus der Wurzel einer weitverbreiteten Pflanze gewonnen, und auf irgendeine Weise sind wir beide mit diesem einen Ursprung verbunden. Ich vermute, das ist der Grund, warum sich die unterschiedlichen Visionen ihrer Benutzer miteinander vermischen können. Eindrucksvoller und sehr fortschrittlicher Stoff, jedem Konkurrenzprodukt um Jahre voraus. Ich meine, mal ganz abgesehen davon, wie unglaublich es ist, dass wir unsere individuellen, rein subjektiven Halluzinationen miteinander vermischen und sie gemeinsam

erleben, gibt es nicht viele Drogen auf dem Markt, die ein anständiges Frühstück hervorzaubern können, habe ich recht? Dieser Doktor ist ein Genie.« Er lehnte sich hinüber zum Fenster und zeigte auf die Welt jenseits der verschossenen Gingham-Gardinen. »Ihre Vision da draußen. Was ist das – Chicago?«

»Mh-mh, nö, isch Die-tscheut«, nuschelte Will mit vollem Mund.

»Aha, gut, schauen Sie, wir sind gleichzeitig auch im Haus meiner Großeltern, oben in Accord, New York. Ganz im Norden des Staates. Das hier ist also ein Mischmasch aus Stücken Ihrer unterbewussten Welt und Batzen von meiner. Ich hab zwar keine Ahnung, warum meine Psyche mir ausgerechnet diese dämliche Erinnerung auftischt, ich bin schon an jeder Menge hübscherer Orte gewesen, aber ich schätze, da hängen für mich sentimentale Assoziationen dran. Wie ich schon sagte, es ist faszinierend. Als Bendix mir erklärt hat, worauf er aus war, habe ich mich sofort als Freiwilliger angeboten.«

Was Will momentan am meisten interessierte, war ein Nachschlag, aber vermutlich sollte er zunächst ein paar weitere Fragen stellen. »Woher kennen Sie Bendix?«

Jake zuckte die Achseln. »Er führt schon seit dem Krieg alle möglichen Tests mit uns durch. Anfangs mischte er Chlorpromazin mit verschiedenen Amphetamin-Derivaten, mit dem Ziel, das Zeitempfinden von Soldaten zu verändern, Sie wissen schon, sodass alles wie in Zeitlupe abläuft, während der GI sich in Wirklichkeit sehr schnell bewegt. Es war vielversprechend, aber es hatte starke Nebenwirkungen, Schlaganfälle und Koronar-Infarkte. Dann kam er auf den Gedanken, Verdächtige nach Gaben von Lysergsäure-Diethylamid zu vernehmen. Das ging auch irgendwie schief. Bendix schickte aus Bern eine Charge LSD-Tabletten, die ganz entschieden überdosiert waren. Die Probanden flogen reihenweise aus Klinikfenstern, um den violetten Drachen und rosa Elefanten zu entkommen, die ihnen zusetzten. Zwei Reinfälle waren genug, und Washington schickte mich hierher, damit ich ein paar Takte mit ihm redete. Aber dann hat er dieses

kleine Kaninchen aus seinem Hut gezaubert, und zwar in allerletzter Minute, denn er stand ganz oben auf der Abschussliste. Aber er legte das Zeug auf den Tisch, und alle erkannten auf Anhieb, welches Potenzial es hatte. Das konnte eine ganz große Sache werden. Wenn er wirklich hat, was er zu haben behauptet – und es sieht verdammt danach aus –, dann wird das die größte Entdeckung seit der alten Madame Curie und ihrem Radium. Aber wie gesagt, ich weiß nicht genau, was es ist, Bendix benutzt eine Mischung aus Ergin, DMT, Ibogain und ein paar anderen Sachen, mehr weiß ich auch nicht. Ich stell nicht zu viele Fragen, der Kerl ist mir unheimlich, ganz ehrlich. Die Jungs vom Labor können sich mit den Details herumschlagen, mich interessiert nur, was wir damit alles anfangen können.«

»Ja. Äußerst interessant. Wirklich, faszinierend«, sagte Will, der sich gerade Butter auf seinen Toast schmierte und nur mit halbem Ohr zuhörte. Er fühlte sich rundum wohl in seiner Haut; es war nett, wieder in den Staaten zu sein, wenn auch nur in einem Tagtraum. Auch Jake gefiel ihm; der Mann sprach auf eine bodenständige, offene Art, die ihn an zu Hause erinnerte. Er glaubte Jake aufs Wort, dass er von ehrlichen Leuten aus dem ländlichen Norden New Yorks stammte. Er war überhaupt nicht so wie die anderen New Yorker mit ihrer blödsinnigen umständlichen Art. Will fragte sich, wie Oliver und Jake je hatten Freunde werden können, so grundverschieden, wie sie vom Charakter her waren.

»Es *ist* faszinierend«, fuhr Jake fort. »Stellen Sie sich doch nur vor, wie einschneidend eine solche Droge die gesamte Topographie des Krieges verändern würde! Ich könnte auf irgendeinem Breitengrad sein und Sie Tausende von Meilen von mir entfernt, aber wenn wir das Präparat zur selben Zeit und aus derselben Charge verabreicht bekommen – *ta-dam!* – agieren wir auch auf derselben Bühne. So wie jetzt gerade, verstehen Sie?«

Will nickte unbestimmt.

»Das bedeutet«, fuhr Jake fort, »dass man über eins von Ho Chi Minhs Lagern im tiefsten, dicksten Dschungel wegfliegen und es von oben mit

dem Zeug besprühen kann, so als würde man Felder mit DDT einstäuben. Gleichzeitig verabreicht man das Mittel den eigenen GIs, die irgendwo anders, sagen wir in Westdeutschland, bis an die Zähne bewaffnet und kampfbereit warten. Da können die mit ihren gottverdammten Hinterhalten einpacken! Ein Beispiel: Die Roten hocken verträumt und zugedröhnt in ihren steinzeitlichen Lehmhütten rum, und plötzlich – *krawumm!* – tritt der gute alte Yankee Joe die Bambustür ein und flammt denen Napalm in die Fressen. Das ist dann wie ›Hallihallo‹ und ›Sayonara, Freundchen‹ im selben Atemzug.«

Will schüttelte den Kopf. »Wow, unglaublich! Ich hätte nie gedacht, dass so was möglich wäre.«

Jack lächelte. »Momentan ist Bendix der Einzige, der das kann, kein anderer ist auch nur in Sichtweite davon. Lassen Sie sich das gesagt sein: Wenn erst die Macken restlos beseitigt sind und die Army-Labore anfangen, das Zeug in richtig großem Stil zu brauen – Junge, Junge, dann sieht die Sache *völlig* anders aus!«

»Scheint schon jetzt ganz gut zu funktionieren. Ich meine, dieser Speck schmeckt *wirklich* gut«, sagte Will, während er den letzten, großen Bissen auf seine Gabel lud.

Jake nickte. »Ja, tja, die klinische Erprobung ist fast abgeschlossen. Aber wie gesagt, wir haben noch ein paar Probleme.«

»Zum Beispiel?«

»Na ja, die richtige Dosierung muss gefunden und die Langzeitwirkungen bei den Probanden ermittelt werden; diese Drogen können den Organismus ganz schön belasten. Ich bin ziemlich sicher, es war genau das, was Boris aus dem Verkehr gezogen hat: Sein Herz ist explodiert. Dann ist da noch die Frage, wie es sich in der realen Welt auswirkt, wenn es einen hier erwischt. Wir haben mehr Leichen im Keller als Antworten. Außerdem, was, wenn die Wirkung nicht tödlich ist, sondern nur eine schwere bleibende Beeinträchtigung nach sich zieht, was dann? Dann kriegen wir so schräge Ergebnisse wie Neds Brabbel-Koma.«

Will hörte auf, seinen Teller sauber zu wischen, und sah auf. »Ned? Ich dachte, sie hat für die Russen gearbeitet?«

»Ned hat für Ned gearbeitet; ihre Loyalitäten, falls sie je welche gehabt hat, sind in Spanien draufgegangen, als die Faschisten alle ihre Freunde erschossen. Von da an hat sie für jeden gearbeitet, der sie bezahlte. Sie hätte auch dieses Projekt verraten, wenn sie Zeit gehabt hätte, die Zusammenhänge zu durchschauen. Ich bin ziemlich sicher, das war der Grund, warum Bendix ihr eine ›Spezialdosis‹ gegeben hat. Seine Methoden sind … Tja, wie gesagt, der Typ ist mir unheimlich, aber das hier ist schließlich der neue Wilde Westen, nicht? Es gibt so vieles, was wir nicht wissen. Wir brauchen mehr Experimente, Sie verstehen. Tut mir leid.«

So beschäftigt, wie er damit gewesen war, sein Essen hinunterzuschlingen und die surreale Atmosphäre (eine Herde blökender geschorener Schafe, die sich die Larned Street hinaufschob, lenkte ihn vorübergehend zusätzlich ab) in sich aufzunehmen, hatte Will während Jakes Geschichte nur halb hingehört. Sie *war* faszinierend, aber das war in dem Augenblick vieles, seine Welt hatte sich in ein sensorisches Sinfonieorchester verwandelt, bei dem alle – Streicher, Bläser, Schlaginstrumente – gleichzeitig volle Dröhnung gaben. Jakes letzte Bemerkung erreichte allerdings Wills Ohr, so wie ein perfekt angeschlagener Triangel eine Tutti-Stelle durchdringen kann, und bei »Tut mir leid« sah Will auf und blickte in die Mündung einer Pistole, die Jake auf seinen Kopf gerichtet hielt.

Ohne nachzudenken, duckte sich Will sofort und warf den Tisch um. Jake jagte eine Kugel in die Zimmerdecke, während er hintenüberkippte und die Reste von Rührei, Butter, heißem Speck und noch heißerem Kaffee sich in einem gelb-schwarzen Schwall über ihn ergossen. Jake zielte wieder, aber Will rannte schon den Korridor entlang. Eine Kugel schlug splitternd im Türrahmen hinter ihm ein, als er sich mit einem Kopfsprung auf die Veranda rettete.

Will nahm die wackelige Treppe mit einem einzigen Satz und jagte dann

den Plattenweg hinunter und über die Straße. Während er an zwei grasenden Ziegen vorbeihetzte, hörte er einen weiteren Schuss und sah zeitgleich das Schaufenster des Perückenladens ein Stück weiter in Scherben gehen. Ohne auf einen dritten Schuss zu warten, hechtete er durch die Drehtür des Penobscot Building, hastete geduckt durch das Foyer und huschte ins Treppenhaus neben den Aufzügen, die Tür sofort hinter sich zuknallend.

Während er die Treppe hinauflief, wühlte sich Will durch die Absurdität des Ganzen und versuchte, sich einen Plan zurechtzulegen. Er begriff, dass Jake bereits ein Experte auf diesem Gebiet war, er jagte wahrscheinlich schon seit geraumer Zeit auf diesem halluzinogenen Terrain. Jake war außerdem auch insofern im Vorteil, als er herausgefunden hatte, wie er sich hier Waffen beschaffen konnte, er hatte eine Pistole, während Will lediglich seinen Verstand hatte, und der war momentan nicht annähernd so konzentriert, wie es nötig gewesen wäre.

Will erreichte den zweiten Stock und riss die Treppenhaustür auf, nur um sich auf einer wogenden grünen Weide wiederzufinden, mit einer malerischen kardinalroten Scheune auf einem fernen Hügel. Da war ein Bach und ein paar Meter dahinter eine Gruppe von Eschen. Ohne einen einzigen Gedanken, nur vom Fluchtinstinkt getrieben, rannte Will auf das Wäldchen zu, aber der Boden war morastig, und seine Schuhe blieben schnell im Schlamm stecken. Kopflos und in Panik versuchte er, wieder Tritt zu fassen, stolperte aber und fiel seitwärts zu Boden. Er wollte sich wieder aufrichten, aber ehe er sich ganz hochstemmen konnte, spürte er den harten Druck von Stahl gegen seinen Schädel. Langsam ließ er sich wieder auf die Knie sinken.

»Tja, Chef«, grinste Jake, »Sie können nicht bestreiten, dass wir Ihnen eine leckere Henkersmahlzeit serviert haben.«

»Okay. Aber geben Sie mir noch eine Minute, eine einzige Minute, bitte.« Will schloss die Augen und versuchte, sich auf das vorzubereiten, was gleich kommen würde. Er dachte rasch an all die schönen Dinge, die er in

seinem Leben gehabt hatte: seine Eltern, die zwei Katzen seiner Mutter, schlafend in der Sonne, Doris Day, die »Shanghai« singt, ein Glas Whisky an einem Winterabend und den Geschmack der warmen Crêpes, die er an seinem ersten Tag in Frankreich gegessen hatte. Dann, endlich, Zoja, ihre Augen, ihre Wangenknochen, ihr Nacken. Er erinnerte sich daran, wie ihre Brüste und ihr bloßer Oberkörper ausgesehen hatten, als sie halb aufgedeckt und nackt auf dem Bett gelegen hatte, heftig atmend, erschöpft von seinen Küssen.

Will hörte das Klicken der Pistole. Er öffnete die Augen und stellte fest, dass aus der Wiese einer der Art-nouveau-Eingänge der Pariser Metro emporgewachsen war. »Wenigstens bekomme ich noch was von Paris zu sehen, bevor ich abtrete.«

»Was?«

Will zeigte auf den Metro-Eingang.

»Oh, *verdammt* –«, begann Jake, aber seine Worte wurden von einem gewaltigen, seltsamen Krachen und einem leisen Aufjapsen unterbrochen, wie wenn eine Eiche auf einen Hund fällt. Danach Stille. Will blieb auf den Knien sitzen, unschlüssig, was er jetzt tun sollte. Schließlich schaute er über die Schulter nach oben und sah einen Unbekannten hinter sich stehen, der einen schweren Ast mühsam in den Händen hielt. Zu Füßen des Mannes lag Jake, im nassen Gras zusammengerollt, sein Anzug schlammbespritzt, seine Schädeldecke säuberlich eingeschlagen.

»Ist er tot?«

Der Mann nickte mit einem Achselzucken.

»Danke, Mann!«, sagte Will und rappelte sich langsam wieder auf. Er streckte die Hand aus. »Ich heiße Will. Sind Sie Franzose oder Amerikaner? *Français ou américain?*«

Der Mann schüttelte ihm die Hand und schien antworten zu wollen, als ein überwältigendes, blendend weißes Licht aufblitzte und über der Landschaft explodierte und die Umgebung restlos verschluckte. Der Mann, das weite Feld, die fernen Bäume, die ganze Welt, alles restlos

verschwunden. Will versuchte, die Augen zu schließen, um die blendende, sengende Helligkeit auszusperren, aber er hatte keine Möglichkeit, das grausige Licht aufzuhalten; seine Nerven fühlten sich wund und wie verbrüht an, und sein Bewusstsein weitete sich mit einem erschütternden Ruck bis zu einem Punkt, von dem es, wie er wusste, keine Wiederkehr geben würde. Der einzige, trostlose Trost war, dass er mit vollkommener Klarheit wusste, was das war: der Augenblick, vor dem er schon Jahre gebangt hatte, die große atomare Vernichtung. Jemand hatte es getan, hatte den Knopf gedrückt, ob ein arroganter Premierminister, ein machttrunkener Präsident, ein durchgeknallter hirnloser Admiral oder ein tödlich beleidigter Generalsekretär, spielte keine Rolle – irgendein selbstherrlicher Scheißkerl hatte die Langstreckenraketen auf die Reise geschickt, von Washington, Moskau, 10 Downing Street aus oder aus dem Bauch eines dieser neuen nuklear getriebenen U-Boote, die Präventivlösung eines jeden globalen Konflikts hatte eingeschlagen, und sämtliche Kriege, die auf dem Planeten wüteten, jede Schlacht, jede Diskussion um Recht oder Unrecht, von den weltbewegendsten moralischen Dilemmas bis hin zu den kleinlichsten Küchendebatten, von über die Grenzen von Erdölstaaten ausufernden Flächenbränden bis hin zu ganz gewöhnlichen Omas, die über den Preis von Fingerhüten keiften, nichts davon spielte noch eine Rolle, wie für die sonnendurchglühten Skorpione auf dem Strand irgendeines fernen Bikini-Atolls, die restlos zu irisierendem Nichts zerstrahlt worden waren – es war alles vorbei. Von wegen »die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen« – diese einst stolze Spezies, die aus dem Urwaldschlamm emporgewachsen war, um die mythischen Feuerdrachen, Schlange, Zahn und Klaue, zu überwinden, die Städte voll hoher Türme erbaut, Kontinente gerodet hatte und im Begriff gewesen war, sogar den Weltraum zu erobern, war besiegt worden, und zwar letztlich von der infinitesimalen Spaltung des winzigen Atoms. All dies blitzte durch Wills trudelnden Geist, während er, um sich selbst wirbelnd, immer tiefer hinab in den schrillen, schreienden Abyssus fiel. Ein unerbittliches Vakuum sog an ihm, schluckte

und schlang ihn hinunter, auf einen Knoten von nichts zu. Und dann war’s vorbei.

## VII

*Neuntes Hexenlied*

Ja, spürt, wie dieses Atomgewicht auf euren Träumen lastet,
bedrohlich wie ein geschwollenes rosa Organ,
schwärend, entzündet, zum Bersten bereit,
sobald eine Blitzbirne knallt.
Seht her, wie ihr euch eure eigene
Heimsuchung geschmiedet habt.

Lyda und ich, wir hatten einen Liebsten,
den nackten Professor, der, in unsre Decken gemummelt,
seine hieratischen Rätsel
auf die weißgetünchte Wand kritzelte
und weiter, auf die breiten Dielen,
vor nervöser Begeisterung seinen Kohlestift zerkrümelnd,
und wir starrten und staunten, fragten uns:
Wo führt das hin?

Ja, ja, Wahrheit ist Leben,
Wissen ist Macht,
und wir haben unser eignes Lexikon, dem Gedächtnis eingebrannt,
von Wurzel und Sehne, Beere und Blase.
Unser Anliegen ist klar und doch unser Einfluss gering,
aber ihr sagt: Wo geht ihr hin?

Eure Wissenschaftler schürfen nach Antworten –
so wie Gören mit Matroschka-Puppen spielen,
ein Rätsel im vorigen versteckt,
immer tiefer hinein, tiefer hinunter
in endlos spiralig sich schraubende Mysterien,

während hinter euch die heißen Winde wehen
und der Wüstensand einsickert
unter besonnten Türschwellen.

Genug davon, es macht mich bang,
lasst uns stattdessen den Blick zurück richten,
auf die Stadt des Narren und der Greisin.
Auch so ein Paar, das genau wie ihr
nie seinen Weg in Zweifel zieht.

# VIII

»Hallo«, sagte Oliver.

Will blinzelte und sah sich um. Er war wieder im Labor der Apotheke.

Oliver strahlte stolz. »Überrascht, hier zu sein? Tja, wie ich immer sage: Es geht nichts über Adrenalin«, sagte er und hielt eine leere Injektionsspritze in die Höhe. »Musste ganz schön kramen, um es zu finden. Ich dachte, ein kleiner Schuss zum Aufpulvern könnte nicht schaden. Wunderbares Zeug. Einfach wunderbar.«

Hinter Oliver standen zwei der Jazzmusiker, Kelly und Red, in ihren identischen blauen Anzügen. Beide Männer waren schlammverdreckt und verschwitzt, und beide atmeten heftig. Sie hielten jeder eine rauchende Thompson-Maschinenpistole im Anschlag, noch auf die beiden Riesen gerichtet, die ausgestreckt auf dem Boden lagen, mit jeweils einer Pistole in der Hand und teilweise weggeschossenem Kopf. Blut bedeckte die Wände und lief in kleinen Rinnsalen langsam herab, um sich auf dem Zementfußboden in Pfützen zu sammeln. Flats stand mit einem Johnson M1941 in den Händen neben der geschlossenen Tür. Von Bendix war weit und breit nichts zu sehen.

Dann sah Will sie, sie hatte im Schatten neben der Treppe gestanden und scheu, mit verschränkten Armen, die Szene beobachtet. Jetzt trat sie näher, mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen und einem Ausdruck der Erleichterung im Gesicht. Langsam, kraftlos, stemmte er sich vom Stuhl hoch und nahm sie in die Arme. Er hielt sie lange fest, ohne ein Wort zu sagen.

Zwanzig Minuten später sah er zu, wie die Jazzer die Waffen und die Schaufeln im Kofferraum ihrer kleinen Blechkiste verstauten.

»So ’ne Frau gibt’s nicht für Geld«, sagte Red zu ihm mit einer Kopfbewegung in Richtung Zoja, die sich bei ihm eingehakt hatte.

»Solltest du Probleme damit haben, die Knete, die du uns schuldest,

aufzutreiben, kenn ich ein paar Berber, die uns diese Thompsons samt dem übrigen Zeug mit Kusshand abnehmen werden«, sagte Flats zu Oliver.

Oliver nickte. »Nicht nötig, die Berber zu bemühen, Flats, auf die Knete kannst du dich verlassen. Behaltet die Schießeisen, bis ihr von mir hört.«

»Okay, wollte nur kulant sein.« Damit knatterten die Jazzjungs in ihrem Wägelchen davon und waren weg.

Jetzt saß Will auf dem Todessitz, Oliver am Lenkrad. Zoja ruhte sich im Fond aus. Sie sausten durch die Nacht, stadtauswärts, zu einem Freund von Zoja, der ihnen, wie sie gesagt hatte, vielleicht würde helfen können. Oliver brachte Will derweil auf den neuesten Stand: »Das ganze Abenteuer war wie frisch aus Poe gepflückt. Schon mal *Das Fass Amontillado* gelesen? Haargenau so war es, nur zum Glück ohne Eingemauertwerden. Der Lageplan hat sich als korrekt erwiesen, die Gewehre waren in den verschlossenen Katakomben in Montparnasse gebunkert, direkt unter dem Friedhof. Leuchtet ein, ganz in der Nähe gibt's den Bahnhof, also hat mein Soldat vermutlich dort alles versteckt, bevor er in den nächsten Zug gestiegen ist. Die Katakomben da unten sind bis an die Decke mit Skeletten vollgestapelt.«

»Die Katakomben sind mir ein Begriff, Oliver.«

»Oh, Verzeihung, natürlich, ich vergess dauernd, dass du kein Tourist bist. Jedenfalls gibt's auf Straßenniveau einen versteckten Eingang zu den unteren Ebenen, und sobald wir drin waren, ging es nur noch darum, die richtige Krypta zu identifizieren. Zum Glück war die Karte sehr genau, dieser Bursche muss beim OSS eine gute Ausbildung bekommen haben, denn wir haben die Stelle in null Komma nichts gefunden. Ich muss allerdings gestehen, es war recht amüsant, den Jazzjungs zuzusehen, die wie tolle Hunde das Beinhaus umgruben, sich durch die ganzen Rippen, Schienbeine und Schädel buddelten. An einem Punkt habe ich versucht, den ›Ach, armer Yorick‹ zu bringen, aber das fand keiner witzig.«

»Und wo war sie?«, fragte Will und zeigte auf Zoja, die auf dem Rücksitz eingeschlafen war.

»Oben an der Treppe, hat Schmiere gestanden. Wir haben von Ein- bis Ausstieg nur halb so viel Zeit gebraucht, wie ich veranschlagt hatte. Na, und dann mussten wir bloß noch zur Apotheke zurückdüsen und eine erfolgreiche Attacke koordinieren.«

»Wie habt ihr's durchgezogen?«

»Och, na ja. Ich hatte mir eine ziemlich elaborierte Scharade ausgedacht, bei der die Jungs in Blaumänner gesteckt werden und sich für Arbeiter der Elektrizitätswerke ausgeben sollten, aber dann hat Red vorgeschlagen, dass wir einfach die Tür eintreten und losballern. Wir waren ihnen waffentechnisch überlegen und konnten sie überraschen. Außerdem hatte ich auch keine Ahnung, wo wir die Blaumänner hergekriegt hätten.«

»Und ihr habt die Tür eingetreten und losgeschossen? Wo ich wie auf dem Präsentierteller dasaß?«

»Na ja, ein bisschen ausgekundschaftet wurde im Vorfeld *schon*, aber ich weiß, was du meinst. Wie gesagt, die Version mit falschen Schnauzern, Kostümen und so weiter hätte mir mehr zugesagt.« Er lächelte. »Aber es hat alles geklappt. Die Jazzjungs sind Eins-a-Schützen, waren während des Krieges an der Front, Infanterie. Ein Hauptgewinn, solche Jungs für so eine Sache an der Hand zu haben. Ich muss schon sagen, du bist ein Glückspilz.«

Will kurbelte das Fenster einen Spaltbreit auf und lehnte den Kopf gegen die Scheibe. Durch die kühle Nachtluft klärte sich sein Kopf ein wenig, aber nicht genug, um alles auf die Reihe zu bekommen. Er streckte den Arm über die Sitzlehne nach hinten aus und schloss die Hand um Zojas schlafenden Knöchel. Das half.

# IX

Der Wärter kam Elga früh holen. Als er sie aufscheuchte, tat sie so, als schliefe sie tief und fest, obwohl sie in Wirklichkeit schon gut vorbereitet war. Langsam stieg sie über die schlafenden Huren und schlurfte aus der Zelle, dem Wachtmeister voraus. Sie wartete, während er die schwer gesicherte Tür aufschloss, und stieg dann die enge Treppe hinauf. Die großen Büroräume des Kommissariats waren um diese Uhrzeit weitgehend leer; nur zwei Beamte waren zu sehen – der eine gähnte, der andere knabberte an einem Brötchen und trank Kaffee, während er die Morgenausgabe von *La Croix* las.

Der Wärter führte sie den Korridor entlang und um die Ecke, wo sie auf drei Männer stießen, die um einen Tisch herumstanden. Ihr Bewacher unterbrach das Gespräch.

»Ich bringe Elga Sossoka«, sagte der Wärter zu dem Mann, den Elga für dessen Vorgesetzten hielt, einen Kommissar vielleicht. »In welchem Zimmer möchten Sie sie haben?«

»Stecken Sie sie in die Zwei«, sagte der Hauptkommissar. Elga fiel auf, dass, als der Wärter ihren Namen nannte, einer der anderen Männer, ein langer Bursche mit einer angeschlagenen Wange und einem zerknitterten grauen Anzug, fast so reagierte, als hätte er eine leichte Ohrfeige bekommen. Es war eine kleine und weitgehend unterdrückte Reaktion, keiner sonst schien sie zu bemerken. Doch jetzt beäugte er sie mit einem Interesse, das Elga missfiel. Sie schaute zu Boden und bemühte sich, einen dümmlichen Eindruck zu machen.

Der Wärter packte sie am Arm, und sie gingen weiter den Gang entlang. Das kurze Gespräch hatte ihre Nerven gegen den Strich gebürstet. Sie fragte sich, ob sie vielleicht nur an Verfolgungswahn litt, aber als sie die mit »Zimmer 2« beschriftete Tür erreichten, warf sie einen Blick zurück und sah, dass der Großgewachsene seine Kollegen ignorierte und seine ganze

Aufmerksamkeit auf sie gerichtet hielt. Sie wusste, dass das nicht gut war; sie würde schnell handeln müssen.

Zimmer 2 enthielt lediglich zwei Stühle und einen Metalltisch. Auf dem Tisch lagen ein Notizbuch und zwei Bleistifte. Der Wärter forderte sie auf, sich auf den Stuhl an der Wand zu setzen, verließ den Raum und schloss die Tür hinter sich ab. Sobald sie allein war, sammelte sie ihre Gedanken. Sie vermutete, dass der Mann im Augenblick des Wiedererkennens die alte ungeduldige Himmelsuhr in Gang gesetzt hatte, und sie wusste, dass sie schnell handeln musste, wenn sie dem Schicksal, dem die Uhr entgegentickte, noch entrinnen wollte. Sie atmete tief durch; schon der bloße Gedanke an die ihr bevorstehende Anstrengung ermüdete sie. Die letzten paar Tage hatten zu viele Aufregungen gebracht. Sie erinnerte sich an die Zeit, als sie allein im Wald gelebt hatte: Zahllose Jahreszeiten vergingen, ohne dass ein größerer Zauber erforderlich gewesen wäre; kleinere sicher, um Eichhörnchen, Maulwürfe und leckere Feldmäuse anzulocken, oder um Fasane und Wachteln zu fangen, aber abgesehen davon hatte sie die lange Stille dieser Jahre genossen. Natürlich hatte es nicht so bleiben können, sobald die nie erlahmende Emsigkeit der Menschen ihren Nährstoff gefunden und angefangen hatte, auf ihre Allesfresserart alles zu verbrennen und umzugraben und herauszureißen; es war nur eine Frage der Zeit, wann sie Elgas Tür niederbrennen würde. Jetzt hatte die Welt keine Stille mehr, sie war randvoll von blechernen Radioklängen und fetten Victrola-Melodien und fortwährend klingelnden Telefonen, mit Stimmen am anderen Ende der Leitung, die ständig damit beschäftigt waren, für das, was als Nächstes kam, Bestehendes zu töten und zu beseitigen. Selbst die Glocken der Dorfkirchen, die sie einst stündlich mit ihrem Irrglauben belästigt hatten, gingen jetzt in blökendem Hupen und stotternden Motorengeräuschen unter, und sie war sicher, dass der dichtbelaubte Frieden des Waldes, in dem sie einst gelebt hatte, schon vor langer Zeit gerodet und von wellblechern wogenden Weizenfeldern und den dazugehörigen heißhungrigen Mähdreschern verdrängt worden war.

Inzwischen musste man sich rasch bewegen, um der malmenden Wucht der Maschinen zu entkommen, deren Getriebe mit ihrem atonalen Knirschen und Mahlen die Zähne fletschten, so als stürzten ständig tausend Konzertflügel vom Himmel, um rings um sie auf dem Straßenpflaster zu zerschellen. Es war kein Wunder, dass es ihr schwerfiel, sich zu konzentrieren. Allein im Zimmer, spie sie auf den Fußboden.

Einen Augenblick später öffnete sich die Tür, und der Hauptkommissar, den sie auf dem Korridor gesehen hatte, trat zusammen mit einem anderen Beamten ein. Sie sah die an ihren Gürteln befestigten Schlüsselbunde und musste sich beherrschen, um nicht einfach die Hand danach auszustrecken. Der Mann auf dem Korridor hatte sie rappelig gemacht, sie konnte spüren, wie die Uhr vor sich hin tickte, Sekunden rückwärtszählte. Sie hatte diese Uhr schon immer gehasst. Mit gönnerhaftem Ton erklärte ihr der Hauptkommissar, sie hätten ein paar Fragen dazu, wie sie in den Besitz von Kommissar Vidots Streifenwagen gelangt sei. »Das hab ich doch schon dem anderen gesagt, warum belästigen Sie mich?«, knurrte sie.

Der Hauptkommissar lächelte höflich. »Ihre Erklärung, Madame, konnte uns nicht restlos überzeugen. Aber wenn Sie uns erst ein paar weitere Details mitgeteilt haben, werden wir vielleicht eher bereit sein, Ihnen Glauben zu schenken. Ich werde Sie mit Kommissar Aubert allein lassen, sodass Sie sich ungestört unterhalten können.«

Elga nickte. Sie hatte das alles, in leichten Abwandlungen, schon an vielen Grenzstationen und Stadttoren und in den Kriegsgefangenenlagern durchgemacht, und es war immer das gleiche Gemenge von Formalität und Dummheit, dargeboten von Männern, die sich ernsthaft einbildeten, wer weiß wie listig zu sein. Manche von ihnen verwirrte sie, während sie viele tötete, und Kommissar Aubert, der sich jetzt ihr gegenübersetzte und mit einem geduldigen Lächeln sein Notizbuch aufschlug, würde bald letzterer Kategorie angehören. »Stört es Sie, wenn ich rauche?«, fragte er.

»Machen Sie, was Sie wollen«, sagte sie.

Er zündete sich seine Zigarette an, ohne ihr eine anzubieten. Sie wusste,

dass das mit zum Spiel gehörte: Als er sie um die Erlaubnis zu rauchen gebeten hatte, lautete seine eigentliche Botschaft: »Wir sind unter uns«, während die folgende Unhöflichkeit erklärte: »Aber ich stehe über dir.« Sie wusste nicht, ob das eine bewusst eingeübte Finesse war; sie bezweifelte es. Überall auf der Welt funktionierten Vernehmungsbeamte nach demselben Muster, wie Spechte, die sich eine hohe Kiefer hinunterhackten und sich einbildeten, bei ihrer Suche nach Maden ganz wahnsinnig gewitzt vorzugehen. Aber nach all den vielen Jahren, in denen sie Fragen ausgewichen war und sich mit diesen nervtötenden, ständig nachbohrenden Schwätzern herumgeschlagen hatte, war ihre Geduld weitgehend aufgebraucht. Abgesehen davon war da dieser Mann auf dem Korridor, und die Uhr tickte. Es war Zeit, ihre Rolle zu spielen. Sie lehnte sich zu dem Mann hinüber. »So, mein Freund, möchten Sie, dass ich Ihnen erzähle, was in jener Nacht wirklich und wahrhaftig passiert ist? Ist es das, worauf Sie aus sind?«

Auberts Augen leuchteten auf. »Aber ja, natürlich, deswegen sind wir doch hier!« Er setzte pflichtbewusst die Stiftspitze oben links auf die Notizbuchseite und stellte die Ohren auf Empfang.

»Schön, aber schreiben Sie das noch nicht auf. Es ist wichtig, dass Sie mir Ihre ganze Aufmerksamkeit schenken. Aufzeichnungen können Sie sich später machen, jetzt sollten Sie zuhören und schauen«, sagte sie und hielt dabei ihren Finger vor seinen Augen in die Höhe. »Denken Sie daran, der *Verlauf* dieser Geschichte ist von entscheidender Bedeutung.« Sie fing an, eine Karte zu zeichnen, eine imaginäre Karte, die die imaginären Schritte jener Nacht, noch während sie sie beschrieb, nachzog. Er folgte mit den Augen ihrem Finger. Er wusste nicht, dass sie gerade ein Labyrinth zeichnete, in dem sich seine Gedanken verirren würden. Binnen zwei Minuten würden seine Augen glasig werden, und er würde vollständig in ihrer Gewalt sein, sein Sinn würde weicher, feuchter, formbarer Lehm sein. Idiot, du solltest mich dauern, dachte sie, du machst es mir *zu* leicht! Kein Beobachter späht durch ein Fenster herein, niemand sitzt neben dir. Du

bist ganz allein hier, in diesem Moment, der dein letzter sein wird, dein Ende. Die Welt hat dich völlig verlassen, du bist mir auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, wehrlos den Tricks einer alten Frau preisgegeben, weil deine Kumpane glauben, ich sei schwach, ich sei vollkommen harmlos. Für sie bin ich jetzt schon Staub.

Die Augen des Polizisten weiteten sich. Elga fühlte sich wie die mächtige Spinne, die sich vorbeugt, weil sie dieses Zucken des Netzes spürt, den Anflug der frischen Fliege.

Sie wusste, wie es weitergehen würde. Sobald der Zauber einschlug, würde Aubert die Tür des Vernehmungsraums öffnen und sie aus dem Gebäude führen. Sollte jemand versuchen, sie aufzuhalten, würde Aubert ihn angreifen. Er würde ihr willenloser Sklave sein, der für ihre Freiheit kämpfte, und sobald sie die Straße erreicht hätten, würde er seinen Bleistift nehmen und ihn sich tief in die Kehle rammen. Dies würde allgemeines Aufsehen erregen, und inmitten des Durcheinanders würde sie unbeobachtet ihre Flucht vollenden. Sie blickte vom Bleistift zu seiner Kehle, fixierte dieses weiche Ziel und dachte, wie blind Männer doch durch ihr Leben tappten, immer den Adamsapfel vor sich hertragend, unbewusst jede Waffe herausfordernd. Sie war nur Sekunden davon entfernt, dem Käfig zu entrinnen.

Doch dann öffnete sich die Tür, und der Hauptkommissar kam zurück, diesmal in Begleitung des großgewachsenen Mannes im zerknitterten Anzug. Aubert kam mit einem Ruck wieder zu sich und rieb sich die Benommenheit aus den Augen. Elga lehnte sich enttäuscht zurück. Die Uhr war stehengeblieben, der Weg war versperrt. Sie würde einen anderen finden müssen.

»Entschuldigen Sie die Unterbrechung«, sagte der Hauptkommissar höflich. »Zu meinem Bedauern, Madame, werden Sie uns jetzt in Begleitung dieses Herrn verlassen müssen.«

Sie schaute sich um, versuchte, verwirrt auszusehen. Sogar Aubert setzte zum Protest an: »Aber ich machte doch schon Fortschritte –«

»Ah« – der Hauptkommissar schnitt seinem Untergebenen mit erhobener Hand das Wort ab –, »das sind Dinge, die sich unserer Einflussnahme entziehen. Monsieur Brandons Vorgesetzte sind der Meinung, Madame Sossoka sei eine Person von besonderem Interesse, also müssen wir sie aus der Haft entlassen.« Damit verschränkte er die Arme. Elga konnte spüren, wie sehr ihn diese Wende der Ereignisse frustrierte.

Zehn Minuten später saß sie neben dem Mann namens Brandon in einem schwarzen Cadillac, der sie durch den Großstadtverkehr beförderte. Brandon hatte noch kein Wort an sie gerichtet, aber so, wie er auf dem Kommissariat geklungen hatte, musste er Amerikaner sein. Ebenso hatte Elga erkennen können, dass der französische Hauptkommissar, ein Mann, der Maroc genannt wurde, eine starke Abneigung gegen ihn hatte, während er zugleich die größte Ehrerbietigkeit an den Tag legte, was so weit ging, dass er Brandon die Handschellen gegeben hatte, mit denen Elga jetzt an ihn gekettet war. Während der gesamten Prozedur hatte sie wohlweislich den Mund gehalten und tat es immer noch. Sie hatte schon vor langer Zeit gelernt, sich vor Männern, die sogar die Polizei fürchtete, in Acht zu nehmen.

Doch alles in allem vergeudete sie nicht allzu viele Gedanken an Brandon. Sie hatte die Amerikaner schon immer für eine absonderliche Spezies gehalten, fast so exotisch wie das Obst und Gemüse aus jenem fernen Land, mit dem sie einst Bekanntschaft gemacht hatte. Sie konnte sich genau an den Tag erinnern – wie lange lag er noch mal zurück? –, als ein einsamer durchziehender Jäger, dem sie etwas Wild abgehandelt hatte, ihr von den jüngst entdeckten unbekannten Ländern erzählt hatte. Sie hatte das Hirschfleisch klein geschnitten und zu einem gehaltvollen Eintopf geschmort und dann dem Jäger gelauscht, der ihr schmatzend, mit triefendem vollem Mund, dieses Neuland beschrieb. Sie erinnerte sich, wie er ständig das Wort »Gold, Gold, Gold« wiederholt hatte, während sie sich all die anderen Schätze vorzustellen versuchte, die dieses unerforschte Land bergen mochte – nicht metallischer, sondern kostbarerer, mächtigerer

Natur. Sie rief sich das Ende dieses Besuchs ins Gedächtnis, das Bild des Jägers, der mit seinen dünnen, fleckigen Fingern den Essnapf sauber wischte. »Ich komm nicht wieder«, hatte der Jäger gesagt, »ich plane, auf einem dieser Schiffe anzuheuern und mein Glück zu suchen. Ich bin noch nicht zu alt für die Neue Welt!«

»Bah!« Elga hatte den Kopf geschüttelt. Zum Abschied bot sie ihm einen Becher Pilztee an. Er dankte ihr noch einmal und trank den Tee rasch aus, und er wollte gerade seine Ausrüstung aufraffen, als das Gift zuschlug. Es war fast ein Akt der Barmherzigkeit gewesen. Sie hatte den Ausschlag an seinem Hals und seine braunfleckigen Augen gesehen und, als sie seine Krankheit erkannte, gewusst, dass er die ihm bevorstehenden monatelangen Schmerzen nicht würde ertragen können. Also schubste sie diesen Herold einer Neuen Welt kurzerhand in eine andere. Sie hatte seine Taschen bis auf die letzte Kopeke geleert, das Hirschfleisch geräuchert und eingepackt und seine Leiche den Krähen überlassen.

Sie war sich nicht sicher, ob er gefaselt oder die Wahrheit erzählt hatte, aber ihre Neugier war immerhin groß genug, um sie aus den Wäldern zu treiben. In den alten Mantel des Jägers gehüllt zog sie allein über Land, zu Fuß, auf Karren leibeigener Bauern oder Lastmulis von Kaufleuten, bis sie endlich die florierende Hafenstadt erreichte. Als sie ankam und ihre Nase aufgeregt die schweren Düfte der Seeluft einatmete, klopfte ihr Herz heftig, sie hatte so etwas noch niemals erlebt. Inmitten des Brodems aus Salz, Fisch und Abwässern witterte ihre Nase frische, neue Gerüche, rohe, kräftige Aromen, die ihr noch nie zuvor begegnet waren, beißend vor Verheißung. Während ihre Augen über die hochmastigen Karacken glitten, die zwischen ihren Schwestern, den Heringsbüsen und Doggern, vertäut lagen, nickte Elga vor sich hin und machte sich an die Arbeit.

Schauerleute, Kontordiener, Expedienten und Hafenratten wimmelten auf der Mole umher, während die schwere Fracht der Schiffe gelöscht wurde. Im schützenden Schatten ihrer muschelbewachsenen Buge schlug Elga ihre Zelte auf und überließ den Abergläubischen Amulette im

Austausch für Proben noch unerprobter Schoten, Gräser und getrockneter Wurzeln – was immer die Seeleute ihr anbringen konnten – und beobachtete dabei andere scharfäugige Vetteln, die an den Rändern des Marktes ihrem Gewerbe nachgingen. Sie spürte, dass diese Damen weder hurten noch hökerten, noch etwa der Fischbeinschnitzerei nachgingen: Dies waren ihre Schwestern, die allesamt demselben Ruf gefolgt waren, den wunderlichen Wind bis zu seinem Ursprung zurück witterten, und es dauerte nicht lange, bis sie sich ihrem Haufen angeschlossen hatte. Ihr Brot verdienten sie jede für sich, indem sie in Schenken Freier suchten, Matrosen die Heuer aus der Tasche zogen und Ober- wie Untermaaten mit ihren geilen Nuttenreizen Münzen abschmeichelten, um sich dann später in den dunklen Tiefen mit Austernschalenscherben geschotterter Sackgassen aufs Neue zu sammeln und ihre heimlich niedergekritzelten Notizen zu tauschen und die eingetragenen Bündel neuer Geheimnisse zusammenzuwerfen. Büschel von Kräutern und Fäuste voll kleingehackter Stängel wanderten in die Kessel mit ihren dubiosen Spielarten von Fischkopfsuppe und Gulasch, um die sie glupschäugig, händereibend, in leise brodelnder Erregung herumstanden. Bitterklee, Schwalbenwurz, Sonnenhut und Amberbaum erwiesen sich als wirkmächtig, während Schneeball, Herzblatt-Schaumblüte und Schwarzer Tupelo subtilere Möglichkeiten eröffneten. Elga erinnerte sich, dass sie besonders stolz auf die Geheimnisse gewesen war, die sie in wochenlanger hingebungsvoller Verführungsarbeit der listenreichen Schwarzen Sapote entlockt hatte. Sie blieb über sechzig Jahre dort an der Meeresküste und laborierte zusammen mit ihren ungebärdigen Schwestern an ihren exotischen Ernten wie Bienen auf einer Honigwabe. Sie zogen von düsteren Dachkammern mit ihrem flackernden Kerzenlicht in niedrige Backsteinkeller, schufteten sich an Lehmöfen ab, mischten, sengten, blanchierten, rührten und reduzierten, um das Resultat dann noch ein paar Stunden weiterköcheln und -simmern zu lassen, dabei ununterbrochen grob zugehauene Satzbrocken und noch unerprobte Beschwörungen schreiend, flüsternd, gurrend und zischend,

die Absude mit ihren Zungen vermählend, die harmonierenden Konsonanten und Vokale suchend, die feucht an den strotzenden Samen, Stängeln und Spolien aus dem neuen Land haften würden.

Schließlich trennte sich Elga von den anderen und kehrte in ihren Wald zurück, drei frische, gesunde Maultiere vor sich hertreibend, die mit Bündeln ihrer schwer erkämpften Beute beladen waren. Jetzt, wo sie fertig war, dachte sie kaum noch an die Neue Welt – fürs Erste hatte sie, was sie brauchte. Im Laufe der Jahre würde sie von europäischen Auswanderern hören, die vor Verfolgungen flohen und jenseits des nassen Horizonts verschwanden, um ihre neuen Gottesstädte zu erbauen. Mit der Zeit kehrten einige von ihnen in die Alte Welt zurück, bewaffnet mit wortreichen Manifesten, die ihr Recht auf Freiheit verkündeten sowie auf den Handel mit der feingesponnenen weißen Baumwolle und dem Zuckerrohr, alles von Hand gepflückt von den ebenholzschwarzen Sklaven ihres Landes. Ihr erschien diese Neue Welt wie ein unausgegorenes Gemenge von Ideen, die selbst jetzt, Jahrhunderte später, noch uneinheitlich und disharmonisch wirkten, ein Vielheitsbrei, in dem viele Zutaten in ihrer Selbstgerechtigkeit und Gewissheit allzu penetrant durchschmeckten, während sie gleichzeitig von Widersprüchen vergällt wurden. Elga bezweifelte, dass sie sich je an den Geschmack gewöhnen würde.

Wie sie jetzt neben dem Amerikaner im Wagen saß, sagte sie sich, dass es vielleicht an der Zeit wäre, dass jemand loszog und eine weitere Neue Welt fand, denn nachdem sie ihr Land bis zum Pazifik mit ihren großen Städten zugebaut hatten, schienen sich die Amerikaner jetzt damit die Zeit zu vertreiben, dass sie überall herumrannten und gegeneinanderrumsten, wie ein Haufen Mastschweine, die schon lange nicht mehr in ihren vollgeschissenen Koben hineinpassten.

Sie fuhren vor einem Gebäude, vor dem zwei Männer standen, an den Straßenrand. Als der Wagen hielt, klopfte einer der Männer an die Haustür, und ein kleiner kahler Mann mit runder Brille kam heraus. In Elgas Augen

hatte er wenig Menschliches an sich, sondern ähnelte eher einer weißen Spitzmaus.

Als das Männlein zum Wagen kam, kurbelte Brandon das Fenster herunter. »Was ist passiert?«

Das Männlein gab zunächst keine Antwort, sondern richtete den Blick auf Elga. »Ja, hallo, Elga Sossoka!« Sie blieb stumm. Er nickte. »Es ist mir eine Ehre, endlich Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie müssen wahrhaft vom Glück begünstigt sein, um ein so hohes Alter erreicht und einen so weiten Weg durch so viele Länder zurückgelegt zu haben. Vielleicht könnten wir etwas von Ihrem Glück borgen, um unserem eigenen, eher dürftigen Geschick ein wenig auf die Sprünge zu helfen. Das wäre eine willkommene Wendung.« Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf Brandon. »Wir haben einen schweren Rückschlag erlitten. Ihr Freund Jake ist leider gestorben. Ich weiß nicht genau, wie das passiert ist. Es war eine simple klinische Übung rein akademischer Natur. Ich zumindest hatte keinerlei Hindernisse vorhergesehen. Dieser Will machte wirklich nicht den Eindruck, noch viel Kampfgeist übrig zu haben.«

»Jetzt komme ich nicht mehr mit. Jake ist tot? Wie das?«, fragte Brandon.

»Wie bereits gesagt«, entgegnete das Männlein, jetzt schon leicht ungeduldig, »ich weiß es nicht. Sie müssen wissen, ich wurde in meiner Arbeit unterbrochen: Eine Bande von riesigen Negern platzte ins Labor herein und feuerte mit Maschinenpistolen. Zoja Iljitschowitsch war bei ihnen. Sie haben Jarl und Malte getötet und dann diesen Will mitgenommen. Sie sehen also, der Tod Ihres Freundes Jake ist nur ein Teil unseres Problems.« Er fing an zu erklären, was geschehen war, und sosehr Elga sich auch bemühte mitzukommen, machten die vielen Details es ihr schwer, der Erzählung zu folgen. Doch ein Wort setzte sich wirklich in ihrem Ohr fest, verbiss sich darin wie eine hungrige Zecke: der Name Zoja. Das Mädchen war hier gewesen, erst vor wenigen Stunden! Als Elga den Namen hörte, brodelte ihr Blut auf, und ihr Hirn begann vor Hass zu summen. Sie beugte sich vor und versuchte, aufmerksamer zuzuhören. Des

Wörterwusts überdrüssig, unterbrach sie schließlich: »Sie suchen nach Zoja?«

Das Männlein verstummte und richtete den Blick auf Elga. »Nun ja, es wäre möglich. Sie wissen nicht zufällig, wo sie ist?«

Elga nickte. »Vielleicht. Ich weiß nicht. Es gibt ein paar Orte, wo man nachsehen könnte. Ich war ebenfalls auf der Jagd nach ihr. Jetzt können wir gemeinsam Jagd auf sie machen.«

Das Männlein guckte vorübergehend leicht verdutzt, sah dann aber Brandon an und lächelte. »Ja, Elga, unbedingt, machen wir gemeinsam Jagd auf Zoja!«

# X

## *Zehntes Hexenlied*

Oh, und wie, und wie, und wie könnt’ ich jemals aufhören,
jenes Gebilde zu lieben, das Automobil!
Nein, nicht nur eins, sondern alle zusammen,
die Gattung, den Schwarm, den wallenden, wimmelnden,
schäumend und schwärend, diese schlüpfrigen stählernen Insekten,
schwarz, rot und babyblau, pralle Krampfadern, die den Globus
umranken, umhüllen mit dieser griesegrauen
gewaltigen Gaswolke der Fortschritts-Versessenheit.
Blubbernde Blechblasen, auf dem Antlitz der Erde
pendelnd und pesend, während oh wie ich es liebe,
mich darein zu kuscheln, gewappnet gegen die Welt,
im plüschigen Uterus samtenen Behagens!

Unsre ersten Fahrten waren mit virilen
alten Generälen,
die uns umgarnten mit Verführungskünsten, uns
besinnungslos vögelten, bis ihre Herzen
zerknallten, dieweil das blecherne Radio
diesen schicken neuen Jazz in die Luft dudelte.
Ja, ja, das ist wahrhaft ein würdiges Gefährt
für Geschöpfe gleich uns!
Ich weiß, für euch ist es die wundersamste Erfindung des
Jahrhunderts,
doch in Wahrheit ist es immer dieselbe infernalische Geschichte:
Der Mann, der um Machtgewinns willen verbrennt –
Torf und Stroh, Kuhfladen und Kadaver,
vielerlei niedergemetzelte Waldungen,
ganze zerfressene Berge von Kohle –

all dies, für ihn, nur Kleinholz zum Verfeuern.
Grotten und Reisigfeuer zunächst, dann Herde und Öfen,
die eure großen Städte schwarz rußten,
ehe ein Anstrich von Lok-Qualm hinzukam, und jetzt
das gefangne Inferno, eingeschlossen in Eisen,
die Brennkraft-Maschine,
nicht anders, nicht einen Strich anders,
nur Räder auf Getriebe auf Stein auf Stahl,
eine neue Dose brennender, stets drängender Bewegung.
Der Mann setzt alles in Brand, was er findet,
erst, nacktärschig kauernd, Federvieh röstend,
dann Bomben ausscheißend aus diesen sirrenden Himmelsdrohnen,
während das Teichgeflügel ehrfurchtsvoll aufschaut
zu dem, was da runterkommt.

Der Mann ist geboren, die Erde zu schwärzen,
und gibt es kein Sumpfgas, Pech oder stolzes Gehölz zum Verheizen,
sendet er seine Doggen aus auf die Hatz nach weiterer Beute.
Derweil er, ihrer Rückkehr harrend,
feierlich die Scheiter schichtet,
zu Kohle zu brennen jeglichen Feind.

# XI

Als Vidot wieder zu Bewusstsein kam, baumelte er am Ende einer Haarsträhne, die im Wind wogte. Er wusste nicht, wie lange er in diesem Traumzustand verschollen gewesen war. Einerseits wünschte er sich jetzt dorthin zurück, es war so wohltuend gewesen, sich wieder wie ein ganzer Mann zu fühlen, in seinem alten Anzug durch die Straßen seines Viertels zu schweifen, mit zwei kräftigen Beinen und in aufrechtem Gang.

Während er mit angesehen hatte, wie Bendix die Injektionsnadel in Wills Arm stach, hatte Vidot sich nervös gefragt, was die beste Vorgehensweise für ihn sein mochte. Nach seinem anfänglichen trommelfellsprengenden Schrei war sein Wirt unvermittelt in einen tiefen Schlummer versunken, hatte nur gelegentlich leicht gezuckt, aber ohne jedes Anzeichen von Schmerz oder Unbehagen. Vidot hatte sich gedacht, dass es vielleicht in Ordnung wäre, einfach nur zu beobachten und abzuwarten. Bendix putzte und räumte geschäftig auf und kam nur alle paar Minuten zurück, um sich Notizen über Wills Zustand zu machen. Gerade als der Wissenschaftler eine dritte Beobachtung seines Gefangenen beendete, kam einer der Kingkongsize-Männer die Treppe heruntergestapft. Bendix deutete auf Will. »Er ist seit ungefähr zehn Minuten im Traumzustand. Es dürfte vermutlich nur noch weitere fünf oder so dauern, bis Jake seinen Auftrag erledigt. Dann müsst ihr die Leiche wegschaffen.«

»Wohin?«

»In den Keller«, sagte Bendix, »zu den anderen.«

Dieser Satz ließ bei Vidot gleich ein ganzes Alarmglockenspiel läuten, da er begriff, in welch tödlicher Gefahr Will offenbar schwebte. Schlagartig setzten Vidots professionelle Instinkte ein. Er war begeistert. Als Polizist hatte er schon immer auf diesen einen Augenblick gewartet, wo er wirklich einen Unschuldigen vor unmittelbarer, realer Gefahr beschützen würde. Polizisten kamen in der Regel zu spät – nicht, weil sie faul oder

inkompetent gewesen wären, sondern weil kein Mensch sie rief, bevor das Fenster nicht eingeschlagen, das Messer nicht hineingesteckt oder der Schädel nicht zerschmettert worden war. Kamen er und seine Kollegen dann an, war der Tresor leer, das Blut kalt, und ihm blieb nichts anderes zu tun, als die Tränen zu trocknen, die Beweisstücke einzusammeln und mitzuhelfen, die Scherben zusammenzukehren. Viele seiner Kollegen – denen es völlig genügte, ihr Gehalt einzustreichen und nach Hause zu gehen – störte das nicht weiter, doch Vidot lebte förmlich in den Startlöchern, lechzte jenem Augenblick entgegen, wo sein Pflichtbewusstsein und sein Ehrgefühl endlich zum Kampf gerufen werden würden. Er sehnte sich danach, vor ein rasendes Fahrzeug zu springen, um ein leichtsinniges Kind zu retten, oder einen Schaulustigen aus der Flugbahn einer heransausenden Bleikugel zu stoßen.

Was konnte er tun? Seine Möglichkeiten waren noch begrenzter als die der pflichtbewussten Polizeihunde, die nicht mehr zu bieten hatten als Schnüffeln, Bellen oder Beißen. Dennoch drängte es ihn unbändig, zu handeln. Weswegen, obgleich er wusste, dass es eine unsinnige und potenziell sogar selbstmörderische Tat war, Floh Vidot das Einzige tat, was er tun konnte: Er biss kühn und kraftvoll in Wills Kopfschwarte, sog das gefährlich drogengeschwängerte Blut in sich auf und tauchte ab in die seltsame, geheimnisvolle Welt des Wahns.

Fast unmittelbar darauf befand er sich in seinem früheren Viertel und schlenderte die Rue Mouffetard entlang, die fast genauso aussah, wie er sie in Erinnerung hatte, nur dass sie durch gelegentliche kuriose Unterbrechungen aufgelockert wurde: ein Bächlein, das durch eine Gasse floss, einen irischen Pub mit Namen »Casey’s« dort, wo sich eigentlich der Barbiersalon des alten Bourdon hätte befinden sollen. Als Vidot weiterschlenderte, wurden die ungewohnten Ansichten häufiger, bis sie schließlich die vertrauten zahlenmäßig übertrafen – das Hutgeschäft war jetzt eine Viehweide, der Uhrmacherladen verkaufte Schallplatten –, bis er an der alten Bücherei um die Ecke bog und Will erblickte, der auf einer

morastigen Wiese kniete, während ein Mann ihm eine Pistole an den Kopf hielt. Sie kehrten beide Vidot den Rücken zu, als vor ihnen der Eingang von Vidots früherer Metro-Station aus dem Gras emporblühte. Dadurch abgelenkt, bemerkte der Bewaffnete Vidots Nahen nicht. Ebenso wenig hörte er, wie der Detektiv den schweren Ast vom Boden aufhob und beidhändig weit damit ausholte.

Augenblicke später lag der Mann mit der Pistole im Gras, und Will stand auf und klopfte sich ab. Vidot war ganz schwummrig vor Erregung. Er wusste nicht recht, wie er die Situation erklären sollte, es gab zu viel zu sagen, zu viele absonderliche und unglaubliche Umstände hatten sich, einer nach dem anderen, angehäuft, doch dann, gerade als er Will die Hand schüttelte und sich für den Anfang ein schlichtes *»Bonjour«* zurechtlegte, verschwand Will, löste sich vor seinen Augen in Luft auf und ließ den Ermittler allein inmitten einer Landschaft zurück, die jetzt plötzlich und ganz und gar Paris war.

Danach wanderte Vidot, wie es ihm vorkam, stundenlang umher, gedankenverloren inmitten von Ansichten, die zugleich surreal und allzu vertraut waren. Er erkannte, dass er sich aus ganzem Herzen nach Adèle sehnte und den tiefen Schmerz wegen ihres Treuebruchs vollständig hinter sich gelassen hatte. Er sehnte sich danach, mit ihr zu Hause an dem kleinen Esstisch zu sitzen, wo er ihr dieses unglaubliche Abenteuer in all seinen farbenprächtigen Details würde ausmalen können. Er hatte gerade ein Menschenleben gerettet! Es war dies die wohl rundum befriedigendste Tat gewesen, die er jemals vollbracht hatte, und doch – ohne Adèle, die daran Anteil nahm, fühlte er sich hohl und leer. Ihm wurde bewusst, dass nichts auf der Welt für ihn die geringste Bedeutung hatte, solange er es nicht mit ihr teilte. Adèle war sein einziges Publikum, seine alleinige Bestätigung. Er besaß keine eigenen Augen, und er war vollkommen taub ohne sie. Er war buchstäblich nichts als ein Gefäß, das seine kleinen Rätsel und großen Triumphe heimbrachte zu ihr. Erst nachdem sie sie in sich aufgenommen oder ausgelegt, oder auch nur über seine detaillierte und mitunter

vielleicht etwas ermüdende Schilderung gelächelt hatte, erblühten die vielen Dimensionen seines Daseins auch in ihm und entfalteten sich wie Rosenknospen im Wasser. Dies, erkannte er, war ein Aspekt ihrer Beziehung, den er nie zuvor gewürdigt hatte, weil er noch nie zuvor so weit von ihr entfernt gewesen war.

Eine große Woge der Erschöpfung überwältigte ihn, und er legte seine Glieder auf eine Parkbank, gegenüber einer Vision der Place d'Italie. Ihm gefiel das Viertel so still, wie es jetzt war, ohne den endlosen Strudel von Autos um den runden Platz. Er schloss die Augen und musste plötzlich an all die Menschen denken, die ständig in Bewegung waren, fortwährend durch die Straßen der Stadt und über die Fernstraßen fuhren und flitzten. Wo wollten sie hin? Was brauchten sie? Sie wollten Brot und Käse und Wein, sie suchten Lachen, Sex und Gesellschaft, und dann jagten sie dem Geld nach, das sie benötigten, um alles wieder von vorn anzufangen. Es war ein irres Karussell, das immer schneller und schneller rotierte zum beschleunigenden Schrei einer Dampforgel-Melodie; die Musik hörte nie auf, kam nie zur Ruhe, und jetzt war er ganz furchtbar müde.

Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte. Er spürte die leise Berührung des Winds an seinem Körper und hörte das ferne Wiehern eines Pferdes. Als er zu sich kam, stellte er zu seinem Schrecken fest, dass sein winziger Körper im Begriff war, von Wills Kopf zu fallen, da die Haarsträhne, an der er nur locker hing, jetzt wild im Fahrtwind flatterte, der durch ein offenes Autofenster drang. Vidot zog mit aller Kraft und schaffte es, das Tau aus braunem Haar hinaufzuklettern und die Sicherheit der Kopfhaut zu erreichen. Als er sich wieder gesammelt hatte, registrierte er zu seiner Verärgerung, dass er noch immer in der Enge dieses Flohkörpers gefangen war, doch seine kurze Rückkehr ins Menschsein hatte seine Hoffnungen erheblich bestärkt, da er nun wusste, dass er im Wesentlichen, der Seele und dem Geist nach, nach wie vor ein Mann war. Alles Übrige war nur ein Taschenspielertrick.

Er arbeitete sich zum Scheitelpunkt von Wills Schädel hinauf und tat

einen Rundblick. Sie fuhren in einem offenbar ausländischen Wagen durch die nächtliche Landschaft. Die Passagiere waren ein Ensemble, das ihm mittlerweile nur allzu vertraut war: Will saß auf dem Beifahrersitz, Zoja lag ausgestreckt im Fond und schlief tief und fest, und Oliver lenkte den Wagen und schwadronierte auf seine gewohnt schnurrige, sprunghafte Weise. »Beeindruckend, ehrlich, das muss ich schon sagen. Noch keine Frau erlebt, die so um mich gekämpft hätte, selbst zu der Zeit, als ich verliebt war.«

»Wann war das?«, fragte Will schläfrig.

»Ach, ist schon ’ne Weile her«, sagte Oliver, »in meiner ersten Pariser Zeit. Als ich sie kennenlernte, studierte sie an der Sorbonne. Du wärst von ihr hingerissen gewesen, Will. Jacqueline war eine Schönheit, schwarzes Haar, blasse Haut, deine Zoja erinnert mich ein bisschen an sie. Meine Jacqueline war zierlicher, aber mit den gleichen breiten Wangenknochen und der gleichen vollkommenen Nase. Ich war auf Anhieb hin und weg. Wir hatten gemeinsame Bekannte, alles Exilanten wie wir, und wir zogen gern mit Körben voll Obst, Brot, Brie und Champagner in den Jardin du Luxembourg und picknickten dort, spielten Boule oder Federball oder drapierten uns malerisch ins Grüne, wie frisch einem Sorolla-Gemälde entsprungen. Nachts saßen wir in den spanischen Cafés und spielten Canasta, während die Gitano-Gitarristen schrammelten. Ich betrieb meine Jagd auf Jacqueline sehr energisch, aber sie war eine ganz Vorsichtige. Ich vermute, ich stand schon damals im Ruf eines ziemlichen Hallodris. Aber schließlich erlag sie doch meinem Charme, und sie fing an, bei mir zu übernachten, erst ein paarmal die Woche, dann durchgängig. Es wurde eine ziemlich häusliche Angelegenheit. Offen gesagt, war ich bis dahin einer von denen gewesen, die ständig wie verrückt durch die Gegend hetzen, immer Angst haben, den Zug zu verpassen. Aber mit Jacqueline änderte sich das Tempo meines Lebens, die Sekunden schienen langsamer zu ticken, und während sie brav studierte, fing ich an zu schreiben, ich meine, richtig, nicht so abgedroschenes Zeug, sondern echte ernsthafte

Versuche. Ich schickte Päckchen an New Yorker und Londoner Lektoren, und die ermutigten mich alle, weiterzumachen. Ich muss sagen, mein Leben war so solide wie noch nie zuvor, ich war mit allen Sinnen in der Welt. Dann, als ich begann, mich sicher zu fühlen, war ich endlich, zum ersten Mal in meinem Leben, imstande, mein wahres Ich herauszulassen.«

»Das klingt toll«, sagte Will.

Oliver grinste ihm finster zu, und seine Stimme wurde ein bisschen leiser. »Ja, nicht? Leider entpuppte sich mein wahres Ich in diesem speziellen Fall als ein totales Arschloch: sarkastisch, distanziert und kalt wie die letzte Eiszeit. Ein jüdischer Psychiater erklärte mir später, das läge an einem tiefen, ungeformten ödipalen Zorn, nicht genug Prägung auf Mama oder sonst irgend so ein Schrott. Jedenfalls nichts, was man einfach so auf unschuldige Mädchen loslassen sollte. Ich sag dir, ich liebte Jacqueline, wie ich sonst niemanden geliebt habe, aber das bedeutet nicht, dass ich sie besonders gut geliebt hätte. Ich hab sie unglücklich gemacht. Sie fing an abzunehmen, dramatisch, zehn Pfund, zwanzig Pfund, als ob alles an ihr versuchte, sich von mir loszureißen, aber nur ihr Fleisch es schaffte, zu verschwinden. Am Ende wurde sie so mager, dass Ärzte hinzugezogen werden mussten. Es war herzzerreißend. Und dann, tja, dann war’s vorbei.«

Dies weckte Wills Aufmerksamkeit. »Sie ist gestorben?«

Oliver guckte schockiert. »Himmel, nein, sie ist nach Hause zurückgedampft, mit der Cunard Line. Hat sich in der Washingtoner Gesellschaft eingerichtet und zu guter Letzt in eine recht bekannte Familie eingeheiratet. Ja es würde mich nicht wundern« – Oliver lächelte in sich hinein –, »wenn ihr Mann Jack noch als nächster Präsident der Vereinigten Staaten enden würde.« Er verlangsamte den kleinen, klappernden Wagen und bog in eine holprige Einfahrt, die zu einem Bauernhof führte. »Du solltest wohl besser dein Mädchen wecken. Ich glaub, wir sind da.«

# XII

Als der Wagen auf den Hof fuhr, lag der Priester wach in seinem schmalen Bett. Er hatte schon eine Weile dagelegen und in die Dunkelheit geblinzelt, wie fast jeden Morgen. Mittlerweile irgendwo weit in den Achtzigern – er wusste nicht einmal selbst genau, wie alt er war –, kostete er, noch vor dem Frühgebet, den Anbruch jedes neuen Tages aus. Meist nutzte er diese Zeit, um seine Schmerzen, Sorgen und Kümmernisse nachsichtig durchzuzählen, während die erwachenden Drosseln und Stare seine Stille mit ihrem optimistischen Kontrapunkt unterlegten. Wegen seiner arthritischen Hüften, denen die täglichen Radtouren ganz und gar nicht guttaten, hatte sich der Priester mit der Zeit angewöhnt, auf dem Rücken liegend zu schlafen – eine Haltung, die ihm früher missfallen hatte, da sie sich zu sehr wie ein Probeliegen für den Sarg anfühlte. Seine langsame Atmung spiegelte den Atem des Morgens wider, während der Tag mit sanften Lauten und erstem, noch zaghaftem Flügelflattern erwachte. Aus irgendeinem Grund lastete die Welt nicht ganz so schwer auf seiner Seele wie sonst meist am Morgen, und wie er so da lag, nährte er ein unfertiges, verwirrendes Gefühl, das ihn auf gespenstische Weise an Hoffnung erinnerte. Es war eine Empfindung, der er lange Zeit misstraut hatte. Er hatte den Verdacht, dass die Ursache diesmal das Geißblatt war, das an seiner Gartenlaube blühte. Monate zuvor hatte eine Fensterscheibe in seinem Schlafzimmer einen Sprung bekommen, er wusste selbst nicht, wie das passiert war, und er hatte sie eigentlich austauschen wollen, bevor es Winter wurde, aber dann hatte die Blüte ihn die Arbeit aufschieben lassen. Durch das ausgezackte Loch in der Scheibe drang zwar in manchen Nächten der Regen, häufiger aber der reine Duft, umgab mit seiner Essenz den Körper des im Bett liegenden alten Mannes und erfüllte seine Lungen. Er konnte es selbst kaum glauben, dass das Geißblatt noch so spät im Jahr blühte, aber er atmete es in vollen Zügen ein, sog den Wohlgeruch auf und

fühlte sich wie von seinen ätherischen Armen zärtlich umfasst. Er war noch nie mit einer Frau zusammen gewesen, das Verlangen danach hatte er sein Leben lang aktiv unterdrückt, aber es kam ihm so vor, als ob ein Aspekt jenes Gefühls, seine tiefe beruhigende Behaglichkeit, auch im sanften Duft des Geißblatts zu finden wäre. Er bewirkte, dass der heraufkommende Tag sich wie eine Verheißung von Schönheit anfühlte. Wer könnte nach einer beliebigen Sünde lechzen, dachte er, wenn schon im flüchtigen Duft einer einfachen Blüte eine so tiefe Befriedigung zu finden war?

Er hörte den Schotter knirschen, als ein Wagen von der Straße abbog und sich dem Hof näherte; dann verstummte der Motor, und eine Autotür knallte. Vielleicht war es wieder die Polizei, mit weiteren Fragen, oder Elga, die mit dem Mädchen zurückkam, oder vielleicht war es auch ein unbekannter Sowjetbürger mit einer Axt. (Ihn quälte ständig die vage Befürchtung, irgendwann könnte ein Unbekannter aus der alten Heimat ihn heimsuchen – nicht weil er selbst so wichtig gewesen wäre, sondern schlicht weil dieser Staat so planlos in seiner Gewalttätigkeit war. Selbst jetzt, wo Stalin nicht mehr lebte, schien der russische Bär nach wie vor darauf aus zu sein, die ganze Welt zu zerfleischen.)

Es klopfte an der Tür, und er zog im Dunkeln seinen Morgenmantel an, um öffnen zu gehen. Er war überrascht, Zoja vor sich stehen zu sehen. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen und fixierte ihn mit einem feierlichen Blick, der zugleich Nervosität und Reue verriet. »Komm herein«, sagte er.

Er setzte den Wasserkessel auf. Sie nahm sich einen Stuhl und starrte dann schweigend durch das Fenster. Draußen war es noch immer fast dunkel.

Andrej versuchte es zur Auflockerung mit unverfänglichem Geplauder. »Hier war in letzter Zeit einiges los. Der Bauer von nebenan ist letzten Monat gestorben, eine Grippe hat ihn erwischt. Einmal gehustet, und er ist wie ein Stein umgefallen. Es gibt Probleme mit seinem Testament, also streiten sich die Söhne jetzt um das Land und reißen sein kleines Imperium in Stücke.«

Sie blieb stumm. Andrej redete weiter. »Gestern ist ein Polizist aus der Stadt gekommen und hat mich über Elga ausgefragt. Hast du sie gesehen?« Er schenkte den Tee ein.

»Ja«, sagte sie, weiterhin durch das Fenster starrend. »Ich habe sie gesehen. Erst vor ein paar Tagen. Oder war es gestern? Das weiß ich gar nicht mehr. Es ist so viel passiert.« Sie seufzte. »Ich muss dir etwas sagen.«

Andrej setzte sich ihr gegenüber hin. »Worum geht es, Zoja?«

Sie schaute auf. »Max ist tot. Es tut mir leid.«

Andrej schloss die Augen und betete instinktiv um Seelenfrieden.

»Es gab einen Kampf«, erzählte sie unverblümt weiter, während er die Augen geschlossen hielt. »Elga hat mich angegriffen; sie ist wahnsinnig geworden, und sie wollte mich töten. Sie hatte ein Mädchen bei sich. Sie hatten mich mit ihrer Magie gefangen. Ich musste für eine Ablenkung sorgen, um das Mädchen aus seiner Konzentration zu bringen. Also habe ich Max getötet, und das Mädchen hat geschrien, und ich hatte die Zeit, die ich brauchte, um mit dem Leben davonzukommen. Noch einmal, es tut mir leid.« Sie verstummte, und er sah sie wieder an, wie sie nervös am Henkel ihrer Teetasse nestelte.

Andrej hatte fast sechzig Jahre lang zugesehen, wie sich sein kleiner brauner Bruder in seinem seltsamen, widernatürlichen Zustand durch den ganzen Kontinent geschnüffelt und geschlichen hatte, ein Teil von ihm hatte darauf gewartet, dass der Zauber endete, sodass sie wieder vereint sein würden, ein anderer Teil aber hatte gehofft, Max würde sich einfach in Luft auflösen und all seine unerwünschten Geheimnisse mit sich nehmen. Andrej hatte nie geglaubt, dass Max vor ihm sterben würde, er war davon überzeugt gewesen, sein Bruder sei gefeit, seine Sterblichkeit eingesperrt in den Wirbeln des Zaubers. Als er die Neuigkeit hörte, war Andrejs erste Regung nicht Trauer, sondern Besorgnis, die Befürchtung, dieser Zauber habe sie beide am Leben erhalten, als ob einzig die Tatsache, dass er der – gelegentlich beteiligte – Zeuge von Max' befremdlichem Abenteuer gewesen war, seinen Fortbestand garantiert hätte, sei es auf magische

Weise, sei es auch nur, weil er sich weigerte, seine Tage zu beschließen, ohne den Ausgang dieses grausigen Märchens zu kennen. Wie viele Kriege waren geführt, wie viele Städte erobert, wie viele Landkarten umgezeichnet worden, während sein Bruder in Wollmanteltaschen gesessen oder in Überseekoffern gesteckt hatte oder zwischen feuchten Kellern und vollen Kornspeichern hin und her geflitzt war, je nachdem, wie es die Umstände erforderten? Während alldem hatte Andrej die Verbindung zu seinem Bruder auf wundersame Weise niemals verloren. Doch jetzt war es geschehen. Max war verschwunden. Eine Tür öffnete sich in seinem Herzen, und Andrej spürte, wie etwas hinausschlüpfte; er fragte sich, ob es etwas war, was er gebraucht hatte. Während er mit dieser neuen Leere in sich Zoja gegenüber still am Tisch saß, wusste Andrej nur so viel mit Gewissheit, dass er wegen Max' Verlust nicht traurig war – er war sich nur dessen bewusst, dass sein eigener Zeitschatten gerade noch einmal so lang geworden war und irgendeine unsichtbare Linie überschritten hatte.

Er hob die Augen und sah die angespannte Miene der Frau, die vor ihm saß. Sie wartete auf seine Antwort. »Ich muss dir dafür danken, dass du eigens gekommen bist und es mir selbst gesagt hast. Ungewohnt aufmerksam von dir. Aber ich glaube, wir waren irgendwie eine einzige große Familie. Trotzdem, mach dir keine Vorwürfe. In Wahrheit ist mein Bruder schon vor vielen Jahren gestorben, Zoja«, sagte er. »Er ertrank in seinem eigenen schwarzen Meer, noch ehe du ihn zum ersten Mal sahst.« Zoja sah noch immer bekümmert aus, also sagte er ihr das, was sie hören wollte, hören *musste* – und was sie, wie er vermutete, bereits wusste. »In seinem Herzen ist mein Bruder schon immer eine Ratte gewesen.« Jetzt sah sie endlich erleichtert aus. Andrej schenkte ihr ein halbes Lächeln und tätschelte ihre Hand, während er bei sich dachte: Na bitte, eine verlorene Hexe, die sich von einem gescheiterten Priester die Lossprechung wünscht. Das müssen die modernen Zeiten sein.

»Wo willst du hin?«

Zoja schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ich bin mit Leuten hier, wir

verlassen Paris«, sagte sie. »Aber ich weiß nicht genau, wo wir hingehen.«

Der Priester fragte sich, wie oft er Zoja dieselbe Frage gestellt und die eine oder andere Abwandlung derselben Antwort von ihr erhalten hatte. Er begriff, dass eine so schöne und so selbstbeherrschte Frau wie Zoja nie zu wissen brauchte, was ihr Ziel war, sie brauchte nur zu wissen, was sie, dort angekommen, zu tun hatte. »Wer sind deine Freunde?«

»Zwei Amerikaner. Sie warten im Auto. Ich habe ihnen gesagt, du könntest uns helfen. Wir müssen ein Versteck finden; Leute, die keinen Spaß verstehen, sind hinter uns her.«

»Ihr könnt hier bleiben«, sagte Andrej. »Der Polizist hat mir gesagt, sie hätten Elga wegen eines Autodiebstahls festgenommen. Ich bezweifle, dass sie sie lange dabehalten werden, aber ein paar Tage wird es mit Sicherheit dauern, bis sie hier erscheint.«

Zoja dachte darüber nach und nickte dann. »Wir bleiben einen Tag hier, dann brechen wir auf. Wir nehmen den Zug.«

»Seid ihr nicht mit dem Auto gekommen?«

»Der eine Amerikaner bringt es zurück. Der andere kommt mit mir. Du kannst uns zum Bahnhof fahren, sobald wir uns ausgeruht haben.«

Andrej grinste. Er wusste, dass Zoja freundlicher als Elga war, aber das jahrelange Zusammensein mit der alten Frau hatte sie fast ebenso anmaßend und fordernd gemacht wie diese. »Das wäre mir ein Vergnügen. Vielleicht möchten sie auf eine Tasse Tee hereinkommen?«

»Sie sind Amerikaner, ich glaube, sie ziehen Kaffee vor.«

»Tja, ich habe nur Tee.«

Sie ging ihre Freunde holen. Andrej rieb sich die Stirn; er fühlte sich schuldig, weil er seinen Bruder als Ratte bezeichnet hatte. Er hatte lediglich Zojas Gewissen erleichtern wollen, aber er wusste, dass nur ein schlechter Priester sagt, was das Beichtkind hören will. Max hätte einen besseren Nachruf verdient gehabt.

Während Andrej sich anzog, wurde ihm bewusst, dass drei Viertel seines Lebens vergangen waren, seit er seinen Bruder zuletzt in seiner wirklichen

Gestalt gesehen hatte, aber er konnte sich noch lebhaft an Maximilian erinnern, wie er ihm in jener letzten Nacht erschienen war, mit seinen funkelnden Augen und seinem boshaften Lächeln aus diesem Meer von ungewaschenen und zuchtlosen Bergarbeitern herausragend, die alle betrunken durcheinandergrölten und -spektakelten, während das Rouletterad rundherum klackerte. Die Miene seines Bruders war so hell, so freudestrahlend gewesen. Vielleicht hatte Max, bei Licht betrachtet, doch das große Los gezogen. Wenn alle Menschen in so einem Augenblick reiner Befriedigung verschwinden könnten, von Glück durchglüht, trotzig auf ihre Zukunft vertrauend, dann, dachte Andrej, wäre es weit leichter, Gottes Güte und Gnade zu erkennen. Doch die Zeit war weitergerollt, hatte sich durch diese Kneipentür gewälzt und nicht nur seinen Bruder, sondern alle mitgerissen, die Bergarbeiter, die Glücksspieler, die Hexen und den Priester, hatte sie allesamt hinausgezerrt in den reißenden Strom des Kriegs und der Verwüstung, der so viele von ihnen, wirr durcheinander, in Massengräber abgeladen oder unter freiem Himmel ausgesetzt hatte, inmitten der Rauchschwaden, die durch den Stacheldraht der Lager trieben. Wir nehmen so viel als gegeben hin, dachte Andrej, und vergessen, wie wenig uns versprochen ist.

Zoja kam mit den zwei Männern zurück. Mit ihren müden Augen sahen sie aus wie ein Gespann verlotterter Seminaristen: in zerknitterten Sachen, der eine mit einem verblassten blauen Fleck über dem Jochbein und Blut am Arm, der andere schlammverdreckt und zerzaust. Das kommt eben davon, dachte Andrej, wenn man sich mit einem Mädchen wie Zoja einlässt.

Als sie die beiden vorstellte, lag in ihrem Gesicht ein Ausdruck, den der Priester seit längerem nicht mehr gesehen hatte. Errötet sie etwa?, fragte er sich. Ah, vielleicht hatte sie sich in einen von beiden verliebt. Zoja hatte schon immer eine hartnäckige romantische Ader gehabt. Elga beklagte sich andauernd darüber, meinte, sie mache Zoja weich. Aber Andrej wusste es besser, er hatte sie schon zu viele ihrer Liebhaber in Leichen verwandeln

sehen. Sie war nicht weich, wohl aber konnte sie sentimental sein. Ja, jetzt erkannte er, dass sie etwas für den mit der lädierten Wange übrighatte. Welch ein Wunderquell doch die Liebe ist, dachte Andrej, allzeit fließend, allzeit erfrischend und von einer Kraft, die jegliche Vorstellung sprengte. Er stand auf und lächelte höflich. »Willkommen«, sagte er in seinem harten Französisch. »Ich mache gerade Tee. Möchten Sie welchen?«

Sie schüttelten beide den Kopf. »Nein, danke«, sagte der Größere, auf Französisch, aber mit einem Akzent, der irgendwo zwischen britisch und amerikanisch zu liegen schien.

»Na gut. In diesem Fall müssen Sie mich jetzt entschuldigen.« Andrej nahm seinen alten Priesterrock vom Wandhaken und streifte ihn über. »Ich habe einen Gottesdienst abzuhalten. Sie sind alle willkommen zu bleiben, und wenn Sie hungrig sind, finden Sie in der Speisekammer trockene Linsen und ein paar Kartoffeln. Es gibt auch etwas Cantal im Eisschrank, aber kein Brot.«

»Danke, aber ich glaube …«, begann der Größere zu sagen, aber der Priester war schon durch die Tür verschwunden und hörte den Rest nicht mehr. Andrej stieg auf sein Fahrrad und nahm den Schotterweg in Angriff. Die Sonne war noch nicht ganz aufgegangen, und er hatte schon genug von diesem Tag.

# XIII

Noëlle hielt das Huhn auf dem Schoß, als Elga endlich wieder auftauchte. In der Suite stank es nach verbrauchter Luft und Ammoniak. »Hnff, hnff, was hast du angestellt, kleines Mädchen?«, knurrte die alte Frau, die müde und, mit dem inzwischen fast zugeschwollenen Auge, angeschlagen aussah. Auf dem Weg zur Kommode watschelte sie an Noëlle vorbei und tätschelte ihr dabei den Kopf. »Jetzt komm. Draußen wartet ein Mann mit einem Wagen auf uns.« Noëlle rührte sich nicht.

Sie war erst ein paar Stunden zuvor aufgewacht, auf dem Fußboden in einer Lache ihres eigenen Urins liegend. Sie hatte die Schweinerei halbherzig mit Handtüchern aufgewischt und diese in einem nassen Haufen neben dem Sofa liegenlassen. Ihr Magen fühlte sich übersäuert und hohl an. Sie war in den großen gelben Sessel geklettert, fest entschlossen, dort auf Elga zu warten. Die alte Frau würde, *musste* wiederkommen. Nach einer kleinen Weile war das Huhn hinter dem Sofa zum Vorschein gekommen und hatte sich ihr zaghaft, mit zögernden Schritten genähert. »Keine Bange«, hatte Noëlle zu dem Huhn gesagt, »ich weiß, du kannst nichts dafür.« Sie hatte das Huhn in die Arme genommen und den ganzen Vormittag reglos gewartet. Als endlich die Tür aufging und sie Elgas gebeugte Gestalt hereingewatschelt kommen sah, schoss ein Sonnenstrahl durch Noëlles Herz, doch er war nicht genug, um die Finsternis zu erhellen.

Jetzt schaute sie, immer noch sitzend, der alten Frau zu, die in der großen Reisetasche kramte, die alte Pistole herausholte und sie sich in den Gürtel steckte. Elga tätschelte die Waffe, und ein kleines Lächeln huschte über ihre Lippen. Dann füllte sie den Inhalt der Kommode und des Kleiderschranks in ihre Taschen und Noëlles Koffer um.

»Und? Was ist?« Elga warf ihr während des Packens gelegentlich einen Blick zu. »Dein Huhn hat ein Ei gelegt?«

Das kleine Mädchen nickte.

»Und du hast das Ei gegessen.«

Wieder nickte das Mädchen.

Elga schloss die Taschen und den Koffer. »Also schön, und jetzt glaubst du also, na, was wohl?, dass die Sterne die Bisslöcher von Krokodilzähnen sind, die Sonne eine glühende Aule aus Gottes Bronchien und dass wir – ich weiß nicht – Sklavinnen all der weißen Maden wären, die da unten in unseren Därmen wimmeln? Denkst du jetzt solche Sachen, ja? Das Universum ist ganz fürchterlich, schwarz und schlecht?« Sie verstummte und sah das Mädchen an. Sprachlos nickte Noëlle ein abschließendes stummes Ja. Die Alte zuckte die Achseln. »Tja, schön, vorher dachtest du, die Welt würde sich um Ballettschuhe und Windbeutel drehen. Jetzt bist du der Wahrheit vielleicht ein Stückchen näher. Geh ein paar Schritte zurück, find dein inneres Gleichgewicht. Das dauert seine Zeit.« Sie zog die Gepäckstücke vom Bett und machte sich, damit beladen, auf zur Tür. »Jetzt komm schon, du musst mir helfen.«

»Ich komm nicht mit«, sagte Noëlle.

Elga blieb stehen und sah das Mädchen an. Noëlle befürchtete, die alte Frau würde böse werden, sie ohrfeigen oder an den Haaren ziehen, um sie zum Mitkommen zu zwingen, aber stattdessen entspannten sich Elgas Züge zu einer Miene, die man fast als wohlwollend, ja mitfühlend hätte bezeichnen können. Die Alte ließ die Taschen fallen, kam zurück und setzte sich vor dem Sessel auf den Fußboden. Sie nahm die Hände des kleinen Mädchens in die ihren.

»Also gut, was hältst du davon, wenn ich dir eine Geschichte erzähle? Das ist eine wahre Geschichte, kein Märchen. In Ordnung?«

»In Ordnung.«

»Es war einmal eine Zeit, da hatte ich auch Töchter. Das habe ich dir noch nie erzählt, stimmt’s?«

Noëlle schüttelte den Kopf.

Die alte Frau bewegte die Lippen, als ob sie spräche, aber es kam kein Ton heraus; sie saß ein paar Augenblicke so da, lautlose Worte bildend, bis

auch der Ton hinzukam. »So ist es, ich hatte Töchter. Aber ich habe sie nie kennengelernt. Man nahm sie mir weg, es war eine schlichte blutige Angelegenheit, genauso wie irgend so ein blöder Bauerntölpel dein Huhn da schlachten würde. Meine Mädchen wurden in einem Sumpf begraben. Als ich das herausfand, wurde ich schrecklich wütend: wütend, dass ich sie nicht in den Armen halten, sie nicht vergöttern und verhätscheln durfte – sie waren ein Teil meines Herzens, der mir aus den Händen gerissen worden war, also war ich wahnsinnig vor Wut, dass ich diese Mädchen nicht großziehen und ihnen all meine Liebe schenken durfte. Verstehst du, ich hätte ihnen Leckereien geben wollen, so wie ich dir Leckereien gebe. Was tat ich also? Ich habe die Zähne gebleckt, und ich habe die Welt gebissen. Die Schuldigen habe ich gebissen, die Unschuldigen habe ich gebissen, ich habe die ganze hässliche Welt gebissen. Diese Dinge verfolgen mich noch heute. Aber weißt du, was ich jetzt denke, wenn ich aus den Albträumen aufwache?«

Noëlle schüttelte den Kopf.

Elgas Stimme war jetzt schwerer, als ob ihre Worte jeden Augenblick zu Tränen zerlaufen könnten. »Ich denke: Ja, es war falsch, vielleicht sehr böse von mir. Bah, ich weiß es nicht. Mir wurde Böses angetan, meinem Blut, meiner Seele, also habe ich zurückgeschlagen und zurückgetreten, und dann habe ich zurückgebissen, fest. Vielleicht zu fest. Ja. Vielleicht. Und dann denke ich daran, dass der Himmel über uns von Falken, Adlern und Geiern wimmelt, alle mit scharfen Klauen, während überall um uns herum blutrünstige und schnelle Tiere mit ihren Fängen und Krallen im Gras lauern, und dann auch unter uns, die Erde, der schwarze Boden wimmelt und wuselt von Insekten mit ihren Zangen und ihrem bitteren Gift. Alle diese Wesen, überall um uns herum, schlagen um sich und schnappen zähnefletschend nach der Welt. Wir sagen, wir wären zivilisiert, aber zuerst und zuletzt sind wir hirnlose Tiere. Wir haben schöne weiche Kissen und schwarze Telefone, und jetzt auch noch Zahnbürsten, aber das bedeutet nicht, dass wir was Besonderes wären, wir sind ganz einfach gestrickt,

wollen nix anderes als ficken, fressen und töten, andauernd, ohne Unterlass. Also vergiss das nicht.« Sie verstummte, als sei sie fertig, aber dann schien ihr noch ein Gedanke zu kommen, und sie ging ans Fenster und zog den dicken Vorhang zurück. »Komm, schau hier raus, ich kann dir zeigen, wie dumm und einfach gestrickt die Leute sind!«

Zögernd stand das Mädchen auf und ging zu Elga ans Fenster. Die alte Frau zeigte hinunter auf die riesige Place de la Concorde, an der das Hotel lag. Automobile summten geschäftig um den Platz herum. »Was siehst du da unten?«

Das kleine Mädchen machte schmale Augen; sie hatte so lange im Dunkeln gesessen, dass die Helligkeit sie jetzt blendete. »Statuen?«

»Nein, nein, Kleine, das sind mehr als Statuen. Das Ding da, das hohe dünne« – sie deutete auf das Denkmal, das in der Mitte stand –, »weißt du, was das ist?«

»Ein Obelisk?«, sagte das Mädchen, das sich so vorkam, als würde eine der Nonnen ihrer früheren Schule sie abfragen.

»Bah. Nenn's, wie du willst, aber ich sag dir, was es ist: ein riesengroßer Penis. Der gigantische Schwanz eines Mannes. Seine Zeugungskraft. Die Männer haben solche Dinger auf der ganzen Welt gebaut, überall, so lange wie die schon auf zwei Beinen laufen können. Sie sind so verliebt in sich selbst, dass sie gar nicht anders können. Überall stellen sie diese Schwänze auf, wie kleine Gassenbuben, die schreien: ›Guckt meinen Pimmel an! Guckt meinen Pimmel an!‹ Und siehst du, was die da drum herum aufgestellt haben? Siehst du diese Statuen von Frauen, die um diesen riesigen, dicken Schwanz herumstehen? Die Männer werden behaupten, die Frauen würden den Sieg oder die Harmonie oder sonst so einen Scheiß symbolisieren, aber in Wirklichkeit haben sie die Frauen da um den Schwanz herum aufgestellt, um zu zeigen, wie die Macht funktioniert. Um zu erklären, dass die Männer größer und stärker sind, dass wir Frauen in ihrem Schatten leben.« Sie sah auf das verunsicherte Mädchen hinunter. »Und so ist das überall, wo du auch hingehst. Also, weißt du jetzt, was du

brauchen wirst, was du unbedingt haben musst?«

»Was?«, fragte Noëlle.

»Eine Möglichkeit, zurückzuschlagen.« Sie wandte sich vom Fenster ab und wieder zur Tür. »Und die habe ich dir gegeben. Die hast du jetzt, du hast sie für immer. Also los, gehen wir.«

Noëlle kniete sich hin und nahm den Vogel in die Arme, und dann folgte sie gehorsam Elga, die ihr Gepäck aus dem Zimmer schleifte.

Während sie den Korridor entlanggingen, schaute Noëlle auf die alten Stiche mit Landschaften und Stadtveduten, die an den Wänden hingen. So wie die Teppichböden und die Kronleuchter waren sie dem Mädchen, das erst vor wenigen Tagen zum ersten Mal ein Hotel betreten hatte, geradezu märchenhaft erschienen. Als sie jetzt das Foyer erreichten, mit seiner hohen Decke, den dekorativen Nymphen und vergoldeten Stuckgirlanden hoch oben an den Wänden, dem goldgerahmten Spiegel, der hohen Glastür und den langen Vorhängen, fand Noëlle, dass es sich in nichts von einer Kathedrale, einem Palast oder einem bedeutenden Museum unterschied: alles prunkvolle Übertreibungen, die einem gestatteten, sich einzureden, man sei was Besseres als die Normalsterblichen. All die protzigen Zimmer waren nichts als Mittel zur optischen Täuschung – wie die verspiegelten, präparierten Kisten, die Varieté-Magier verwendeten –, Versuche, all diese kleinen blassen Kreaturen in eine Versammlung von großen, mächtigen Gottheiten zu verwandeln, die sie so gern gewesen wären.

»Madame la Comtesse? Madame la Comtesse?« Eine scharfe Stimme unterbrach Noëlles Gedankengang, und als sie sich umdrehte, sah sie den Hoteldirektor, ein gezwungenes höfliches Lächeln im Gesicht, hinter der Rezeption hervorflitzen. »Madame la Comtesse, wenn Sie einen Augenblick entschuldigen würden, ich bitte um Vergebung, aber verlassen Sie uns?«

Ohne innezuhalten, zeigte Elga auf das Gepäck. »*Sie* hatte ich gerade gesucht«, sagte sie. »Nehmen Sie das und kommen Sie mit!« Noëlle folgte der alten Frau und dem Mann durch die Drehtür nach draußen, wo eine Limousine am Bordstein wartete. Elga ging zum Wagen und klopfte ans

Fenster. Die Scheibe wurde heruntergekurbelt, und ein dunkelhaariger Mann streckte den Kopf heraus.

*»Que se passe-t-il?«,* fragte er mit einem üblen amerikanischen Akzent.

Elga zeigte mit dem Daumen auf den Hoteldirektor. »Der will sein Geld haben.«

Der Amerikaner sah sie so an, als würde er nicht verstehen, was sie sagte, aber sie starrte lediglich zurück, sichtlich gern bereit zu warten, bis ihre Wünsche erfüllt wurden. Endlich holte der Mann ein Scheckheft hervor und fing an, es auszufüllen. Dann lehnte er sich wieder nach draußen und fragte den Hoteldirektor: »Wie viel?«

Der Direktor nannte einen Betrag, und der Amerikaner schüttelte nur geringschätzig den Kopf, füllte aber dann den Scheck weiter aus. Noëlle sah an ihm vorbei auf den Beifahrer; er war klein und kahl, und er trug einen cremefarbenen Anzug und einen weißen Panamahut. Er schien dem Gespräch keinerlei Beachtung zu schenken. Endlich riss der Amerikaner den Scheck ab und reichte ihn dem Hoteldirektor.

»Danke, Madame la Comtesse, beehren Sie uns bald wieder.« Der Direktor verbeugte sich, als er vom Wagen zurücktrat. Elga ignorierte ihn und signalisierte dem Hotelpagen, das Gepäck im Kofferraum zu verstauen. Dann stieg sie in den Fond ein. Noëlle folgte ihr.

»Also, wohin?«, fragte der Amerikaner.

Die alte Frau gab zunächst keine Antwort, sie starrte einfach geradeaus. Noëlle sah zu ihr auf, und es schien, als ob Elgas Iriden ganz leicht vibrierten. Noëlle stupste sie sanft an, und die alte Frau sprach.

»Ich habe Schlangenstaub in der Scheune des Priesters eingelagert. Er wird uns helfen, sie zu finden«, sagte Elga. »Sein Hof ist nicht weit außerhalb der Stadt. Ich weise euch den Weg.«

# XIV

*Elftes Hexenlied*

Oh, weit weg auf einer anderen Fahrt, und der dicke Motor summt
wie mein wirbelsturmstrudelnder Geist.
Lyda wird langsam unsres Wanderns müde,
hoffte, auf dem Hof zurückzubleiben –
hatte sie doch schon immer eine Schwäche
für den trübseligen Bruder dieser toten Ratte.
Doch Bascha, sie bestand darauf, dass wir
uns alle an den Spillerigen hielten,
und schubste uns in seine Blechdose auf Rädern,
just als er vom Hof wollte,
seine Freunde sich selbst und ihrem Schicksal überlassend, und jetzt
geht es los (mein einziges Auge wacht)!
Der Leib der großen Stadt wächst,
wir folgen seinen Adern einwärts, hinein in das schwellende Untier,
das sich mit Alleen-Klauen die umliegenden Dörfer krallt,
ihnen das Herz ganz langsam abdrückt, seinen jahrhundertealten
Hunger zu befriedigen.
Dann verdicken sich seine Tentakel mit den langen Zeilen
flacher Gewerbehallen, die ringsum ausstrahlen, brodelnd von
unternehmerischem Eifer,
und schließlich: der schweinische Blähbauch der Stadt, borstig von
Türmen und Antennen;
diese strotzend-schwellenden Därme der Metropolis
glühen wie Phosphor,
platzen aus den geknöpften Nähten, da das Biest
sich täglich mästet mit dem Fett und Korn des Bauern
und des Fischers todkalter Beute,
alles gekrallt aus Land und Meer,

Eisen und Stein geraubt und gerissen
von fernen Horizonten.
Tag für Tag frisst Paris seine eigne Nation,
wie jede Kapitale und Krone es zu tun pflegt.
Tag für Tag nennen wir's Zivilisation,
hübschen sie mit Kunst und Pomp auf, einem Bläser-
*Ta-daa!*

Unser Chauffeur, dieser Oliver,
ist nicht gerade ein Rätsel, was?
Tänzelt zu seiner eigenen seichten Melodie
von einem Austern-Eisbett zu dem nächsten,
beständig nur wie ein sinnfreies Radio-Signal.
Doch er gibt ein gutes, weiches Geschoss ab,
zielgerichtet durch uns, immer schneller und schneller
dem Punkt entgegensausend, den Bascha angepeilt.
Sie hockt auf dem Vordersitz und glaubt,
ich könnte sie nicht sehen, doch ich kann's:
Sie ist nicht so unsichtbar, wie sie meint.
Ihre blasse Silhouette lehnt sich nach links,
flüstert dem Fahrer was ins Ohr.
Was? Ich kann sie nicht hören,
aber er, er hört sie schon, nicht?
Sie wird ihn weiter einwickeln,
einhüllen in ihr Geister-Flüstern,
bis ihre Weisung erfüllt ist.

# XV

Hoch oben auf dem Heuboden drang das Nachmittagslicht durch die Ritzen der Holzwand in langen diagonalen Balken herein, die, wie Zoja fand, wie friedlich angelehnte goldene Schwerter aussahen. Sie lag nackt, die Arme um Will geschlungen, zusammengerollt, und die dicke rote Wolldecke beschützte sie beide vor der herbstlichen Kälte. Sie fand es schön, wie ihre nackten Brüste gegen seinen Brustkasten drückten, schön, wie ihre nackte Hüfte sich an seinen warmen Schenkel schmiegte, sie fand es schön, sein Bein zu streicheln und dessen Kraft zu spüren. Sie schnüffelte an seiner Achselhöhle, er hatte sich seit zwei Tagen nicht gewaschen, und jetzt erfüllten die ranzigen Giftstoffe, die seine verschiedenen Abenteuer hinterlassen hatten, ihre Nüstern und ließen sie lächeln. Das war buchstäblich ein Teil von ihm, diese winzigen, stinkigen strotzenden Moleküle, die aus seinen Poren drangen, und eingeatmet und einverleibt durch ihre Schleimhäute wurden sie auch ein Teil von ihr. Das hatte etwas Magisches: eine schlanke, spielerische Kommunion, die sie aneinanderband. Sie schnüffelte noch einmal, atmete diesmal tief ein. Sie fand es herrlich, wie verdorben er roch. Dann schlief sie wieder ein.

Sie erwachte zum Abendgesang der Vögel, die Sonne begann zu verblassen. Sie blickte hinauf zu den überfüllten Regalen über ihnen, alle vollgestopft mit Gläsern und Büchern, Stößen von Handschriften und getrockneten Pilzen und Wurzeln. Das gehörte alles Elga, aber Zoja kannte ihre Sammlung in- und auswendig. Jahrelang hatte die alte Frau ihre buntscheckige Kollektion durch die Gegend geschleppt, daraus je nach Bedarf Tränke, Heilmittel und Verwünschungen gebraut, um sie für Geld oder, wann immer ihr Glück sie zu verlassen drohte, gute Worte zu verhökern. Wenn die Ereignisse sich überstürzten und die Zeiten unsicher waren, reisten sie mit leichtem Gepäck, und Elga versteckte dann den ganzen Plunder in feuchten Abwasserkanälen, Dachböden oder alten

Kartoffelkellern und ließ sie dort Jahre, manchmal sogar Jahrzehnte liegen, fand sie aber immer wieder, grub den Schatz aus und schaffte ihn weg, sobald die Luft rein war. Es war Zoja jetzt unangenehm, da zu liegen, sie konnte die Anwesenheit der Alten fast körperlich spüren und stellte sich vor, wie die Greisin vor sich hin brabbelte, während sie nach Salben, Pasten, Pudern kramte oder auch nur nach diesen grünen Dosen voll von den knusprigen Heuschrecken, die sie so gerne knabberte. Der Priester hatte gesagt, Elga sei in einem Gefängnis eingesperrt, in der Stadt, und so sicher Zoja auch wusste, dass man sie nicht lange dort festhalten würde, glaubte sie doch, dass sie und Will zumindest genügend Zeit haben würden, sich auszuruhen, bevor die Flucht weiterging.

Sie sah Will an und flüsterte den allerwinzigsten Zauberspruch, berührte dann sein Ohr, damit er noch ein Weilchen weiterschliefe. Sie waren am Morgen, kurz nachdem Oliver abgefahren war, erschöpft ins Bett gekrochen. Verabschiedet hatte er sich mit dem Versprechen, bei den Behörden »alles tipptopp in Ordnung zu bringen«. »Keine Sorge, das Erste, was ich tu, ist zur Botschaft gehen. Ich hab da einigen Einfluss.« Dann hatte er sich den Hut aufgesetzt und gesagt, er würde ihnen Bescheid geben, sobald die Luft rein wäre. »Fahrt nach Süden«, empfahl er, »nach Antibes. Da gibt’s ein kleines Hotel, wo Scott und Zelda früher abgestiegen sind. Das Hotel Belles Rives. Hübsches Haus, direkt am Meer. Schließt euch in eurer Suite ein, sucht euch im Radio Tanzmusik und gebt dem Zimmerservice was zu tun, bis ihr von mir hört. Sollte nicht lange dauern.« Dann bedachte er sie mit dem durch und durch zuversichtlichen Lächeln eines Anwalts, der sich von seinem Mandanten unterm Galgen verabschiedet und ihm eine Begnadigung verspricht, die niemals kommen wird.

Sie war sich völlig sicher, dass sie ihn nie wiedersehen würde – nicht weil er ein schlechter Mensch gewesen wäre, sondern weil Männer wie Oliver, wenngleich aufrichtig in ihrer Zuneigung, auch an der Eichhörnchen-Neigung krankten, sich von jeder Haselnuss, die ihnen vor die Füße fiel, ablenken zu lassen. Das waren die Männer, die mühelos,

beiläufig betrogen, die andere Menschen fast ohne bösen Willen und mit noch weniger Schuldgefühlen im Stich ließen. Versprechen waren für sie einfach solide klingende schöne Worte, und so war sie erleichtert, als sein Auto davonfuhr, ihn verschwinden zu sehen. Schließlich war er zwar nützlich gewesen, doch jetzt war er verbraucht. Das war kein Werturteil ihrerseits, nur eine Feststellung. Was sie sah, hatte sie schon allzu oft gesehen: einen spatzenhirnigen, eitlen Menschen, der in dem Glauben erzogen worden war, die Welt drehe sich um ihn, während es in Wirklichkeit er war, der sich im Dunkeln im Kreis drehte, Kreise zog um Wahrheiten, die er niemals auch nur erahnen würde.

Außerdem, erinnerte sie sich, war er ein furchtbar selbstverliebter und fauler Liebhaber.

Will regte sich im Schlaf; sie ließ ihn weiterschlafen. Sobald sie auf den Heuboden geklettert waren, hatte sie ihr gemeinsames Lager hergerichtet, hatte Decken und Laken, die der Priester ihnen gegeben hatte, auf Stroh ausgebreitet und aus zugeknöpften Hemden, die sie mit sauberen Lumpen aus der Scheune stopfte, zwei Kissen improvisiert. Er hatte auf einem Hocker gesessen, ihr bei der Arbeit zugesehen und dabei von Bendix erzählt, von den Drogen und dem lebensechten Traum, durch den er gehetzt worden war. Sosehr die Schilderung der halluzinierten Landschaft und des geheimnisvollen Mannes, der ihn gerettet hatte, sie interessierten, war es ihr doch wichtiger gewesen, von diesem Wissenschaftler zu erfahren, der, wie Will erzählte, einst Jagd auf sie gemacht und ihre Freundinnen getötet und ihre Geheimnisse gestohlen hatte. Eine unbändige Wut war in ihr aufgewallt, aber sie biss sich auf die Zunge: Das war nichts, was sie mit Will teilen konnte. »Oliver hat recht«, hatte sie gesagt, als sie sich zwischen die Laken legte, »wir müssen nach Süden.«

»Wohin?«

»Nicht nach Antibes, überhaupt nirgendwohin, wo uns jemand vermuten könnte.« Sie dachte nach. »Wenn wir die Pyrenäen überqueren, könnten wir in Spanien untertauchen. Vielleicht ganz runterfahren, bis in die Nähe

von Gibraltar, dann könnten wir, wenn nötig, jederzeit nach Marokko oder Algerien übersetzen. Das müsste eigentlich gutgehen.« Sie lächelte ihm beruhigend zu und räkelte sich. »Ich habe Übung im Reisen.« Sie streckte die Hand nach ihrem Geliebten aus. Elga hatte ihr einmal gesagt, kein Mann könne so laufen, wie sie das konnten, Stolz und Schwäche würden Männer immer langsam machen. »Wenn wir uns bewegen, dann wie das Wasser; *sie* bewegen sich wie fette Fische. Es sieht so aus, als würde es funktionieren, aber das tut's nicht. Ihre dicken, dummen Klöten hängen ihnen immer im Weg.« Doch Zoja war sicher, dass Elga sich irrte. Will war genauso in ihr Leben hereingeplatzt, wie er sich jetzt in ihre Arme stürzte, voller Lebendigkeit und lustvoller Energie. Er hatte keine starken Bindungen an irgendeine Vorgeschichte, die ihn zurückgerufen hätten, und keinerlei Ehrgeiz für sein weiteres Leben. Er konnte ihr gehören, ganz und gar, und sie hatte nicht vor, ihn loszulassen. Eng umschlungen leckten, balgten und bissen sie sich, rollten den ganzen Morgen über- und untereinander, bis sie beide erschöpft dalagen, seine Brust wie ein Blasebalg pumpend, ihre Haut von seinem Dreitagebart wund gescheuert. Bald war er in den Schlaf geglitten. Jetzt, Stunden später, verzehrte sie sich wieder danach, ihn zu wecken. Sie wollte seine Hände an ihren Hüften spüren und sein Fleisch hart in ihrem Inneren. Sie hatte einen Unterschied gespürt, ein Erwachen, einen neuartigen Appetit, tiefer als den einfacheren, der so oft an ihr nagte; dies war ein frischer Hunger, der ihr willkommen war, da er eine Vereinigung verhieß, die ihr Herz mit warmem Blut und Befriedigung erfüllte. Sie wollte mehr.

Draußen hörten die Vögel auf zu zwitschern. Sie bemerkte das Schweigen sofort. Sie war augenblicklich auf der Hut, obwohl sie natürlich wusste, dass Vögel aus ganz unterschiedlichen Gründen verstummen konnten. Ein Hund oder ein Fuchs mochte gerade in der Nähe vorbeikommen oder ein Greifvogel oben am Himmel schweben. Vielleicht war auch der Priester zurückgekommen, obwohl sie sich eher vorstellen konnte, dass er schon vor längerem zurückgekommen und auch bereits

wieder zum Abendgottesdienst gegangen war. Nein, es bestand keine Veranlassung, sich zu sorgen, Vögel hörten aus tausenderlei Gründen auf zu singen. Sie schlüpfte unter der Decke hervor und hob ihre Sachen vom Boden auf. Außerdem, sagte sie sich, hätte sie es ja wohl gehört, wenn ein Auto vorgefahren wäre – es sei denn natürlich, der Fahrer war jemand, der wusste, wie man unbemerkt blieb. Sie konnten irgendwo an der Straße geparkt und sich zu Fuß über das Stoppelfeld genähert haben. Sie hakte ihren Büstenhalter zu und schlüpfte in ihre Unterhose. Sie sah auf den schlafenden Will hinunter. Sie hatte noch nie zuvor jemanden so nah an die Wahrheit herangezogen, dafür hatte sie sich auch noch nie so verwundbar gefühlt. Sie knöpfte ihre Bluse zu. Die Stille war so vollkommen, dass selbst die abendlichen Grillen schwiegen. Trotzdem – wahrscheinlich bestand kein Grund zur Sorge. Sie streifte ihre Rock hoch und hakte ihn zu.

Ein Vogel piepste. Sie ließ den Atem in einem Schwall heraus, überrascht darüber, wie nervös ihr Instinkt reagiert hatte. Ich bin zu zappelig, dachte sie, ich muss mich entspannen. Als der Vogel noch einmal piepste, hörte sie, dass es nicht die Stimme eines Abendsängers war, eines Buchfinks oder eines Rotkehlchens etwa, sondern das Gackern eines Huhns, ganz in der Nähe. Dann traf sie ein Gedanke mit der ganzen Wucht der Gewissheit, mit der Sicherheit eines Nagels, der in weiches Holz gehämmert wird: Der alte Priester hielt keine Hühner – wohl aber Elgas kleine Freundin.

Sie berührte Will, und er streckte sich neben ihr und setzte sich dann auf, sich den Schlaf aus den Augen reibend. »Hallo«, sagte er und grinste. Sie verpasste ihm einen festen Tritt, einen plötzlichen Kick gegen die Schläfe, der ihn über den Rand des Heubodens und hinunter in den Scheunenraum beförderte, sodass er aus dem Weg und in Sicherheit war, als das Scheunentor krachend aufflog und die Schießerei losging.

# XVI

Als er mit dem Segen begann, war Andrej erleichtert, den Abendgottesdienst so glatt zum Abschluss geführt zu haben. Seine zwei gebrechlichen Gemeindemitglieder, beide weit in den Neunzigern, hielten eisern die längsten Zeremonien durch. Die greise Gönnerin war starblind und an den Rollstuhl gefesselt. Ihr Mann konnte zwar noch gehen, aber nur mit Hilfe seiner zwei Spazierstöcke mit silbernem Knauf. Doch beide rezitierten und sangen sie mit voller Stimme, und die Reinheit ihres Lebenswandels verlieh ihren Gesängen Kraft. Die beiden waren immer zum Singen bereit.

Andrej war im Umgang mit ihnen gewissenhaft und bescheiden. Anders als ihr Hausmädchen, das sich immer über ihre Schultern beugte, während sie ihre Suppe löffelten, und fragte, wie sie sie in ihrem Testament zu bedenken gedachten, war er immer respektvoll. Er wusste, wenn sie morgen stürben, vielleicht Hand in Hand im Schlaf ihr Leben aushauchten, bestand die große Wahrscheinlichkeit, dass sie ihn so arm wie eine Kirchenmaus zurückließen. Er fand, das wäre gut so. Er betrachtete es als eine gerechte Strafe dafür, dass er so eifrig einem Gott gedient hatte, an den er nicht recht glaubte. Andererseits, wenn sie ihm auch nur einen kleinen Bruchteil ihres Vermögens vermachten, so würde dies in Andrejs Augen beweisen, dass Gott, falls es ihn tatsächlich gab, so nachsichtig wie ein betrunkener Onkel zu Weihnachten war, der die Kinderschar mit Süßigkeiten und Geschenken bewarf, ohne danach zu fragen, wer gut und wer böse gewesen war. Nicht direkt der Geist, um den man ein theologisches System konstruieren möchte. Aber es war egal, Gott konnte tun, was er wollte, diese zwei frommen Seelen, die ihm bereits sichere Zuflucht vor der Welt gewährt hatten, würde der Priester nicht einmal um einen Sou anbetteln. So strikt sie in der Einhaltung ihrer Rituale auch waren und soviel von seiner Zeit sie auch beanspruchten, waren sie beide

gütig, und als Gegenleistung für ein geringes Gehalt feierte er zu jedem Sonnenauf- und Sonnenuntergang für sie einen bescheidenen Gottesdienst sowie sonntags und an hohen Kirchenfesten eine längere, ausführliche Heilige Eucharistie. Es war offensichtlich, dass diese zwei seiner geistlichen Führung nicht bedurften, sie besaßen fleckenlose Seelen, und er konnte in seinen Homilien kaum eine Weisheit verkündigen, die sie nicht bereits aus den Erfahrungen ihres langen Lebens selbst erkannt hätten. Tatsächlich war es für Andrej schmerzlich offenkundig, dass sie ihre religiösen Rituale und Andachten in diesem Stadium ihres Lebens hauptsächlich als eine Möglichkeit schätzten, ihre leeren Tage zu füllen.

Die Segensspendung über ihren gesenkten Köpfen wurde in dem Moment von einem lauten Donnern gestört, das in der Nähe ertönte. Es klang so, als käme es von Osten und von außerhalb ihres Anwesens her.

»Ist es ein Gewitter?«, fragte die alte Frau.

»Nein«, sagte Andrej, der versuchte, Richtung und Entfernung der Geräusche abzuschätzen, die weiter erdröhnten. »Ich glaube nicht, dass es ein Gewitter ist.«

»Was ist es dann?«, fragte der alte Mann und hielt sich die hohle Hand hinter sein gutes Ohr.

Andrej schwieg, dem lauter werdenden Dröhnen lauschend. Steigend, fallend, zitternd und vibrierend mit einem gelegentlichen lauten Knall, klang das Getöse eher metallisch als nach Donner und zugleich organischer als der Lärm jeder landwirtschaftlichen Maschine. Als er zum Abschluss seiner groben Schätzung gelangte und die wahrscheinliche Ursache erkannte, verzog der Priester das Gesicht. »Sie müssen mich entschuldigen«, sagte er und griff nach seinem Mantel. »Ich glaube, Gott brennt gerade mein Haus nieder.«

# XVII

Will krabbelte auf allen vieren in die Ecke der Scheune, nackt und verständnislos, taub vom Geräusch knisternder Elektrizität, von Schüssen, zersplitterndem Glas und schreienden Frauenstimmen. Wolken von farbigen Pulvern – tanggrün, rübenrot und tieforange – blähten sich explosionsartig durch den ganzen Raum, auf dem Boden zerschellten Einmachgläser, von oben heruntergeschleudert, wo Zoja wutschäumend seltsame – wie Will vermutete, höchstwahrscheinlich russische – Sätze heulte.

Im schwindenden Licht und bei all dem Staub, der überall erblühte, konnte er die Angreifer nicht ausmachen. Im offenen Tor stand die Silhouette einer Frau, die lauthals in einer gleichermaßen fremden Sprache schrie und, wie der Mann neben ihr, ihre Schusswaffe schräg nach oben, auf den Heuboden abfeuerte. Neben ihnen stand ein zweiter Mann, der anscheinend nichts tat, sondern nur beobachtete. Als Will die Augen gegen den Dunst zusammenkniff, erkannte er in dem ersten Mann Brandon, und er war sicher, dass der zweite Klein Bendix war. Die alte Frau kam ihm nicht bekannt vor.

Draußen ertönten weitere Schüsse, und Kugeln durchschlugen die Wände. Die Stimmen schienen von überall zu kommen. Will überlegte verzweifelt, wie er Zoja helfen könnte. Ein weiteres Glas explodierte und nebelte ihm den Ausblick auf das Scheunentor völlig ein. Er begriff, dass die Angreifer ihn nicht bemerkt hatten oder vielleicht inmitten all der Wolken von farbigem Staub gar nicht sehen konnten. Er beschloss zu versuchen, sich hinten hinauszuschleichen und dann außen herumzugehen, um die Feinde von hinten zu überraschen; vielleicht konnte er einen von ihnen zu Fall bringen und an dessen Pistole kommen. Ihm war schleierhaft, wie Zoja oben auf dem Heuboden noch immer am Leben sein konnte; die Leute schossen die ganze Zeit weiter auf sie, und sie

hörte nicht auf zu schreien. Er wusste, er musste schnell handeln.

Er schnappte sich eine Hacke, die an der Wand stand, und lief zur kleinen Tür in der Rückwand der Scheune. Als er sie öffnete, sah er sich Nase an Nase einem kleinen Mädchen gegenüber, das ein Huhn in den Armen hielt. Das Mädchen machte ein verbissenes Gesicht und rezitierte unaufhörlich: »Fisch Münze, Fisch Münze, Fisch –« Als er sie von Zojas Hotelzimmer her wiedererkannte, geriet Will abrupt in besinnungslose Wut, packte blitzschnell das Huhn bei der Gurgel und drosch dem Mädchen damit fest auf den Kopf. »Verpiss dich hier!«, brüllte er sie auf Englisch an und briet ihr mit dem wild kreischenden Huhn noch eins über. »Verpiss dich!« Das Mädchen flitzte, die Hände über den Kopf, kreischend über den Hof und verschwand im dichten Wald. Will ließ das Huhn fallen, das ihn von unten herauf bedrohlich anstarrte, während es aggressiv den Boden scharrte, als bereitete es sich auf einen Kampf vor. Ohne nachzudenken, verpasste Will dem sich sträubenden und flügelschlagenden Vogel einen Tritt und beförderte ihn dem Mädchen hinterher.

Ein Schuss knallte, und gleichzeitig brannte ihn etwas am Ohr. »Au!« Er spürte die Wärme des Bluts seitlich an seinem Hals hinunterrinnen und sprang um die Ecke. Als er hinfasste, stellte er fest, dass es nur ein Streifschuss war. Mike Mitchell streckte den Kopf hinter der Ecke der Scheune hervor und gab mit seiner Pistole einen weiteren Schuss ab. Er ging daneben. Mit einem Satz hechtete Will in die Scheune zurück und rollte sich seitwärts ab. Er nahm nicht an, dass Mitchell so dumm sein würde, ihm direkt hinterherzukommen, aber genau das tat Mitchell eine Sekunde später – trat vorsichtig über die Schwelle und bekam Wills Hacke voll in die Visage. Mit gespaltener Nase und Blut versprudelnd kippte der CIA-Mann hintenüber. Will fing seine Pistole im Fallen auf und schoss ihm zweimal in den Kopf. Er hatte noch nie einen Menschen getötet, und es verblüffte ihn, wie rasch Mitchell vom Lebendig- zum Totsein überging. Er warf sich sofort platt in Deckung hinter die liegende Leiche, zielte sorgfältig und feuerte auf die zwei Gestalten im offenen Scheunentor.

Selbst angegriffen, reagierten die Angreifer sofort. Brandon tat einen Sprung zur Seite, während Will zwei weitere Schüsse in seine ungefähre Richtung abgab. Dann drehte sich Will rechtzeitig um, um Bendix ebenfalls entwischen zu sehen, während die Frau, nach wie vor Kryptisches skandierend und mit ihrem Revolver in den Heuboden schießend, allein zurückblieb. Will konnte Zojas Schreie und ihre Füße auf dem Boden über ihm hin und her springen hören und begriff, dass sie, wider alle Wahrscheinlichkeit, noch immer am Leben war. Er versuchte, eine Vorstellung davon zu bekommen, wo Brandon in der zugewölkten, stauberfüllten Scheune sein mochte, aber er konnte ihn nirgendwo sehen. Das Geräusch von elektrischen Entladungen knisterte und knallte um ihn. Es war ihm ein Rätsel, was das sein konnte. Er richtete die Pistole auf die Alte und drückte ab, aber es klickte nur leer.

Plötzlich kam eine weitere Gestalt hinter ihr angeschlichen. Will stutzte. Wer war das, dachte er, der Priester? Es erfolgte eine rasche Bewegung, und die Arme der Alten flogen weit auseinander. Mitten im Brüllen erwischt, gurgelte sie einen Schrei und fiel vornüber in den Dreck.

Bevor er reagieren konnte, fühlte sich Will plötzlich von einer schweren Last zu Boden gedrückt, als wäre ein Sack Kartoffeln auf ihm gelandet. Er brach unter der Masse zusammen. Er rollte sich zur Seite, versuchte, von Adrenalin durchpulst, verzweifelt, dem nächsten Hieb auszuweichen. Er war buchstäblich nackt und schutzlos. Er vermutete, dass der Mann, der im Tor erschienen war, sich um die Scheune geschlichen und ihn irgendwie von hinten überrumpelt hatte. Die Kugel würde jeden Augenblick kommen. Wieder dachte er an Zoja. Sie war jetzt verstummt, es waren auch keine Schritte mehr auf dem Heuboden zu hören, es war alles vorbei. Er schloss die Augen und krümmte sich, auf das Ende gefasst.

»Hallo, hallo? Wen haben wir denn da?«, sagte eine Stimme.

Will öffnete die Augen und sah Oliver über sich stehen und über seine Schulter deuten. Will drehte sich um und sah, ein paar Meter entfernt, einen anderen Mann im Staub liegen. Der Mann war ebenfalls nackt,

drückte seinen gekrümmten Körper gegen die Wand und übergab sich heftig. Will stand auf und sah sich den Mann genauer an. »Ich glaube, den kenne ich von irgendwoher.«

Oliver beäugte die beiden. »Das will ich hoffen.«

Will fühlte sich wie zerschlagen, wahrscheinlich von seinem Sturz vom Heuboden. Er sah sich um. Der Boden war von Glassplittern und Pfützen verschiedenfarbiger Flüssigkeiten übersät, den Überresten von Elgas Sammlung, durch die ein Kugelhagel gezogen war. Allerlei Laugen und Laken tropften vom Gebälk, und die Luft war schwer von Schwefel.

Mit letzten Kräften kletterte Will die Leiter zum Heuboden hinauf. Dort fand er Zoja, die bewusstlos auf dem Boden lag. Er legte das Ohr an ihre Lippen und lauschte nach einem Hauch, während seine Hand ihre obere Brust abtastete, verzweifelt nach einem Puls suchend. Er war da, schwach, aber wahrnehmbar. Er sah sich auf dem Heuboden um; Boden und rückwärtige Wand waren von Einschusslöchern durchsiebt, wie eine pockennarbige Milchstraße, doch Zoja schien nicht einen Kratzer abbekommen zu haben. Er schüttelte den Kopf in dankbarer Verwunderung.

Er fand seine Hose neben dem Schlaflager und zog sie an. Dann hob er Zoja sanft hoch und wuchtete sie sich über die Schulter. Mit vorsichtigen Schritten stieg er so beladen die Leiter wieder hinunter. Unten angelangt, legte er sie auf den strohbedeckten Boden der Scheune. Oliver kam an seine Seite. »Wie schwer ist sie verletzt?«

»Ich weiß nicht«, sagte Will.

»Blut ist jedenfalls nicht zu sehen. Vielleicht sollten wir sie einfach ausruhen lassen.«

Will sah Oliver an. »Was zum Teufel tust du überhaupt hier? Ich dachte, du wolltest in die Stadt zurück.«

»Oh, bin ich auch. Ich bin in meine Wohnung gegangen und hab die Post geholt, hab mir einen Kaffee und die Zeitung genehmigt. Ich wollte mich ein bisschen entspannen, weißt du, bevor ich zur Botschaft fuhr. Aber dann

ist mir eingefallen, dass ich noch immer dieses Ding habe, das ich vergessen hatte dir zurückzugeben. Die Sache nagte an mir, also dachte ich mir, dass ich es dir persönlich zustellen sollte, damit du dir keine Sorgen machtest, solange du weg sein würdest.«

»Das Messer?«

»Ja, siehst du, ich war so rücksichtsvoll, es dort griffbereit für dich zu deponieren«, sagte Oliver und zeigte auf den Leichnam der Alten. Im Licht des Tages hell schimmernd, ragte der lange Griff aus ihrem Rücken. »Laut dem amtlichen Bericht wirst du ein ziemlicher Held sein, da es *dein* Messer war, das die Mörderin zweier US-Agenten aus dem Verkehr gezogen hat – und dazu auch noch eine *russische* Mörderin!«

»Ich weiß nicht, ob uns das irgendjemand abkauft«, sagte Will.

»Tja, die Ballistik lügt nicht«, sagte Oliver. »Lass mir nur eine Minute Zeit, die richtigen Kanonen in die richtigen toten Hände zu praktizieren, und wir müssten aus dem Schneider sein.«

Will warf einen Blick auf Mitchells Leichnam. »Du sagtest was von zwei Beamten. Wo ist der andere?«

»Hier drüben«, sagte Oliver und führte Will zur Nordseite der Scheune, wo er hinter einen Heuballen zeigte. Brandon lag auf dem Rücken, mit einem überraschten Ausdruck in den Augen und einem Einschussloch mitten auf der Stirn. »Glückstreffer, würde ich sagen.«

»Ja«, pflichtete Will bei, »schweinemäßiges Anfängerglück. Ich dachte, du meintest Bendix.«

»Nein, ich kam gerade die Einfahrt herauf, da habe ich ihn mitten auf dem Acker gesehen, wie er hastig das Weite suchte. Scheint seine übliche Vorgehensweise zu sein.«

Sie hörten Schritte auf dem Schotterweg und drehten sich rasch um, gerade als der alte Priester die Scheune betrat. Ohne sie zu beachten, kniete er sich neben die alte Frau auf den unebenen Boden. Er bekreuzigte sich und sprach ein Gebet, dann stand er wieder auf, ging hinüber zu Zoja und kauerte sich neben sie. Er legte ihr die Hand auf die Brust und ließ sie ein

paar Augenblicke dort liegen. Erst dann sah er zu den zwei Männern auf. »Sie braucht Hilfe.«

»Ich bin mit dem Auto da, wir können sie zum nächsten Arzt fahren«, sagte Oliver.

»Nein, nein«, sagte der Priester. »Bringen Sie sie nicht zum Arzt, er wüsste gar nicht, was er machen soll. Sie braucht eine ganz besondere Behandlung. Weiß einer von Ihnen, wo sie wohnt?«

Will wollte gerade antworten, als aus der dunklen Ecke der Scheune ein lautes würgendes Geräusch ertönte. Der Priester spähte in den Schatten und sah dann fragend zu Oliver und Will auf. »Wer ist dieser nackte Mann?«

# XVIII

Elga sah hinunter auf die Spitze der Messerklinge, die aus ihrer Brust hervorschaute. Sie packte sie mit Daumen und Zeigefinger und versuchte, sie zurückzuschieben, aber die Klinge saß zu fest. Jetzt versuchte sie, hinter sich zu greifen und das Messer am Griff herauszuziehen, der vollkommen lotrecht aus der Mitte ihres Rückens ragte, aber die Klinge stak an einer unerreichbaren Stelle zwischen ihren Schulterblättern, und ihre kurzen, steifen Arme reichten nicht so weit.

»Du kannst dir die Mühe sparen«, meinte eine Stimme. Elga schaute auf und sah den Geist Mazzas da stehen; dort, wo das linke Auge hätte sitzen sollen, klaffte noch immer ein blutiges Loch. Neben ihr stand Lyda.

»Oh«, sagte Elga.

»Ja«, sagte Mazza und deutete mit dem Kopf auf das Messer. »Ich könnte versuchen, es rauszuziehen, aber ich schätze mal, das bleibt für ewig da stecken.«

Der Geist Lydas machte den Mund auf und entließ einen Schwarm silbriger Fischlein.

»Siehst du, womit ich mich rumschlagen muss?«, sagte Mazza. »Es wird gut sein, endlich jemanden zum Reden zu haben. Diese beiden sind hoffnungslos.«

»Beiden?«, sagte Elga und kratzte sich an der Brust.

»Komm, du erinnerst dich doch an Bascha?« Mazza deutete auf eine Stelle, wo das Licht etwas gekrümmt wirkte.

»Ach ja, stimmt«, sagte Elga.

»Wir müssen jetzt weg, ein paar Dinge sind noch zu erledigen«, sagte Mazza. »Bascha hat uns ganz schön gescheucht, wie die Rauchschwalben sind wir herumgeflogen, aber jetzt ist unsere Arbeit zum größten Teil abgeschlossen.«

»Arbeit? Was für Arbeit? Mich zu töten? Seid ihr dazu hier, ihr

dämlichen Drecksluder?«, sagte Elga und legte sich die Hand auf die Brust, genau da, wo die Messerspitze herausschaute. »Autsch.«

»Immer für ein freundliches Wort zu haben, Elga.« Mazza schwieg kurz. »Aber möglicherweise ja. Vielleicht war es für dich an der Zeit, den Abgang zu machen. Ich weiß es nicht. Ich stelle keine Fragen, und Bascha ist nicht sehr gesprächig.«

# XIX

Vidot saß, in den viel zu großen Sachen, die er sich vom Priester geliehen hatte, auf dem Beifahrersitz. Er hatte zu niemandem ein Wort gesagt außer: *»C'est très compliqué«*, *»Puis-je aller avec vous en ville?«* und *»Merci pour le pantalon.«*

Als Vidot endlich, nackt, aus dem Schatten herausgekommen war, hatte Oliver die Pistole auf ihn gerichtet. Der Polizist, der sich noch niemals so angreifbar und schutzlos gefühlt hatte, wollte sich gerade mit erhobenen Händen ergeben, als Will vorgetreten war und Oliver aufgefordert hatte, die Waffe herunterzunehmen. »Er ist in Ordnung. Ich hab dir doch gesagt, ich kenne ihn.«

»Woher in Gottes Namen kennst du ihn denn?«, fragte Oliver.

»Er ist ein Freund«, sagte Will und nickte Vidot zu. Dann, zu ihm gewandt: *»Merci.«*

Vidot vollführte eine kleine Verbeugung, erleichtert darüber, dass Will ihn aus ihrer wechselseitigen Halluzination in Erinnerung behalten hatte. Nach ein paar weiteren peinlichen Augenblicken war der Priester endlich losgezogen, um ihm etwas zum Anziehen zu besorgen.

Jetzt im Auto versuchte er, den surrealen Gang der Ereignisse mit Hilfe der Logik in eine vernünftige Ordnung zu bringen. Mehr als den Schluss, dass der Tod der alten Frau den Zauber gebrochen haben musste, wodurch er in seine ursprüngliche Gestalt zurückversetzt worden war, brachte er allerdings nicht zuwege. Er fragte sich, ob Entsprechendes in dem Moment in ganz Europa geschehen war. Gott allein wusste, wie viele andere Opfer entzaubert worden waren! Die Frau war uralt gewesen und hatte, zwischen Russland und Paris, mit Sicherheit unzählige Schadenzauber gewirkt. Er malte sich Legionen von Bären, Eichhörnchen und Schildkröten aus, die spontan wieder zu Menschen wurden, die nackt und so verwirrt wie er selbst in ihrer wiedergewonnenen wahren Gestalt erwachten. Während sie

so fuhren, strich er mit den Fingern über den Rücken der anderen Hand, zwickte sich und zog an seiner Haut. Er rieb sich den Arm und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. Er hatte sich noch nie vorgestellt, welch intensive Empfindungen das bloße Dasein auslösen konnte, aber jetzt flossen ihm die Tränen über die Wangen, während er sich am Hodensack kratzte und in den geräumigen Halbschuhen des alten Priesters mit den Zehen wackelte und dabei die schlichte Befriedigung auskostete, wieder in seiner eigenen Haut zu stecken. Er sah sich nach Zoja um, die bewusstlos mit dem Kopf auf Wills Schoß lag. Der Amerikaner streichelte ihr sanft die Stirn und blickte auf ihr Gesicht mit einem Ausdruck zärtlicher Liebe, bei dessen Anblick Vidot fast das Herz zersprungen wäre.

Oliver fuhr schnell. Als sie das Land hinter sich ließen, füllten Gebäude langsam die freien Stellen auf, rückten mehr und mehr zusammen und wuchsen in die Höhe, als ob sie von einer Riesenhand Schulter an Schulter gedrückt würden und sich dabei hochreckten, je mehr sie von der zentripetalen Spannung von Paris einwärtsgezogen wurden. Es war nicht allzu später Abend, und die Boulevards wimmelten noch immer von Familien und jungen Paaren, die einen Verdauungsspaziergang machten. Vidot wurde bewusst, dass seine Frau, Adèle, ebenfalls dort in der Stadt war – vielleicht in diesem Moment in den Armen ihres Liebhabers. Er verspürte den Drang, loszurennen und sie aufzuspüren, sie aus Albertos Armen zu reißen, ihn zu ohrfeigen und ihn auf die Nase zu boxen und dann sie zu packen und zu küssen, zu würgen, zu umarmen und zu schütteln, bis sie geschrien hätte. Der Impuls war so stark, dass er die Augen schließen musste, um sich halbwegs zu beruhigen. Noch nicht, dachte er. Ich kann nicht zu ihr, solange mein Herz noch so rau ist. Ich muss warten.

Sie fuhren die Rue Lafayette entlang und bogen in Richtung Pigalle ab. »Ich halte vor dem Hotel«, sagte Oliver. »Sie können mithelfen, sie nach oben zu schaffen, ja?«

Vidot nickte. Er war neugierig, was passieren würde. Sie hatten alle, auf dem Boden der Scheune rings um das Mädchen kauernd, zugehört,

während der Priester die notwendigen Maßnahmen erklärte, durch die sie Zoja, hoffentlich, würden wiederbeleben können. Will hatte den Priester gebeten, sie zu begleiten, doch der alte Mann hatte abgelehnt. »Sie brauchen mich nicht«, sagte er. »Sie werden die Dinger auf dem Fenstersims finden.«

Oliver hielt vor dem kleinen Hotel, um sie aussteigen zu lassen. Will hob Zoja hoch und legte sie sich, jedes Hilfsangebot abwehrend, über die Schulter. Als sie eintraten, war die Rezeption unbesetzt. Vidot ging voraus, und sie stiegen schnell die Treppe hinauf. Als sie den obersten Stock erreichten, zeigte Will auf die Tür von Zojas Zimmer. »Es ist die dahinten links.« Vidot verzichtete darauf, ihm zu erklären, dass er den Weg kannte.

Die Tür war nicht abgeschlossen, und als sie eintraten, sagte keiner ein Wort zum verwüsteten Zustand des Zimmers. Vidot warf einen Blick in die Ecke, wo die tote Ratte noch immer mit gespaltenem Schädel unter dem Hackmesser lag. Fliegen summten träge über den Blutflecken auf Wand und Fußboden.

Will ließ Zoja von seiner Schulter gleiten und legte sie behutsam aufs Bett, während Vidot das Fenster öffnete. Auf dem Sims lagen, wie vom Priester versprochen, die drei Eulengewölle. Dann ging Vidot in die Küche und fand die Streichhölzer und die Pfeife. Er musste lächeln, denn es war eine Männerpfeife, aus rotem Walnussholz und mit einem schwarzen Stiel, genau wie die Pfeife von Vidots Großvater. Geraucht hatte der alte Mann nie, aber er hatte immer am Mundstück herumgekaut, um das nervöse Zucken seines Unterkiefers zu überspielen. Was würde der alte Bursche wohl davon halten, fragte sich Vidot, während er ein Gewölle in den Pfeifenkopf zerbröselte. Dann ging er damit zu Will, der gerade dabei war, es Zoja auf dem Bett bequem zu machen.

Ohne zu zögern, nahm Will die Pfeife entgegen und zündete das Streichholz an.

*»Bonne chance, monsieur«,* sagte Vidot.

»Danke«, sagte Will düster. »Wir werden alles Glück brauchen, das wir

nur kriegen können.« Er führte die Pfeife an die Lippen und entzündete das Eulengewölle mit einem tiefen Lungenzug. Dann legte er, wie der Priester ihn angewiesen hatte, den Mund auf Zojas Mund. Tief ausatmend presste er nun den Rauch in ihre Lunge. Auf diese Weise tat er drei weitere Züge, ehe das Narkotikum seine Wirkung entfaltete und er besinnungslos auf Zoja fiel. Vidot zog Wills Körper von ihr herunter und beobachtete dann die beiden, die nebeneinander dalagen und ab und zu sanft zusammenzuckten, so wie Hunde und Katzen es oft im Schlaf tun.

Der Priester hatte gesagt, dass der Prozess sich Stunden hinziehen konnte, also richtete sich Vidot aufs Warten ein. Als er ein Geräusch an der Tür hörte, drehte er sich um und sah Oliver, den Hut in der Hand, hereinkommen. »Hallo«, sagte Oliver und dann, als er sich im verwüsteten Zimmer umsah: »Herrjemine!«

*»On sort d'une grosse bagarre«,* sagte Vidot.

»Wurde jemand verletzt?«

*»Seulement le rat.«* Vidot zeigte auf Max.

»Das nenne ich wahrlich Schädlingsbekämpfung.« Oliver setzte sich vorsichtig auf die Bettkante. Er zeigte auf das zuckende Paar. »Scheint zu funktionieren.«

»Wer weiß? Uns bleibt wohl nichts anderes übrig, als dem Priester zu vertrauen«, sagte Vidot, der jetzt unruhig im Zimmer auf und ab ging. Hier und da las der Kommissar kleine Gegenstände auf, Haarnadeln, ein Paar Würfel, zwei lose Knöpfe, ein Stück unbeschriebenes Papier, betrachtete es aufmerksam und legte es wieder zurück. Auf dem Küchentisch lag ein Foto. Er erkannte das Gesicht des Mannes, der neben dem Mädchen stand. Vidot ließ das Foto unauffällig in seiner Tasche verschwinden.

»Hören Sie«, sagte Oliver. »Jetzt sollte ich mich wohl besser bei meinen Freunden in der Botschaft melden.«

»Natürlich.«

Oliver sah ihn von der Seite an. »Wenn Sie möchten, kann ich Sie aus der Geschichte rauslassen.«

»Ja«, sagte Vidot, »ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es vermeiden könnten, mich zu erwähnen.«

»Wie sind Sie überhaupt da draußen gelandet?«, fragte Oliver.

»Ich war der Gefangene der alten Frau.«

»Der alten Frau …?«

»Ja.«

»Na ja, sie schien *schon* eine äußerst seltsame Frau zu sein.« Oliver warf einen Blick auf Zoja. »Haben Sie je Goyas Gemälde *Hexenflug* gesehen?«

Vidot schüttelte den Kopf und sagte: »Nein.«

»Es ist ein phantastisches Bild: Ein Zirkel von Hexen schwebt am Himmel, fliegt und tanzt zum nächtlichen Sabbat, während sich unten ein armer in die Falle geratener Mann duckt, den Kopf unter einem Bettlaken verborgen, und sich verzweifelt bemüht, nicht nach oben zu schauen.«

Vidot nickte. »Er will die Frauen nicht sehen?«

Oliver ließ sich diesen Gedanken durch den Kopf gehen. »Stimmt, er will nicht, und ich für mein Teil kann’s ihm nicht verdenken. Schon eine x-beliebige Frau zu verstehen kann schwierig sein, aber der Versuch, einen solchen Anblick zu fassen, würde jeden Mann um den Verstand bringen. Wem könnte er außerdem davon erzählen? Wer würde ihm schon glauben?«

Vidot sah Zoja an, die auf dem Bett lag, die Augen geschlossen, den Mund zu einem stummen Schrei geöffnet, ihr schwarzes Haar wie eine finstere stürmische See auf dem Kissen ausgebreitet. Er erkannte, wie wenig er wusste, wie unvorstellbar riesig das Universum war und wie sehr dessen »Leere« lediglich ein anderes Wort für Mysterium war. »Ja, wer würde ihm schon glauben?«

»Deswegen könnte ich mir vorstellen, dass es für uns klüger wäre, viele dieser Details für uns zu behalten, da wir sonst beide höchstwahrscheinlich in der Klapsmühle landen würden.«

»Ja, dem würde ich beipflichten«, sagte Vidot mit dem Anflug eines Lächelns. Noch vor wenigen Tagen hätte es Vidot zutiefst in seiner

Berufsehre gekränkt, dass jemand ihm ernsthaft vorschlug, Teile seiner Ermittlungsergebnisse zu unterschlagen: In seinen Augen wäre das so, wie Teile eines noch unvollendeten Puzzlespiels zu entwenden. Doch jetzt erkannte er, dass die vor ihm liegenden Fragen in ein unheimliches Labyrinth führten, einen komplexen vielgeschossigen Irrgarten, aus dem es mit großer Wahrscheinlichkeit keine Wiederkehr gab. Das reichte ihm. Trotzdem waren da noch Pflichten, deren er sich entledigen musste.

Oliver stand vom Bett auf. »Um diese Uhrzeit wird niemand mehr in der Botschaft sein.« Er sah auf seine Uhr. »Ich werde jemanden anrufen und bitten müssen, zu kommen und mir zuzuhören. Ich will unbedingt der Erste sein, der seine Version erzählt.«

Vidot nickte. »*Oui, oui*. Gehen Sie nur, Monsieur. Sollte es Schwierigkeiten geben, kann ich Hilfe anfordern.«

Oliver setzte sich den Hut auf und deutete in Richtung des schlafenden Paars. »Ich bin bald wieder zurück. Danke.« Damit war er weg.

Vidot sah ihm leicht ungläubig nach. Wer, fragte er sich, würde je seine hilflosen Freunde in Gesellschaft eines wildfremden Menschen zurücklassen, den er noch dazu erst kurz zuvor splitternackt auf dem Boden einer Scheune vorgefunden hatte? Aber die jüngeren Ereignisse waren so verwirrend gewesen, dass ganz offensichtlich keiner mehr klar denken konnte. Vidot selbst fühlte sich ausnehmend wirr im Kopf. Er blieb lange auf einem Stuhl in der Ecke sitzen und starrte auf das Bett, auf dem der Mann und die Frau leicht zitternd und bebend lagen. Dann seufzte Vidot tief und sah sich nach einem Telefon um.

# XX

Zoja wachte nur Millimeter von Will entfernt auf, praktisch Nase an Nase mit ihm liegend. Sein zur Seite gewandtes Gesicht sah engelhaft weich aus. Was für einen seltsamen Traum sie gehabt hatte! Seine Augenlider zuckten im Schlaf, und mit einem benommenen Lächeln streckte sie die Hand aus und streichelte sanft seine Wange. Wie lange kannte sie diesen Mann? Etwas über eine Woche? Wirklich? Beim bloßen Anblick seines schlafenden Gesichts fühlte sich ihr Herz so weich an wie eine reife Dattelpflaume.

Jemand räusperte sich. Sie schaute auf und begriff, dass sie wieder in ihrer kleinen Hotelsuite war. Am Fußende ihres Betts stand ein Mann in ausgebeulten, zerknitterten Sachen und sah sie leicht verlegen an. Hinter ihm stand ein Polizist.

»Guten Morgen«, sagte der Mann in den zu großen Sachen und legte sich die Hand auf die Brust, »ich störe Sie äußerst ungern. Mein Name ist Charles Vidot, ich bin Beamter der Pariser Kriminalpolizei und muss Ihnen zu meinem Bedauern mitteilen, dass Sie hiermit festgenommen sind.«

»Was?« Sie setzte sich im Bett auf. »Ich verstehe nicht. Es muss ein Missverständnis vorliegen. Warum verhaften Sie mich?«

Er schwieg, und sie hatte den Eindruck, er wäre im Begriff zu lächeln, doch dann schien ein Schatten über seine Züge zu streichen, und sein Ausdruck wurde tieftraurig, als wäre er den Tränen nah. »Ah, Mademoiselle«, sagte er, betrübt den Kopf schüttelnd, seine Stimme brüchig vor Empfindung, »ich nehme Sie fest wegen der grausigen Ermordung Léon Vallets!«

Sie saß da und starrte ihn an, viel zu ausgelaugt und erschöpft für irgendwelche Zaubertricks. Sie sah hinunter auf Wills schlafende Gestalt. Sie wusste, was das bedeutete. Sie ertrug es nicht, ihn zu verlassen, sie fühlte sich wie ein grüner Zweig, der von seinem Stamm abgestreift wird. Aber was Elga vor vielen, vielen Jahren gesagt hatte, war wahr: Man kommt

nie weit mit einem Mann. Wie stark er auch sein mag, letztlich hält er dich nur auf. Doch *das* hatte sie gewollt, sie hätten es versuchen können. Sie hätte ihr Herz öffnen und ihn ihre Geheimnisse lehren können. Er war nicht Léon, er war anders als alle bisherigen anderen, sie hätte ihn verschonen können. Sie hätten ewig weiterleben können. Tränen quollen aus Zojas Augen, als sie die Hand ausstreckte, um Wills Gesicht zu berühren.

»Wecken Sie ihn nicht auf, Mademoiselle. Bitte, lassen Sie ihn ruhen. Er hat sehr viel durchgemacht«, sagte der Ermittler und hielt ein Blatt Papier in die Höhe. »Wir lassen ihm ein paar Zeilen da, ja?«

# Fünftes Buch

*Natürlich muss man im heutigen Frankreich sagen, dass alles wunderbar ist; alles ist schön, einschließlich des Todes.*

Simone de Beauvoir in:
*The Paris Review*

# I

Maroc stolzierte die Straße entlang in Richtung Büro und fühlte sich gut. Er hatte die vergangene Nacht in einem Zimmer unweit des Kommissariats in Gesellschaft einer elastischen, üppigen Bardame namens Camille Vermillon zugebracht. Er blieb selten bis zum Morgen bei ihr, aber am vergangenen Abend hatte er sie mit der vollen Absicht aufgesucht, bis zum Morgengrauen in den Schluchten ihres großzügigen Brustfetts zu verweilen. Er hatte sogar zu Hause angerufen, bevor er daranging, Camille zur Strecke zu bringen, und Madame Maroc erklärt, er würde von wichtigen polizeilichen Angelegenheiten die ganze Nacht im Büro festgehalten werden. Dann machte er sich auf den Weg in die Bar. Als er hereinkam, gab sich Camille zunächst spitzmündig und kühl, aber nachdem er ihr ein paar Klapse auf den Hintern gegeben und sie ein bisschen herumgeschubst hatte, war sie bereit, ihn anständig zu behandeln. Genau das hatte er gebraucht. Die Anforderungen der vergangenen Wochen waren fast über seine Kräfte gegangen. Nach einer langen, körperlich anstrengenden Nacht hatte er Camille als einen schmollenden Haufen Fleisch zurückgelassen, der ihn, wund und bestoßen, vom Bett aus durch den Rauch einer Zigarette böse fixiert hatte, während er seine Hosenträger über die Schultern schnappen ließ und ging. Er wusste, wenn er irgendwann wiederkam, würde sie für ihn da sein, manche Mädchen brauchten einfach eine solche Behandlung. Er war durch und durch glücklich, gestärkt und entspannt – er fühlte sich so, als hätte er gerade eine Woche in einem Schweizer Kurort verbracht.

Als er das Kommissariat erreichte, fühlte er sich sogar noch besser. Denn als er sich dem Eingang näherte, trat im selben Moment eine vertraute Gestalt heraus, sodass er abrupt stehen blieb. Es war Vidot, da direkt vor ihm, lebendig und leibhaftig. Maroc war so überrascht und erleichtert, dass er um ein Haar seinem alten Widersacher um den Hals gefallen wäre.

»Vidot, Sie verrückter Esel! Wo haben Sie gesteckt?«

Der Kommissar bedachte ihn mit einem höflichen Lächeln. »Es ist eine recht lange Geschichte. Sie wird vollständig in meinen Bericht einfließen, daher würde ich es vorziehen, sie nicht zweimal erzählen zu müssen. Sie können sie später nachlesen. Aber es wird Sie freuen zu erfahren, dass mir im Fall Vallet eine Festnahme gelungen ist; die Verdächtige ruht sich gerade unten in einer Zelle aus.«

»Wirklich? Das sind ja wunderbare Neuigkeiten! Und was ist mit Bemm?«

»Auf diese Frage habe ich gerade ein paar unserer Leute angesetzt. Aber ich bin froh, dass ich Sie doch noch gefunden habe, ich brauche Ihre Hilfe bei einer anderen wichtigen Festnahme.«

Maroc war noch erfreuter. »*Noch* eine? Tragen Sie deswegen Uniform?«

Vidot sah an sich herab. »Ich brauchte etwas zum Anziehen, ich war in einer etwas misslichen Lage. Zum Glück hatte ich die hier im Kommissariat. Wollen wir gehen?«

Maroc schüttelte den Kopf. »Ich nicht. Auf mich wartet Arbeit, Vidot, lassen Sie sich von einem anderen Beamten begleiten.«

»Ich würde das nur zu gern allein erledigen, aber ich glaube, ich werde Ihre Autorität brauchen, denn es ist eine sehr wichtige Festnahme. Kommen Sie, gehen wir!«

Maroc breitete die Arme aus: »Ah, ich hatte vergessen, was für ein völlig unmöglicher Mensch Sie sein können, Vidot! Sie tauchen aus heiterem Himmel wieder auf, ohne ein Wort der Erklärung, wo Sie gesteckt oder was Sie getrieben haben. Über den Verbleib Ihres Kollegen Bemm haben Sie nichts zu berichten. Sie verschwinden, verlieren Ihren Partner, und jetzt kommandieren Sie *mich* herum? Wer ist hier der Chef?«

Als er bemerkte, dass Beamte, die gerade das Gebäude verließen, sie anstarrten, wurde Maroc etwas befangen. Er wollte nicht die Beherrschung verlieren und eine Szene machen, aber Vidot war ein Meister darin, ihm den letzten Nerv zu rauben.

Der Kommissar war über den Ausbruch seines Vorgesetzten verblüfft. »Natürlich, Monsieur«, sagte er, »Sie geben die Befehle, und ich führe sie lediglich aus, aber wenn ich auf die Tatsache aufmerksam werde, dass in unserer Stadt schwere Straftaten verübt werden, die eine umgehende Reaktion erfordern, dann werden Sie mir vergeben, Monsieur, wenn ich von unseren Führern erwarte, dass sie energisch reagieren.«

Schweigend sah Maroc Vidot von oben bis unten an. Die Haltung des Kommissars widerte ihn an. So dienstfertig der Mann mit seinen »Monsieurs« und seiner gestelzten Ausdrucksweise auch zu klingen versuchte, schwang in seinem Ton etwas Aufsässig-Herablassendes mit. Der Hauptkommissar trat einen Schritt zurück und wechselte das Thema. »Waren Sie schon in Ihrer Wohnung?«

Vidot hob eine Augenbraue. »Warum fragen Sie?«

Maroc lächelte boshaft. »Mir war nur der Gedanke gekommen, dass diese hochbedeutsame Festnahme für Sie lediglich eine Möglichkeit sein könnte, nicht nach Hause zu gehen. Vielleicht ist diese ›Mission‹, von der Sie sprechen, gar nicht so wichtig, vielleicht kreuzen Sie hier nur auf und schleppen mich auf eine lustige Chimärenjagd, damit Sie Ihrer schönen Frau nicht zu erklären brauchen, warum Sie so lange weg und nicht zu erreichen gewesen sind?«

Vidot schwieg einen Moment, bevor er antwortete. »In einem Punkt haben Sie recht, Monsieur. Meine Frau *ist* schön.« Wenn Vidots Ton zuvor kühl gewesen war, so war er jetzt arktisch. »Aber es war mir nicht bewusst, dass Sie sie kennen.«

Als er die Schärfe in der Stimme des Kommissars hörte, beschloss Maroc, das Thema für den Augenblick ruhenzulassen. Ihm ging auf, dass es eine gute Idee sein könnte, Vidot bei dieser Festnahme zu begleiten: Warum sollte der subalterne Schnösel sämtliche Lorbeeren einheimsen? »Also gut«, sagte Maroc und klopfte Vidot auf den Rücken, »dann schauen wir uns Ihre Spur einmal an.«

Zwanzig Minuten später parkten sie vor der Apotheke. Vidot ging direkt

zur Eingangstür und klopfte laut an. Niemand kam.

»Mal sehen, ob sie offen ist«, sagte Maroc. Sie war offen. *»Voilà«*, sagte er mit einem Lächeln.

Innen war ein Labor mit drei langen Aluminiumtischen eingerichtet. Hinter diesen stand eine Reihe Metallschränke. Gummischläuche, Reagenzgläser und verschiedene Verbindungsstücke, Rohre und Retorten zogen sich, an etlichen schweigenden Bunsenbrennern vorbei, über die gesamte Tischfläche hin. Am Ende der Tische lag ein unordentlicher Haufen dicker brauner Päckchen. Maroc riss eines davon auf. Es war mit einem weißen Pulver gefüllt. »Nein, so was, was haben wir denn hier?«, sagte er und steckte den Finger hinein, um eine Kostprobe zu nehmen.

»Das würde ich nicht tun«, sagte Vidot und packte Marocs Hand, bevor der Finger seine Zunge erreichen konnte.

»Möchten Sie mir vielleicht verraten, was hier eigentlich vor sich geht?«, fragte Maroc.

Plötzlich erfüllte eine laute Stimme mit einem starken amerikanischen Akzent den Raum. »Na, *bonjour*!« Sie sahen zur Treppe, wo ein breitschultriger Mann in dunkelblauem Anzug, von einem zweiten Mann gefolgt, gerade herunterkam. Maroc hatte den Verdacht, dass die beiden sich versteckt gehalten hatten in der Hoffnung, sie würden wieder gehen. Maroc sah Vidot an, aber der Kommissar kannte diese Männer offensichtlich nicht.

Der Amerikaner kam näher und sprach wieder, diesmal allerdings nur auf Englisch, sodass Maroc nichts verstand. Der Mann nahm seine Brieftasche aus dem Jackett, zog eine Karte heraus und reichte sie Maroc. Darauf stand:

GENERAL PHILIP STRONG
United States Embassy
Paris, France

Er sagte noch ein paar Worte, die Maroc nicht verstand, dann verstummte

er und lächelte strahlend.

Maroc sah sich leicht verdutzt um, bis Vidot das Wort ergriff: »Der Herr sagt, er sei General Philip Strong, und er sagt, er sei von der amerikanischen Botschaft. Er sagt, er warte hier auf seinen Stab, und er sagt, er würde gern wissen, wer wir sind und warum wir uns für befugt halten, ein privates Anwesen zu betreten.«

»Na, dann sagen Sie ihm, dass die Tür nicht abgeschlossen war.«

Vidot und der Mann begannen nun eine englische Konversation, in deren Verlauf Maroc nur herumstand und zunehmend ärgerlicher wurde. Endlich wandte sich Vidot ihm zu. »Er sagt, dass er und sein Stab mit dem US-amerikanischen Verteidigungsministerium in Verbindung mit der NATO und Interpol zusammenarbeiten. Er behauptet, ihm obliege die Oberleitung eines Forschungsprojekt, das in diesem Gebäude durchgeführt wird, und erklärt, der Inhalt dieser Umschläge sei Eigentum der Vereinigten Staaten von Amerika. Er entschuldigt sich dafür, dass er englisch spricht, aber weder er noch seine Kollegen würden Französisch beherrschen. Und schließlich«, sagte Vidot mit einem verwirrten Lächeln, »fordert er uns auf, das Gebäude umgehend zu verlassen, da es hier um Fragen der nationalen Sicherheit gehe.«

Dies machte Maroc *noch* ärgerlicher. »Ach, wirklich? Und von wessen nationaler Sicherheit redet er? Unserer? Sind vielleicht die Basken irgendwie beteiligt, die Kabylen, die Pieds-noirs? Da habe ich meine ernsten Zweifel. Wir brauchen keinen amerikanischen Cowboy, der hier hereinspaziert und uns Vorträge über seine Vorstellung von nationaler Sicherheit hält! Und insbesondere möchte ich wissen, worum es sich bei der Substanz in den Päckchen dort drüben handelt, ja ich *verlange*, darüber informiert zu –« In dem Moment, mitten in seiner Tirade, warf Maroc einen Blick zu dem grinsenden Amerikaner und begriff, dass er möglicherweise dabei war, eine interessante Gelegenheit zu verpassen. »Ähem, ja, ich fange noch einmal von vorn an. Vidot, sagen Sie bitte diesem Herrn Folgendes: Es tut uns leid, aber dies ist eine wichtige polizeiliche Untersuchung, und

sosehr wir seinen Dienstrang auch respektieren, hat er hier keinerlei Befehlsgewalt, wir sind –«

Hier fiel ihm die laute, dröhnende Stimme des Amerikaners, die im ganzen Zimmer widerhallte, mit einer noch weitschweifigeren Rede ins Wort. Die Unterbrechung versetzte Maroc erneut in Rage, und er fing an zu schreien und oberlehrerhaft mit dem Finger zu fuchteln. »Sagen Sie diesem Mann, wenn ich rede, hat er die Schnauze zu halten! Ich bin hier das Gesetz! Ich verlange eine Erklärung!« Vidot versuchte die ganze Zeit, es beiden Seiten recht zu machen, doch keine ließ ihn zu Wort kommen. Weiterhin brüllend, trat der Amerikaner an den Arbeitstisch und knallte seinen Aktenkoffer darauf. Maroc schrie immer noch, Vidot versuchte zu dolmetschen, aber dann öffnete der Amerikaner den Koffer, und alle verstummten.

Der Amerikaner pflückte zwei Bündel Zehntausend-Franc-Banknoten vom Stapel, legte sie auf den Tisch und schob sie Maroc zu. Vidot erklärte in leicht missbilligendem Ton: »Er sagt, er möchte uns dafür entschädigen, dass wir seinetwegen die Zeit der Pariser Polizei vergeudet haben.«

Maroc sah das Geld an, er sah Vidot an, und dann sah er den Amerikaner an. »Er bietet uns das als eine Art Schmiergeld an?«

»Ja, das scheint der Fall zu sein. Es handelt sich eindeutig um versuchte Beamtenbestechung«, sagte Vidot.

Marocs Gesicht wurde rot vor Abscheu, und er knallte mit der Hand fest auf den Tisch. »Das ist schlechterdings widerwärtig, Vidot! Sagen Sie ihm, dass ich als Vertreter des Gesetzes über sein Angebot empört bin. Jedem, der auch nur einen Funken Anstand im Leib hat, müsste klar sein, dass unsere Zeit – die er in der Tat schamlos vergeudet hat – mehr wert ist als diese beleidigend niedrige Summe!«

Vidot sah ihn sprachlos an.

»Na los«, sagte Maroc. »Sagen Sie ihm das.«

»Das werde ich nicht tun!«, sagte Vidot. »In diesem Raum sind Straftaten verübt worden, im Keller sind Leichen vergraben, ein mörderischer

Wissenschaftler treibt sein Unwesen –«

»Sie sagen ihm, was ich gesagt habe, Kommissar, oder ich schwöre, ich sorge dafür, dass Sie wegen des kleinen Urlaubs, den Sie sich genehmigt haben, die nächsten paar Monate lang von der internen Ermittlung unter die Lupe genommen werden!« Maroc trat dicht an Vidot heran und schäumte ihm ins Gesicht. »Und ich verspreche Ihnen, das wird eine *sehr gründliche* Ermittlung werden, eine Untersuchung, bei der man selbst das dunkelste Eckchen Ihres Privatlebens beleuchten wird, und Sie möchten doch gewiss nicht, dass Ihr reizendes Eheweibchen das durchmachen muss, oder?«

Vidots Augen blitzten, als Maroc die letzten Worte entschlüpften. Maroc war nicht wohl dabei, eine so miese Nummer abzuziehen, das war nicht sein Stil, aber er würde nicht dulden, dass dieser arrogante Beamte zwischen ihn und das Geld des Amerikaners trat.

Vidot drehte sich langsam um und sprach zu dem Amerikaner, der, ohne zu zögern, erneut in den Aktenkoffer griff und weiteres Geld herausholte und erst aufhörte, als fast fünfzig Prozent des Kofferinhalts auf dem Tisch gestapelt waren. Der Amerikaner sah Maroc an und gestikulierte mit beiden Händen, wie um zu sagen: »Ist das genug?« Maroc lächelte und gab pantomimisch zu verstehen, er möchte das Geld in den Koffer zurücklegen. Der Amerikaner sah es an, zögerte einen Moment, füllte dann den Aktenkoffer wieder und händigte ihn Maroc aus.

Augenblicke später spazierte Maroc mit einem schweigsamen Vidot an seiner Seite und dem Koffer voll Knete in der Hand aus der Apotheke. Die Mission war erfüllt. Er drehte sich um und winkte dem Amerikaner und seinem Mitarbeiter, die in der offenen Tür standen und ihnen nachsahen, zum Abschied zu. »Was hat er gesagt, als wir gegangen sind?«, fragte er Vidot.

»Er sagte, er hoffe, uns eines Tages in Amerika dieselbe Gastfreundschaft erweisen zu können, die Frankreich ihm hier erwiesen hat.«

»Haha, das glaub ich ihm aufs Wort!« Maroc war förmlich im

Siegestaumel: Wie Karl Martell, der die Horden der eindringenden Ungläubigen bei Tours furchtlos zurückgeschlagen hatte, hatte er gerade der großen amerikanischen Armee die Stirn geboten und gesiegt.

Nachdem er und Vidot in den Wagen eingestiegen waren, ließ er nicht sofort den Motor an. Sie saßen beide regungslos da, die Augen auf die kleine Apotheke gerichtet. Maroc wartete darauf, dass sein Herz sein dröhnendes, herrliches Hämmern dämpfte. Der Geldkoffer lag zwischen ihnen. Endlich sah er Vidot an. »Sie können sich jetzt Ihren Anteil nehmen.«

»Wie bitte?«

Maroc klopfte auf den Aktenkoffer und lächelte. »Nur zu, nehmen Sie sich was davon.« Vidot rührte sich nicht. Maroc fuhr fort: »Ich war vorhin sehr grob zu Ihnen. Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen. Außerdem bin ich nicht so gierig, wie Sie glauben. Also, greifen Sie zu!«

»Nein«, sagte Vidot kopfschüttelnd, »ich kann dieses Geld nicht annehmen.«

»Na, und ob Sie können!« Maroc drehte sich um und sah ihn an, während Vidot stur weiter geradeaus starrte. »Sie können und Sie sollten es nehmen, Kommissar, zu Ihrem eigenen Schutz. Sehen Sie, wenn Sie mein großzügiges Angebot ausschlagen, bleiben Sie absolut sauber, und ich mag keine Saubermänner. Ja, ich kriege von denen das Kotzen. Also bitte, Kommissar, der Morgen war schon ereignisreich genug, also nehmen Sie sich einfach Ihren Anteil.« Er schob den Koffer vor und öffnete ihn, sodass die Banknotenbündel den Ermittler anlachten. Langsam, widerwillig blickte Vidot auf das Geld hinunter.

Als er sah, wie die Hand seines Untergebenen zögernd in den Koffer griff, fühlte Maroc, wie alle Unruhe von ihm abfiel. Ja, er fühlte sich so gut wie seit langem nicht mehr. Vidot hielt inne. »Eine Bitte hätte ich allerdings.«

»Und das wäre?«, fragte Maroc.

»Meinen Sie, Sie könnten mich bei meinem Schneider absetzen?«, fragte er.

Maroc platzte laut los. Da, bitte schön, sagte er zu sich selbst, kein

Mensch ist so makellos, wie er sich gibt. Letzten Endes sind wir doch alle Parasiten.

Er setzte Vidot tatsächlich vor dem Geschäft seines Schneiders in der Nähe der Madeleine ab und fuhr dann ins Büro zurück. Es war noch immer früher Nachmittag, und nachdem er den Wagen geparkt hatte, marschierte Maroc durch den Eingang des Kommissariats und fühlte sich so prächtig wie seit dem Morgen nicht mehr. Die adrenalen Nachwirkungen seines kleinen Abenteuers hielten noch immer seinen Kreislauf in Schwung, und er legte sich gerade zurecht, wie er das meiste daraus herausholen konnte. Er würde nur ein paar Minuten im Büro bleiben, dachte er, sich bei seinen Leuten blicken lassen und dann wieder in die Bar gehen und bei der süßen Camille ordentlich hinlangen. Während er den Korridor entlangging, war Maroc so sehr mit der Vorstellung beschäftigt, Camilles vollkommen birnenförmigen Hintern zu begrapschen, dass er die Blicke der anderen Beamten, an denen er vorbeikam, überhaupt nicht bemerkte. Er ging seine verschiedenen Optionen mit kruder Logik durch. Wieder eine ganze Nacht mit der Bardame verbringen, gleich nach der letzten Nacht, konnte er sich realistischerweise nicht leisten, seine dämliche Frau könnte am Ende noch eine Erleuchtung kriegen, aber der Geldkoffer in seiner Hand inspirierte ihn zu dem Einfall, dass er rausflitzen und für Camille eine Schachtel Macarons von Ladurée besorgen konnte, und vielleicht auch ein Paar funkelnder Ohrringe, und dann einen schnellen Fick einschieben, bevor er zu seinem Eheweib heimkehrte. Natürlich würde Madame Maroc, auch wenn er sie gleichfalls mit Macarons abzuspeisen gedachte, wahrscheinlich fleischliche Bedürfnisse verspüren; das war immer so, nachdem er eine Nacht auswärts verbracht hatte. Worüber beklagte er sich? Dass ihm ein gepflegter Fickmarathon bevorstand? Das wäre nicht das Schlimmste, dachte er grinsend, er hoffte bloß, er kriegte ihn auch angemessen hoch – und hier kam Marocs Gedankengang stolpernd zum Stehen, als er die kleine Menschenmenge sah, die sich vor seiner offenen Bürotür versammelt hatte.

»Was ist los, was tun Sie alle hier?«, fragte er, aber die Gruppe von Polizeibeamten antwortete nicht, sondern teilte sich lediglich und gab den Blick auf den bibbernden, splitternackten Mann frei, der, lediglich in einen Mantel gehüllt, allein auf dem Fußboden vor Marocs Schreibtisch kauerte.

»Bemm?«, sagte Maroc, als er den Beamten erkannte. »Bemm! Was tun *Sie* denn hier?«

»Dasselbe haben wir uns auch gefragt«, sagte Wachtmeister Pingeot. »Die Putzfrau sagt, sie sei gestern Abend schon früh gekommen und im Büro sei niemand gewesen. Als sie ging, habe sie abgeschlossen. Dann kam ich vor einer Weile, um die Abschriften von Madame Vidots abgehörten Telefonaten abzuliefern. Sie, Monsieur, waren noch nicht hier, also ließ ich mir von Anna Ihren Schlüssel geben und schloss das Büro auf, und da fand ich ihn zusammengerollt und zitternd dort vor, in derselben Verfassung wie jetzt, nur ohne den Mantel.«

Maroc war verblüfft. »Wie ist er da reingekommen? Hat er eine Erklärung?«

»Er war bislang außerstande zu sprechen, er hat offensichtlich Schreckliches erlebt. Wir warten auf den Rettungswagen.«

»Nun, es *muss* eine Erklärung geben!«

Der Wachtmeister schenkte ihm ein höfliches Lächeln. »Wir hofften, *Sie* könnten sie liefern.«

»Wie sollte ich das können? Ich war letzte Nacht nicht hier, ich war zu Hause.«

»Wir haben Ihre Frau angerufen und nach Ihnen gefragt, und sie sagte, Sie seien gestern Abend nicht nach Hause gekommen, Sie hätten ihr gesagt, Sie müssten die Nacht durcharbeiten, in Ihrem Büro.« Die letzten drei Worte wurden mit einer kaum verhohlenen Emphase ausgesprochen, die es fertigbrachte, Maroc bis in sein Innerstes zu treffen.

Er sah wieder auf den zitternden Bemm. Das war unbeschreiblich unmöglich und absurd. Er wusste, dass die ganze Sache eine Falle war, die Vidot ihm gestellt hatte, das war die einzige vernünftige Erklärung, und

sein einziger Gedanke war, den kleinen Kommissar aufzustöbern und ihn bewusstlos zu prügeln. »Ich übernehme mit augenblicklicher Wirkung die Leitung dieser Ermittlung!«, verkündete er.

»Sie waren nicht hier« – Pingeot sah jetzt leicht nervös aus –, »also musste ich jemanden rufen …«

»Und? Und?« Marocs vollständiges Nervenkostüm schrie jetzt wie *ein* Mann. »Was versuchen Sie mir zu sagen?«

»Was ich sagen wollte, ist – ich habe den Polizeipräsidenten angerufen, und er ist schon unterwegs.«

»Was haben Sie gesagt?!«, kreischte Maroc, am ganzen Leibe bebend. »Sie haben Papons Büro angerufen?! Er ist auf dem Weg hierher? Genau in diesem Moment? Sind Sie völlig hirnamputiert? Sind Sie *wahnsinnig*?« Wutschäumend stürzte er sich auf den Wachtmeister, mit dem festen Vorsatz, ihn zu erwürgen. Damit einhergehend fiel der Aktenkoffer aus Marocs Hand. Er knallte auf den Fußboden und platzte auf, sodass sich sein Inhalt überallhin verstreute. Rasend vor Wut, bekam Maroc nichts davon mit und fuhr fort, Pingeot zu würgen.

In ebendiesem Augenblick geschah es, dass der Polizeipräsident von Paris, Maurice Papon, mit raumgreifenden Schritten um die Ecke bog und seinen Schützling, Maroc, von einer mittleren Anzahl von Menschen umringt vorfand, die alle nach Kräften versuchten, ihn daran zu hindern, einen glubschäugigen Untergebenen zu erdrosseln. Unterhalb dieses Ausbruchs von Gewalt saß ein nackter Mann zu Füßen von Marocs Schreibtisch, halb begraben unter einem gigantischen Haufen loser Zehntausend-Franc-Banknoten. Offenbar blind gegenüber den über ihm ringenden Männern, starrte der Nackte mit einem verstörten Ausdruck der Ehrfurcht und Verwirrung in die Welt. Und dies war der letzte Tag von Hauptkommissar Marocs ehemals vielversprechender Laufbahn bei der Polizei.

# II

Noëlle war es satt, sich das Gezänk der alten Geister im Hühnerstall anzuhören. Sie und ihr Huhn hatten das verlassene niedrige Gebäude kurz nach ihrer Flucht vom Bauernhof des Priesters gefunden. Sie war hineingekrochen, um Schutz zu suchen und sich von der Schmach der Schlacht in der Scheune zu erholen. Auch versteckt hatte sie sich, da sie befürchtete, dass Elga sie aufspüren und wegen Feigheit vor dem Feind bestrafen könnte. Sie spielte mit dem Gedanken, nach Hause oder sogar in die verhasste Irrenanstalt zurückzukehren, aber jeder Weg schien nur zu weiteren Bestrafungen zu führen, also blieb sie eben in dem Hühnerstall. Als ihr kalt wurde, raffte sie sich ein primitives Bett aus staubigem altem Stroh zusammen und schlief darin ein. Das Huhn blieb pflichtbewusst an ihrer Seite und hielt Wache.

Am ersten Morgen wachte sie mit lautstark knurrendem Magen auf. Neben ihr auf dem Boden lag ein einsames Ei. Ihr rotes Huhn saß daneben und sah sie mit emotionsloser Miene an. Anfangs zögerte sie, da sie sich an das Grauen erinnerte, das sie wegen des ersten Eies ausgestanden hatte, aber schließlich überwog der quälende Hunger alle Befürchtungen, und Noëlle hob das noch warme Ei schnell auf, knackste es gegen ihr Knie an und öffnete es. Sie schlürfte den Inhalt, Dotter und alles, in einem einzigen Schluck und leckte noch den letzten Rest vom klaren Eiweiß, bevor es aus der Schale tropfen konnte.

Dann hörte sie hinter sich Stimmen. Sie drehte sich um und sah sie an der Wand stehen. Sie erkannte sofort Elga. Der alten Frau guckte die Spitze eines Schlachtermessers aus der Brust heraus. Zu Noëlles großer Erleichterung schenkte Elga ihr keinerlei Beachtung, ging vielmehr ganz in der hitzigen Debatte auf, die sie mit den zwei anderen Frauen führte. Die eine von ihnen, die da, wo früher einmal eins ihrer Augen gewesen war, ein blutiges Loch hatte, schien Elga in einer Noëlle unbekannten Sprache heftig

zu beschimpfen, während die andere mit feierlicher Miene dabeistand und dann und wann nickte, um der ersten beizupflichten. Elga schimpfte lautstark dagegen an, schüttelte heftig den Finger unter deren Nasen und zeigte dann, wie es aussah, auf eine vierte Person, obwohl niemand da war.

Während dieses ganzen ersten Tages richtete keine von ihnen ein Wort an Noëlle, wenngleich sie gelegentlich in ihre Richtung gestikulierten. Die Gemüter wollten sich überhaupt nicht beruhigen, und bisweilen war die Luft im Hühnerstall ganz dick vom Lärm ihres Geschreis. Gelegentlich stapfte Elga in die entgegengesetzte Ecke und blieb, den Rücken den anderen zugewandt, die Arme schmollend vor der Brust verschränkt, allein da hocken. Die Frau mit dem Blutauge brüllte und verfluchte sie, und Elga drehte sich um und brüllte zurück, bis sie schließlich aufstand, zurückstapfte und der anderen Frau wieder heftig mit dem Finger drohte.

Nachdem das einen ganzen Tag lang so gegangen war, versank die Sonne hinter dem Horizont, und Noëlle legte sich wieder hin und deckte sich, ohne weiter auf die alten Frauen zu achten, zum Schlafen mit ihrem Stroh zu.

Als sie am nächsten Morgen aufwachte, war es so kalt, dass sie ihren Atem sehen konnte. Im Stall war es still, und die Frauen waren nicht mehr da. Noëlles Kehle war wie ausgedörrt, also kroch sie aus dem Stall und ins Gesträuch, immer ihrem Huhn nach, das, dem Murmeln eines Baches folgend, einen grasigen Waldhang hinuntertrippelte. Sobald sie ihn gefunden hatten, beugte sich Noëlle darüber und schöpfte sich handvollweise Wasser. Das Huhn seinerseits watete im Seichten und pickte auf die Wasseroberfläche, worüber Noëlle kichern musste.

Sie gingen durch das Sonnengesprenkel der Bäume den sanften Hügelhang wieder hinauf, das Huhn ein paar Schritte vor Noëlle her. Dann krabbelte sie in den Hühnerstall zurück und legte sich ins Stroh. Sie sehnte sich nach der Hotelsuite mit ihrem warmen Bett und den Schokoladen-Éclairs. Der Gedanke entfachte wieder ihren Hunger, und sie sah das Huhn an.

Das Huhn spürte Noëlles Blick und schien leicht befangen zu werden. Es stand auf, schüttelte sein Gefieder und stakste zum Rand des Strohs. Dort drehte es sich einmal um sich selbst und ließ sich dann nieder. Da blieb es in einer fast kontemplativen Haltung ein paar Minuten lang sitzen, warf dabei gelegentlich Noëlle einen Blick zu, schaute aber dann immer sofort wieder weg. Als es aufstand, lag unter ihm ein Ei.

Noëlle schlürfte es aus, und schon Augenblicke später waren die alten Frauen wieder da. Sie brüllten sich nicht mehr gegenseitig an. Jetzt trösteten sie Elga, die auf dem Boden saß und in ihre Hände schluchzte. Die mit dem blutigen Auge beugte sich vor und flüsterte Elga etwas ins Ohr, während sie ihre Schulter streichelte. Nach einer ganzen Weile stand Elgas Geist endlich auf, strich sich den Rock glatt und kam, sich die Tränen und den Rotz aus dem Gesicht wischend, zu Noëlle herüber.

»Also gut jetzt, es ist Zeit zu gehen. Du kannst hier nicht bleiben«, sagte Elga und klatschte in die Hände.

Noëlle war plötzlich nervös. Sie nahm das Huhn und drückte es sich zur Beruhigung an die Brust. »Es tut mir leid, dass ich weggelaufen bin«, sagte sie.

»Ach«, sagte Elga, »vergiss es. Vergangenes bedauern frisst nur die Zukunft auf. Aber jetzt musst du gehen.«

»Wohin?«, fragte Noëlle.

»Als Erstes geh zum Bahnhof und stiehl jemandem die Geldbörse. Such dir dazu jemand Großes aus, sein Gehirn und seine Augen haben es besonders weit bis zu seinen Taschen.«

»Aber ich weiß nicht, wie man Leuten die Geldbörse stiehlt.«

Die Alte nickte. »Das wirst du schon noch lernen. Du musst es nur versuchen. Du wirst eine gute Taschendiebin werden. Wir geben dir einen Schutzzauber mit. Dann nimm den Zug in die Stadt. Wir werden dir dort Hilfe besorgen.«

»Aber was, wenn ich Hunger bekomme? Wie werde ich zu essen bekommen?«

»Oh, das ist einfach.« Elga tauchte abrupt aus ihrem Trübsinn auf und zeigte auf den Vogel. »Du kannst immer das Huhn verkaufen.«

Noëlle drückte sich den Vogel fest an die Brust. »Oh, aber mein Huhn gebe ich nicht her!«

Elga gluckste, ihre Augen waren noch immer blank und nass vom Weinen, aber jetzt funkelten sie. »Keine Bange, dieses Huhn ist gescheit, es wird immer wieder zu dir zurückfinden.«

Noëlle schaute den Vogel an. »Wirklich?«

Die alte Frau nickte. »Ja. Glaub mir, du wirst dieses Huhn noch sehr, sehr oft verkaufen.«

# III

Als er langsam wieder zu sich kam, streckte Will unbeholfen die Hand nach der anderen Seite des Betts aus, wo sie hätte sein sollen. Als er nur das leere Kissen fand, sprang er hastig aus dem Bett und schrie Zojas Namen mit einer Dringlichkeit, die ihn selbst erschreckte. Keiner antwortete, im Zimmer war niemand. Auf dem kleinen Tisch entdeckte er ein Kuvert, auf dem sein Name stand. Der Brief war kurz.

*Lieber Freund,*
*Ihnen einen guten Tag! Ich habe Ihre Freundin Zoja Iljitschowitsch gebeten, mich zur Beantwortung einiger Fragen aufs Kommissariat zu begleiten. Sie befindet sich in Haft. Bitte entschuldigen Sie, dass ich Sie nicht geweckt habe. Es gab zu viel zu erklären. Sobald Sie da sind, sollte die Empfangsbeamtin Ihnen mit jeder erforderlichen Auskunft behilflich sein können. Ich werde dann möglicherweise nicht dort sein, hoffe aber, dass Sie in diesem Fall auf meine Rückkehr warten werden.*

*Mit freundlichen Grüßen,*
*Kommissar Charles Vidot*

Will schoss wie der Blitz aus dem Zimmer. Er knöpfte sich das Hemd zu, während er die Treppe hinunterpolterte, fegte durch das Foyer und hinaus auf die Straße. Es war kein Taxi in Sicht, also lief er los. Autos sausten vorbei, und er reckte den Hals, verzweifelt nach einem Taxi Ausschau haltend. Endlich entdeckte er eines, das gerade um die Ecke der Rue Blanche bog. Will hetzte über die Straße und warf sich dem Taxi in den Weg, das kreischend zum Stehen kam.

Er sprang hinein und rasselte dem Fahrer die Adresse herunter. Ein Blick auf die Uhr verriet ihm, dass es fast fünf war. Während das Radio des Fahrers eine polnische Polka spielte, versuchte Will, sich

zusammenzureimen, was passiert sein konnte. Er erinnerte sich, Zoja zusammen mit dem anderen Burschen, dem, den er in der Traumwelt gesehen hatte, aufs Zimmer getragen zu haben. War dieser Mann Vidot gewesen? Im Brief redete er ihn als »Freund« an, also kannten sie sich vermutlich. Und wo war Oliver? Das Taxi ruckte, bremste und hupte sich mühsam durch den Verkehr, der auf der Place de l'Opéra zum Stocken gekommen war. Will rieb sich frustriert das Gesicht mit beiden Händen. Seine Erinnerung war nebelhaft. Er wusste noch, dass er das Eulengewölle, so wie vom Priester erklärt, geraucht hatte. Dann musste er die Besinnung verloren haben. Er erinnerte sich an keine Träume oder Visionen, nur an ein tiefes, seelenvolles Ruhen. Er versuchte, sich zu erinnern, welcher Tag es war – Freitag? Samstag? Auf der Straße war für ein Wochenende eigentlich zu viel los. Es musste Freitag sein. Beim Gedanken an seine Arbeit schüttelte Will den Kopf. Er hatte sich nicht krankgemeldet, hatte seiner Assistentin keine Nachricht hinterlassen und auch niemanden sonst angerufen. Unter diesen Umständen würde seine Stelle wahrscheinlich nicht mehr lange auf ihn warten.

Er beugte sich zum Fahrer vor. *»Je vous donnerai cinq mille francs de supplémentaire si vous pouvez m'amener au commissariat de police en dix minutes.«*

Die Augenbrauen des Fahrers schossen in die Höhe, und ein strahlendes Lächeln erblühte bei der Aussicht auf fünftausend Francs zusätzlich auf seinem Gesicht. »Okay!«, sagte er auf Englisch, und los ging's. Mittels einer Kombination von plärrender Mehrtonhupe, Tollkühnheit und kreativer Einbeziehung des Bordsteins in das Fahrgeschehen schoss, ruckte, flitzte und raste das Taxi die Avenue de l'Opéra entlang, fuhr dann das rechte Ufer hinauf, bis es den Pont Notre-Dame überquerte und schließlich vor dem Polizeipräsidium hielt.

Will warf dem sichtlich mit sich zufriedenen Fahrer eine Faust voll Franc-Scheine zu, sprang aus dem Wagen und galoppierte in das Gebäude. Drinnen fand er die Empfangsdame. Ja, ja, sagte sie, eine Frau, auf die diese

Beschreibung zutreffe, sei am Morgen eingeliefert worden. Die Beamtin fing an, im vor ihr liegenden Eingangsbuch zu blättern.

»Ja, hallo!«, sagte eine Stimme hinter ihm. Will drehte sich um und erblickte den Mann aus der Scheune, jetzt nicht mehr nackt oder in den vom Priester geborgten Sachen, sondern neu eingekleidet in einen eleganten, offenbar maßgeschneiderten Anzug. »Wir haben noch keine Zeit gehabt, uns richtig miteinander bekannt zu machen. Ich bin Charles Vidot, Kriminalkommissar.« Er sah an seiner Kleidung herab. »Normalerweise bin ich nicht so herausgeputzt, aber ich werde bald meine Frau nach längerer Trennung wiedersehen, und ich möchte den bestmöglichen Eindruck machen.« Er lächelte knapp. »Ich hoffe, Sie haben sich gut erholt.«

»Wo ist Zoja?«, fragte Will.

»Ah«, sagte Vidot, »was das anbelangt, habe ich Neuigkeiten für Sie, ob gute oder schlechte, kann ich nicht sagen. Ich hatte gehofft, sie länger bei uns behalten zu können, aber als ich vom Schneider zurückkam, stellte ich fest, dass sie bereits gegangen war.«

»Sie ist entlassen worden?«

Vidot schien nicht recht zu wissen, was er darauf antworten sollte. »Vielleicht. Oder möglicherweise hat sie sich auch selbst entlassen, mit Hilfe Dritter. Ich weiß es noch nicht.«

»Sie glauben, dass sie ausgebrochen ist?«

Wieder schwieg Vidot kurz, bevor er antwortete. »Ja, das ist meine Vermutung, obwohl das nicht gänzlich unerwartet war. Ich wollte gerade einen Mann aufsuchen, der, wie ich glaube, einiges zur Aufklärung der Angelegenheit beitragen kann. Vielleicht möchten Sie mich begleiten?«

Während er Vidot den Korridor entlang folgte, sah Will sich um. Er war noch nie in einem Polizeirevier gewesen. Das langsame Klappern von Schreibmaschinen, die Berichte tippten, und der Duft von kaltem Zigarettenrauch, gemischt mit dem Geruch von Vervielfältigungstinte, durchtränkten sämtliche Zimmer, die sie passierten. Die Polizeibeamten und Stenotypistinnen, an denen sie vorbeikamen, bewegten sich alle in

einem langsamen, gleichmäßigen Tempo, als ob sie von der Gewissheit durchdrungen wären, dass die Gerechtigkeit zuletzt obsiegen würde – oder als wäre ihnen die Frage schlicht vollkommen egal. Am Ende des Korridors erreichten sie eine geschlossene Tür, die Vidot öffnete, ohne anzuklopfen. Ein älterer Mann, der an einem Schreibtisch saß, stand bei ihrem Erscheinen auf. Er sah schon jetzt nervös aus.

»Kommissar Vidot«, begann der Mann und zog seinen Schlips gerade, »es ist schön, dass Sie wieder da –«

»Lecan, bitte, bleiben Sie sitzen«, sagte Vidot knapp und ließ sich auf einem Stuhl gegenüber von dem Mann nieder. Dann starrte er schweigend den älteren Ermittler an. Will blieb stehen, beobachtete die beiden und versuchte zu erraten, was los war, bis Vidot sich an ihn erinnerte. »Ach ja, das ist mein amerikanischer Freund, Monsieur – tut mir leid, Will, ich weiß Ihren Nachnamen nicht.«

»Van Wyck.«

»Ah, ja, ein Niederländisch-Amerikaner? Schön. Nun, Monsieur Van Wyck, das ist ein Kollege von mir, Inspektor Lecan. Und jetzt, wo wir uns miteinander bekannt gemacht haben, Lecan, könnten Sie uns bitte erzählen, was mit unserem Häftling Zoja Iljitschowitsch geschehen ist?«

»Mit wem?« Inspektor Lecan grinste, sichtlich bemüht, den Eindruck zu erwecken, als hätte er den Namen noch nie gehört.

Vidot schüttelte tadelnd, fast neckisch den Zeigefinger. »Na, na, Lecan, versuchen Sie nicht, uns hinters Licht zu führen, erzählen Sie uns, was Sie mit ihr gemacht haben. Ich habe drei Beamte gefunden, die bezeugen können, dass sie zuletzt unter Ihrer Aufsicht gesehen wurde, also teilen Sie uns bitte mit, was vorgefallen ist, oder wir werden die zuständige Behörde einschalten müssen.«

Will machte ein verwirrtes Gesicht. »Warten Sie mal, sind nicht *Sie* die zuständige Behörde?«

Vidot nahm ein Päckchen Zigaretten von Lecans Schreibtisch. »Vielleicht sind wir das«, sagte er und zog sich eine heraus, »vielleicht sind wir aber

auch einfach drei Männer, die sich über ein hübsches Mädchen unterhalten, wie Männer das oft und gern zu tun pflegen. Also, was haben Sie zu sagen?«

Lecan sah ihn argwöhnisch an. »Wollen Sie damit sagen, dieses Gespräch ist inoffiziell?«

Vidot lächelte und breitete die Hände aus. »Natürlich.«

Lecan rutschte auf seinem Stuhl herum, er sah nervös aus. »Nein, das geht zu weit. Was ich Ihnen zu sagen habe, muss absolut hanebüchen klingen. Sie werden glauben, ich sei verrückt. Wer weiß, vielleicht bin ich ja wirklich verrückt. Maroc hat wahrscheinlich recht, er meint, wenn ich weiter so saufe wie ein Belgier, bringe ich mich noch um.«

»Sie wären überrascht, was mein Freund und ich nicht alles zu glauben bereit sind«, sagte Vidot.

»Tja, dann …« Der alte Ermittler sah, während er erzählte, auf seine Hände. »Zunächst einmal dies: Ich habe sie vor kurzem schon einmal gesehen, ich glaube, es könnte letzte Woche gewesen sein. Sie ging die Straße entlang, während ich vor dem Café de Flore saß. Ich wusste sofort, dass sie es war, obwohl es unmöglich erschien. Ich hatte sie seit vielen Jahren nicht gesehen, und dennoch war sie nicht um einen Tag gealtert. Ich erzählte Maroc davon, und natürlich lachte er mich aus.«

Lecan schüttelte den Kopf, als ob er es selbst nicht glaubte. »Als ich dann heute Morgen zum Dienst kam, sah ich ihren Namen im Verzeichnis. Ich erkannte ihn sofort. Ich sag Ihnen, mir ist fast das Herz stehengeblieben! Ich musste sie mit eigenen Augen sehen. Und tatsächlich, da war sie, allein in der Arrestzelle. Es war fast so, als hätten die Engel des Himmels sie aus den Schatten der Vergangenheit hervorgeholt, um mich zu verspotten und mir zu zeigen, wie alt ich geworden bin.«

»Sie sind zu selbstbezogen«, sagte Vidot.

»Ja, vielleicht.« Lecan lächelte. »Wie auch immer, der Diensthabende teilte mir mit, Sie hätten Anweisung gegeben, sie nicht zu stören, aber ich musste mit ihr sprechen. Ich *musste* es einfach! Also kehrte ich den

Vorgesetzten raus und ließ sie in eins der Vernehmungszimmer raufbringen.«

Als er jetzt fortfuhr, rutschte Lecan wieder nervös auf seinem Stuhl herum. »Ich ging direkt hinein und stellte mich ihr vor. Wir waren unter uns, saßen uns allein gegenüber. Sie war so elegant, so attraktiv, ich fand sie erregend. Ich fing an, schnell, impulsiv zu reden. Anfangs erinnerte sie sich nicht an mich, aber dann sagte ich ihr, wo wir uns kennengelernt hatten, in Frankfurt, vor all den Jahren. Ich schilderte die Nächte, in denen wir ausgegangen waren, und was sie angehabt hatte, ihre federgeschmückte Toque, ihren Samtmantel, den Hermelinmuff, den sie immer trug. Endlich lächelte sie, sie erinnerte sich oder tat auch nur so, als ob. Ja, bestätigte sie, sie fand es auch seltsam, dass sie noch so jung aussah, während ich – wie formulierte sie es noch mal? – ›so alt wie eine Schildkröte‹ geworden sei. Ich sagte, der Gedanke habe auch mir zu schaffen gemacht, denn ich war damals sehr jung gewesen. Sie sagte, sie wende einen ›Schönheitszauber‹ an, den sie von einer alten Freundin gelernt habe. Sie fragte mich, ob ich an echte Magie glaubte, also nicht lediglich an Illusion oder Taschenspielertricks. Ich sagte, ich wüsste nicht, was sie meinte. Sie fragte, ob ich glaubte, dass es echte Magie gebe, und ich verneinte, emphatisch, solche Dinge, sagte ich, kämen nur in Märchen und Kindergeschichten vor. Dann fragte sie, ob ich an Verwünschungen glaubte. Das war eine seltsame Frage, aber allmählich wurde das ganze Gespräch recht unverständlich, sie hatte mit Schönheitstricks angefangen, und jetzt war sie bei Verwünschungen angelangt. Jedenfalls sagte ich wieder nein, Verwünschungen seien dasselbe wie Magie, alles ein einziger Schwindel. Da wurde sie ganz ernst, ihre Augen wurden groß, und ich schwöre, ein Schatten schien über ihr Gesicht zu ziehen. Sie sagte, ich würde bald feststellen, dass ich mich irrte, weil es nämlich sehr wohl Verwünschungen gebe.

Dann sagte sie, sie würde es mir hier und jetzt beweisen, indem sie mich mit einer Verwünschung belegte. Ich bat sie, das nicht zu tun, und sie

lachte und sagte, ich bräuchte mir keine Sorgen zu machen, schließlich hätte ich erst vor wenigen Augenblicken gesagt, dass ich an derlei Dinge gar nicht glaubte. Außerdem, sagte sie, sei es nur eine kleine, simple Verwünschung. Sie sagte, sie ginge so: Ich würde nach und nach verschwinden, die absolute graue Einsamkeit des Todes schon lange vor meinem Ableben erfahren. Als Erstes, sagte sie, würde meine Frau aufhören, auf meine Stimme zu reagieren. Dann würden meine Kinder, die zwar erwachsen sind, mich aber nach wie vor jeden Sonntag besuchen, aufhören zu kommen. Kollegen würden mich nicht mehr in ihre Gespräche einbeziehen. Alte Freunde würden meinen Namen vergessen. Briefe, die ich schrieb, würden unbeantwortet bleiben, Anrufe von mir würden die Telefone in Zimmern voller Menschen klingeln lassen, aber niemand würde abnehmen. Kellner würden meine Bestellung ignorieren oder sie völlig durcheinanderbringen. Wenn ich ins Kino ginge, würde man sich an der Kasse weigern, mir eine Eintrittskarte zu verkaufen – nicht aus Unfreundlichkeit, sondern weil man mich nicht sah, außer ich schrie und wedelte mit den Armen. Am Ende würde ich von meiner eigenen Einsamkeit zerstört werden, vollkommen verloren, eine leere und unsichtbare Hülle, verlassen von allen, die ich je geliebt hatte, ja selbst von bloßen Passanten auf der Straße, denn niemand würde mich zur Kenntnis nehmen, ich würde ein lebendes Gespenst in ihrer aller Mitte sein.

Ich saß da wie erschlagen von ihren Ausführungen und sagte kein Wort. Sie sagte: ›Wollen Sie es ausprobieren? Nehmen Sie das Telefon und rufen Sie jemanden an, den Sie kennen, Ihre Frau oder einen Freund, wählen Sie jetzt die Nummer, und passen Sie auf, ich garantiere Ihnen, es wird niemand abnehmen.‹ Ich machte ein spöttisches Gesicht, denn zufällig wusste ich, dass meine Frau in dem Moment zu Hause war, um den wöchentlichen Besuch der Putzfrau zu beaufsichtigen – Sie müssen wissen, meine Frau meint, unsere Putzfrau sei eine Diebin, also beäugt sie jede ihrer Bewegungen wie ein Habicht. Also nahm ich den Hörer und wählte meine Nummer. Während ich wählte, zeigte Zoja auf mich und machte ein

paar seltsame flüsternde Geräusche. Ich achtete nicht weiter darauf, denn jetzt klingelte das Telefon. Ich habe es bestimmt zwanzigmal läuten lassen, aber keine Menschenseele hat abgenommen. Zoja lächelte, während sie mich dabei beobachtete, wie ich den Telefonhörer hielt, der mir plötzlich unvorstellbar schwer erschien, wie ein gewaltiger Felsblock, der mich auf den Grund des Meeres zog. Ich weiß, es klingt irrational, aber es fühlte sich abgründig und grauenvoll an. Ich schwöre, der Anblick dieser alterslosen Kreatur, die da vor mir saß, während das Freizeichen unaufhörlich in mein Ohr tutete, ließ mich vor Angst erstarren, wie es selbst unmittelbare Todesgefahr nie vermocht hat. Ich legte langsam auf und fragte sie, was sie wollte. Zoja schenkte mir ein kleines Lächeln und sagte, ich sollte sie aus dem Kommissariat hinaus und zum nächsten Café begleiten, wo wir voneinander Abschied nehmen würden. Und so unglaublich das auch klingt: Genau das taten wir. Wir standen auf, und ich eskortierte sie am Empfangsschalter vorbei, durch die Haustür und rüber zum Café Balzac. Ich bestellte für uns beide einen Café au Lait. Ich bat sie: ›Wenn ich hier weggehe – bitte geben Sie mir Ihr Wort, dass Sie dann diesen Fluch aufheben!‹, und sie versprach es mir. Und so« – Lecan zuckte die Achseln – »trennte ich mich dort von ihr.«

Die Männer saßen schweigend da und ließen Inspektor Lecans Geschichte auf sich wirken. Endlich sprach Vidot. »Und haben Sie Ihre Frau noch einmal angerufen?«

»Ja, als Allererstes, sobald ich wieder im Büro war. Sie war natürlich zu Hause. Sie sagte, sie müsse offenbar das Klingeln überhört haben. Dann begriff sie nicht, warum ich am Telefon weinte.« Vidot nickte feierlich und voller Verständnis. Will starrte sprachlos vor sich hin. Lecan lehnte sich zurück. »Also, was nun, Vidot? Werden Sie mich anzeigen?«

Der jüngere Kommissar schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht, dass das nötig ist. *Sie* trifft mit Sicherheit keine Schuld. Ich hatte schon vermutet, dass Zoja Iljitschowitsch nur eine kleine Weile bei uns bleiben würde, wenngleich ich gehofft hatte, mich wenigstens ein Mal mit ihr

unterhalten zu können, bevor sie uns verlassen würde. Ich habe viele Fragen an sie. Ich könnte mir vorstellen, dass Ihr Freund Maroc wütend auf Sie gewesen wäre, aber, nun ja, jetzt hat er eigene Sorgen. Ich sehe also keinen Grund für Sie, etwas zu befürchten.« Er stand auf. »Danke für Ihre Offenheit, ich weiß sie aufrichtig zu schätzen. Unsere Angelegenheit ist hiermit erledigt.«

Und er verließ das Büro, und Will, noch immer sprachlos wegen all dem, was er gehört hatte, folgte ihm. »Ich kapier's nicht«, sagte er, dem Kommissar auf den Fersen.

»Ich ebenso wenig, aber es gibt nun einmal Antworten, für die mir die Zeit fehlt. Wir müssen uns schließlich um unser eigenes Leben kümmern, nicht wahr? Ich werde Ihnen nicht weiter die Zeit stehlen, Monsieur. Es war mir ein besonderes Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich muss eine Warnmeldung wegen Ihrer Freundin ausgeben.«

»Eine Warnung? Aber sie –«

»Sie ist eine wunderschöne Frau, Monsieur, aber sie ist sehr gefährlich. Keine Sorge, ich bin sicher, wir werden sie nicht fassen können, sie ist ausgeruht und äußerst befähigt. Aber es sind zweifellos auch andere jetzt in diesem Moment auf der Suche nach ihr – darunter einige sehr mächtige und nicht sonderlich wohlgesinnte Personen. Ich vermute, dass sie geschickt genug ist, sich ihnen zu entziehen, aber dennoch glaube ich, es wäre besser für alle Beteiligten, wenn sie die Stadt verließe. Wir können es uns nicht leisten, ein Mädchen wie dieses auf unseren Straßen frei herumlaufen zu lassen. Wie unsere Dichter nicht müde werden, uns in Erinnerung zu rufen, besitzt Paris schon so einen besonderen Zauber.« Er lächelte. »Leben Sie wohl, ich hoffe, wir treffen uns einmal unter günstigeren Umständen wieder.«

Vidot entfernte sich und verschwand hinter einer Biegung des Korridors. Will blieb dort stehen, inmitten des Schreibmaschinengeklappers und des Zigarettendunstes und der ganzen fluoreszierenden Bürokratie, mehr als

nur leicht unschlüssig, welche Richtung er einschlagen sollte.

# IV

Der Wissenschaftler saß auf seinem Metallhocker und widmete sich konzentriert den vor ihm aufgereihten Reagenzgläsern, entstöpselte ihre Claisen-Aufsätze und gab exakt abgezählte Tropfen hinein, alles mit einer ruhigen Sorgfalt, die nur wenig von der Gereiztheit verriet, die durch all seine Nerven summte. Er war erschöpft und aufgebracht, wütend auf sich selbst, dass er sich durch Elgas und Zojas Erscheinen so sehr hatte ablenken lassen. Aber wer hätte je gedacht, dass sie wieder auftauchen würden? Es war unglaublich! Nach wie vielen Jahren? Doch es war vollkommen nebensächlich, er hatte es zugelassen, dass diese alten, rudimentären Regungen sein Handeln bestimmten, wo seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die anstehende Aufgabe hätte fokussiert sein sollen. Er hatte das Gefühl, den Obsessionen seines alten Chefs Huss zum Opfer gefallen und einem angeborenen Bedürfnis nach Genugtuung erlegen zu sein. Aber solches Streben nach ausgleichender Gerechtigkeit war nie von Nutzen, und bei der Bewältigung seiner Aufgabe war es sogar durch und durch hinderlich. Er hätte unbeteiligt bleiben, es seinen Kollegen überlassen sollen, die Sache in Ordnung zu bringen, denn das war deren Angelegenheit, nicht seine. Diese Frauen gehörten der Vergangenheit an, und sie verursachten erwartungsgemäß genau das, was sie immer verursachten, wenn man sie aufstöberte: Blutvergießen, Chaos und Tragödien. Er war nur zu froh, das alles abzuhaken, sie die Sache unter sich austragen und ihre kleinen, provinziellen Verbrechen verüben zu lassen – er hatte damit nichts zu schaffen.

Als er zum Labor zurückgekehrt war, hatte er die Amerikaner dort vorgefunden, die auf ihn warteten, nachdem General Strong den französischen Polizisten mit dem Geld abgewimmelt hatte, das eigentlich für ihn bestimmt gewesen war. Dann waren die ganzen Fragen gekommen. Bendix hatte Strong nur das erzählt, was dieser seiner Ansicht nach wissen

musste, und hatte einige wichtige Details ausgespart. Strong hatte erraten, dass hinter der Sache mehr steckte, und der Gesprächston war hitziger geworden. Irgendwann hatte Strong Bendix sogar als einen »bösartigen, widerlichen kleinen Nazi« tituliert (eine gar nicht seltene Anschuldigung, die Bendix jedes Mal beleidigte, da er die Schweizer Staatsangehörigkeit besaß und während des Krieges zwar die Deutschen beraten hatte, aber *streng genommen* nie Mitglied der NSDAP gewesen war). Am Ende wollte Strong den Laden dichtmachen und den gesamten Vorrat des Präparats mitnehmen, aber Bendix verweigerte die Herausgabe und erklärte Strong, er könne die Ware haben, sobald er mit dem Geld zurückgekommen wäre. Im Gegenzug erklärte sich Bendix dazu bereit, diese letzte Charge fertigzustellen.

Er hatte gehofft, weitere klinische Untersuchungen durchführen zu können, aber dafür war keine Zeit mehr. Außerdem waren ihm die Versuchspersonen ausgegangen, und er hatte keine Ahnung, wo er ohne Brandons Hilfe weiteres Material finden sollte. Aber es war schon in Ordnung, die Hauptsache war geschafft. Das Präparat mochte noch ein paar Unvollkommenheiten aufweisen, aber die konnte das US-Militär allein ausbügeln. Der Verein hatte schließlich jede Menge Versuchskaninchen an der Hand.

Er rief sich die monumentale Bedeutsamkeit dessen, was er hier erreicht hatte, ins Gedächtnis. Was Fermi, Oppenheimer und Teller mit dem Atom geleistet hatten, hatte er mit der menschlichen Psyche vollbracht.

Die zwei Männer, die Strong zur Bewachung des Gebäudes vor der Hintertür postiert hatte, wanden sich, violett im Gesicht, die Hände krampfhaft um die Kehle gekrallt, auf dem kalten Kopfsteinpflaster der Gasse und rangen verzweifelt nach Luft für einen letzten, pfeifenden Atemzug.

Nebeneinander auf dem langen Arbeitstisch blubberten, zischten und dünsteten verschiedene Borsilikat-Eprouvetten und übertönten Zojas Schritte. Bevor Bendix ihre Anwesenheit gespürt hatte, stand sie auch

schon hinter ihm und berührte sanft den kritischen Punkt an seinem Nacken, an dem *Musculus occipitalis* und *Musculus trapezius* sich begegnen.

Er hätte sofort reagiert, doch er konnte es nicht. Er war paralysiert.

Sie trat vor ihn und lächelte. »Tut mir leid. Sie laufen immer so gerne weg, und ich musste sicherstellen, dass Sie bei mir bleiben würden. Aber keine Sorge«, sagte sie und verließ seine statische Sichtlinie, »ich werde Sie nicht lange aufhalten.«

Sosehr er auch alle seine Muskeln anspannte, verzweifelt bemüht zu sehen, was sie vorhatte, stellte Bendix fast, dass er völlig erstarrt war, wie auf seinem Hocker festgewachsen, sämtliche Muskeln, die er gern bewegt hätte, waren völlig versteinert. Seine Augen huschten in immer größerer Panik umher. Er konnte hören, wie sie die Glasschränke öffnete, Gegenstände herausnahm und auf die Metallarbeitsfläche legte, und dann weiteten sich seine Pupillen, als er das vertraute Klimpern der Injektionsspritze hörte, die aus ihrem mit Samt ausgeschlagenen Etui genommen wurde. »Sie können von Glück sagen, dass ich es bin«, sagte sie mit einer Stimme, die fast besänftigend klang. »Wenn Elga noch lebte, wären Sie längst stocktaub und könnten dabei zusehen, wie sie ihre blutigen Ohren verspeist. Dann würde sie Ihnen eine Gabel in ein Auge stechen und es herausziehen. Sie könnten ihr mit Ihrem verbliebenen Auge dabei zuschauen, wie sie Ihr anderes kaut – so lange, wie sie Ihnen Zeit lassen würde.« Zoja erschien wieder in seinem Gesichtsfeld. »Vielleicht würde sie Sie sogar am Leben lassen, damit Sie Ihre Qualen nach Herzenslust auskosten könnten. Was mich angeht, ich bin nicht so grausam, ich verspreche Ihnen, ich werde Sie sterben lassen. Aber wehtun wird es, glaube ich, schon.« Sie hielt die Nadel in die Höhe »Schließlich sind Ihre seltsamen Gerätschaften ganz neu für mich, da werden Sie also ein bisschen Nachsicht mit mir haben müssen« – sie lächelte –, »auf dem Gebiet bin ich noch Jungfrau.«

Es tat wirklich weh, und schon nach der ersten Injektion war der Schmerz so unerträglich, dass er den verzweifelten Drang zu schreien

verspürte, aber seine Lähmung verhinderte selbst dieses letzte, hilflose Sichaufbäumen. Er wusste, dass ihm nur noch wenig Zeit blieb, vielleicht nicht einmal eine Minute, bis die Droge ihre Wirkung entfaltete. Die Schmach seiner Niederlage nagte an seinem Stolz, es verlangte ihn nach irgendeinem Werkzeug, einem Kniff, um sie zu zerschmettern, zu zerfleischen, um ihr dieses spöttische Lächeln von den Lippen zu wischen. Sie saß vor ihm auf dem hohen Metallhocker und redete weiter, ruhig, beschwichtigend, und sah ihm in die Augen, während er die durchbohrende Qual erduldete und innerlich gegen den Zauberbann ankämpfte. »Finden Sie es nicht kurios, dass unsere Lebenswege sich gekreuzt haben? Nach so vielen Jahren? Haben Sie je darüber nachgedacht? Ich schon. Unglaublich, selbst für einen Zufall. Was sagt Ihnen Ihre wissenschaftliche Vernunft darüber, Herr Doktor? Welche Naturkraft hat uns zueinandergezogen? War es die Elektrizität? Die Schwerkraft? War es Gott?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, wir haben keinen Gott, nicht wahr? Das eine haben wir gemeinsam. Aber was war es dann? Können Sie es erraten?« Im Zimmer wurde es dunkler; ihm blieben nur noch Sekunden, bis die Albträume kommen würden. Er wollte sich nicht ausmalen, welche Visionen jetzt, in diesem Moment, aus seinem Unterbewusstsein aufstiegen, als gewaltige, tobende Wand auf ihn zustürmten wie eine Gewitterfront, die über eine friedliche Ebene hereinbricht. Er war intelligent genug, von Grauen erfüllt zu sein. Jetzt konnte er Zojas Stimme kaum noch hören. »Leben Sie wohl«, flüsterte sie, streckte die Hand aus und streichelte ihm sanft über die Wange. Es war die letzte menschliche Berührung, die er verspürte, ehe die Finsternis seines Lebens explodierte.

Während der folgenden zwanzig Minuten baute sie die Albträume weiter aus, indem sie methodisch die Spritzen aufzog und jede einzelne in seinen bleichen, reglos daliegenden Arm entleerte. Schließlich, während er bewegungsunfähig, mit lodernden Augen dasaß, in den grotesken Phantasmagorien seiner delirierenden, makabren Psyche verloren, stand sie auf und ging zum Bücherregal. Sie nahm sich die Nachschlagewerke und

Monographien einzeln vor, riss die Seiten heraus und verstreute sie über den Fußboden. Dann hielt sie eine Handvoll Papier über einen Bunsenbrenner, und sobald es Feuer gefangen hatte, ließ sie es auf den Boden fallen. Die Flammen breiteten sich rasch aus. Als sie ging, fragte sie sich, was die Nachbarn und überhaupt die Einwohner des 6. Arrondissements in ihren eigenen Träumen entdecken würden, wenn sie der Rauch erst erreichte.

# V

*Zwölftes Hexenlied*

Einer ex und hopp, ja, der haarlose Wüterich ist weg,
wirkstarkes Gift für die verflohte Töle, damit’s auch dauert,
damit’s auch wehtut, wenn sein Geist veitstanzt zu Glut-Stummeln,
die seine verseuchte Seele aus dem Höllenschlund hervorspie –
alles zum gerechten Lohn für alles Böse.

Also atmen wir jetzt, die Ur-Geschwister, aus,
da unser bitterster Weg beendet ist
und ein guter Wind schon bald
den Löwenzahn-Samen zum Tanz führen wird
über die schwärzliche, stürmische See,
hin zur bergenden Bucht,
hin zur ersehnten Unsterblichkeit.

Denn kein Mensch möchte ewig sein
und allein.

# VI

Der Priester traf den Kommissar am Eingang des Irrenhauses an. Vidot hielt eine braune Einkaufstüte im Arm. »Ah, danke, dass Sie gekommen sind. Und bitte schön«, sagte er und übergab Andrej die Tüte. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen für Ihre Großzügigkeit bin.«

Als er hineinschaute, fand der Priester darin die Kleidungsstücke, die er Vidot drei Tage zuvor in der Scheune geliehen hatte, jetzt alle säuberlich gefaltet. Er sah wieder auf den Ermittler. »Sieht wie ein neuer Anzug aus, was Sie da anhaben.«

»Ist es auch!«, grinste der Kommissar. »Wie scharfsichtig von Ihnen. Er war viel teurer, als ich sonst zu bezahlen gewohnt bin, aber, nun ja, ich muss vorzeigbar aussehen. Schließlich kehre ich heim. Doch kommen Sie, wir sind nicht hier, um über mich zu reden.« Er nahm den Priester beim Arm und führte ihn hinein in die Anstalt. »Die Schwestern haben mir erzählt, dass Sie hier gelegentlich aushelfen.«

Der Priester nickte, unschlüssig, worauf das alles hinauslaufen sollte. »Ich tu, was ich kann, eine Messe pro Woche, Gedenkgottesdienste nach Bedarf.«

»Ja, ja, das ist äußerst liebenswürdig von Ihnen«, sagte Vidot leicht zerstreut, sichtlich in Gedanken woanders. Als sie sich den zwei Frauen am Empfang näherten, legte er seinen Ausweis vor. »Guten Tag, mein Name ist Vidot, Kriminalpolizei Paris, und das ist mein Kollege. Ich habe vorhin angerufen.«

Die Schwestern sahen beide sternäugig und hilfsbereit aus, aber es war offenkundig, dass sie keine Ahnung hatten, wovon Vidot sprach. Wer immer es war, mit dem Vidot zuvor gesprochen hatte, war offensichtlich nicht dazu gekommen, die Information weiterzugeben.

»Ein Mann, der gestern eingeliefert wurde?«, sagte Vidot, in der Hoffnung, Klarheit in die Sache zu bringen. »Der Mann, der auf einem

Polizeirevier aufgefunden wurde?«

Hier ertönte ein zweistimmiges »Ohhh!«, und ihre Gesichter verfielen in feierliche Mienen der Anteilnahme. Vidot nickte ihnen höflich zu.

Minuten später blickte der Priester auf eine magere, zitternde Gestalt hinunter, die, in der Ecke ihrer Matratze zusammengerollt, vor sich hin brabbelte. Vidot kniete sich neben das Bett und nahm die Hand des Patienten. In der Miene des Kommissars drückte sich ein so tiefes Mitgefühl mit der daliegenden Kreatur aus, dass Andrej die Frage stellen musste: »Ist er ein Angehöriger von Ihnen?«

Ohne die Augen von dem Mann zu wenden, nickte Vidot. »In gewisser Weise ja, er ist mir ein Bruder, wie kein anderer es jemals sein könnte, insofern wir eine einzigartige, schreckliche Erfahrung geteilt haben. Aber blutsverwandt sind wir nicht, nein. Er war früher mein Kollege. Sein Name ist Bemm.«

»Bemm. Ich verstehe. Und was ist Monsieur Bemm zugestoßen?«

»Wir waren zusammen auf einer Reise, er und ich. Wir waren auf dem Weg ins Kommissariat, in dem wir beide arbeiten. Dann wurden wir angegriffen und voneinander getrennt. Ich dachte, er sei gestorben, doch das war er nicht, er hatte es aufs Revier geschafft und wartete auf mich, wie ich vermute, oder allgemein auf Hilfe und wurde in seiner Einsamkeit langsam verrückt. Und dort hat man ihn gefunden, verwandelt in … das da.« Vidot beugte sich vor und strich dem zitternden Kranken das Haar aus der Stirn. »Physisch ist er gesund, sein Körper ist unversehrt. Aber sein Verstand – tja, er scheint Realitäten begegnet zu sein, die letztlich sein Fassungsvermögen sprengten. Viele Menschen brauchen die Gewissheit solider Mauern und klarer Fenster, doch dann stoßen sie auf Rätsel, die sie nicht lösen können.«

Der Priester wusste das nur zu gut. »Ja, es gibt viele.«

»Und wenn solche Geheimnisse einen einhüllen und überwältigen, na ja, wenn man nicht darauf gefasst ist …« Vidot deutete unbestimmt auf Bemm.

Der Priester sah auf den liegenden Mann. »Was kann ich für ihn tun?«

»Sitzen Sie bei ihm, sprechen Sie zu ihm, beruhigen Sie ihn«, sagte der Kommissar. »Er braucht einen Freund an seiner Seite, jemanden, der an ihn glaubt, und obgleich ich Sie nicht besonders gut kenne, spüre ich, dass Sie einer der wenigen Menschen auf Erden sind, die ihm helfen können.«

»Ich kann's versuchen.«

»Gut, gut! Ich wusste, dass Sie das sagen würden. Oder zumindest habe ich das gehofft.« Der Kommissar beugte sich vor und sprach sanft zu dem Kranken. »Hören Sie, Bemm, wir sind jetzt in Sicherheit. Es ist vorbei. Sie können diesem Mann, diesem Priester, die Wahrheit sagen, er wird sie verstehen. Wir sind jetzt in Sicherheit, Bemm.« Wieder nahm er die schlaffe Hand des Kranken in seine. »Wir sind in Sicherheit.«

Der Kommissar erhob sich und setzte seinen Hut auf. Mit einem herzlichen, dankbaren Lächeln gab er Andrej die Hand und ließ den Priester allein mit Bemm, der seine Haltung oder Miene nicht verändert hatte und bibbernd auf der Pritsche lag.

Andrej setzte sich auf die Bettkante und starrte in Bemms verwilderte Augen. Er streichelte die Stirn des Mannes. Er dachte an das, was Vidot über die Geheimnisse gesagt hatte. Ihm wurde bewusst, dass er selbst es vor vielen Jahren aufgegeben hatte, sie verstehen zu wollen, und seitdem nur noch versucht hatte, in der wirbelnden, strudelnden, stürmischen Welt, die ihn auf ihrem gewaltigen elliptischen Flug durch die Finsternis mit sich trug, nicht unterzugehen.

Er war das Opfer eines seltsamen Geschicks gewesen, aber nicht so wie dieser Mann hier und auch nicht wie sein Bruder. Er stellte sich vor, er sähe auf Max hinunter, der jahrelang, in einem anderen Körper, einem anderen Leben gefangen, unvorstellbare Schrecken erlitten hatte. Er erinnerte sich, wie oft er sich vorgestellt hatte, was er zu seinem Bruder sagen würde, wenn Max je wieder heil zu ihm zurückkehren würde, wenn ihnen beiden je das Glück beschieden sein sollte, in einem Zimmer zu stehen und einander in die Augen zu sehen. Er erinnerte sich, dass diese imaginären Gespräche stets auf die gleiche Weise begannen, mit demselben Satz, den

Worten, die nach seiner Überzeugung das in Vollkommenheit ausdrückten, was jeder Mensch sich von einem anderen zu hören wünschte, was die Liebe in ihrem eigentlichsten Wesen ausmachte, was die Bande von Freundschaft und Verwandtschaft mehr als alles andere bedeuteten. Also legte er die Hand sanft auf Bemms Schulter und sprach, leise, langsam, den Satz, immer und immer wieder, als sei er ein Gebet: »Ich bin so froh, dass du da bist.«

# VII

Will lag in seinem Bett und hörte, wie die Wohnungstür knarrend aufging. Er war zu erschöpft, um sich von der Stelle zu rühren. Schön, komm rein, Monster, dachte er, wer immer du sein magst, Spion, Soldat, Polizist, Priester, Gespenst, komm nur herein. Er konnte sich schon denken, wer es war.

Er war spät heimgekommen, nachdem er lange durch die Straßen geirrt war, unsicher, wo er jetzt eigentlich sein sollte. Er hatte von einer Telefonzelle aus bei Oliver angerufen, und als niemand abnahm, hatte er das zerfledderte Telefonbuch durchgeblättert, bis er die Nummer der *Gargoyle Press* gefunden hatte. Auch da nahm keiner ab. Als er endlich den langen Marsch nach Hause zurückgelegt hatte, lag in seinem Briefkasten eine Nachricht von seiner Firma mit der Bitte, sich zu melden. Es sah so aus, als würde man sich dort um ihn Sorgen machen, vielleicht wollte man aber auch nur die letzte Formalität seines Rausschmisses erledigen. Doch er hatte keine Lust, jetzt die Agentur anzurufen. Er holte die übrigen Postsendungen und Zeitungen heraus und ging in die Wohnung, wo er sich eine Zigarette ansteckte, einen Whisky einschenkte und dann auf dem Sofa zusammenbrach.

Die Sonne ging unter, und die Dämmerung tuschte die Rosatöne des Spätherbstes auf die Fensterscheiben. Im letzten Licht des Tages trank er in kleinen Schlucken seinen Drink und warf einen Blick in die Zeitung. Es gab keine Meldung von irgendwelchen Schießereien in irgendwelchen Scheunen. Es stand überhaupt nichts drin, was ihn interessiert hätte. Auch als der letzte Rest Sonne verschwand, ließ er das Licht ausgeschaltet und ging ins Bett. Die Dunkelheit verschlang das Zimmer und ertränkte ihn in Schwärze, als er in einen tiefen Schlaf versank.

Er wusste nicht, wie spät es war, als er das Türschloss hörte, aber bei dem Geräusch klappten seine Augen schlagartig auf. Eine Bodendiele

knarrte, dann Stille. Dann sah er ihre Silhouette schattenhaft ins Zimmer schlüpfen. Sie zog den Reißverschluss ihres Rocks hinunter und streifte ihre Strümpfe ab. Sie kroch zu ihm unter die Decke, und er nahm sie liebevoll in die Arme. Sie roch, als habe sie an einem Lagerfeuer gesessen.

Er stellte keine Fragen. Er küsste sie im Nacken, er schlang die Arme um sie und zog sie an sich, sie erschauerte und packte seinen Kopf mit beiden Händen, ihre Bewegungen waren heftig und hungrig, sie küsste seinen Hals und seine Wangen, bis ihre Lippen endlich seine Lippen fanden. Sie küssten sich lange.

Sie sprach kein Wort. Irgendwann rollten sie sich auf dem Bett herum, bis sie auf ihm war. Er richtete sich auf und sog ihre Brustwarze in den Mund, und sie umklammerte ihn mit beiden Beinen. Er zog sie mit sich herunter und glitt in sie hinein. Während sie sich miteinander bewegten, sah er ihr unverwandt in die Augen; sie versuchte, seinem Blick auszuweichen, aber er hielt sie fest und gab sie nicht frei. Endlich sprachen ihre Augen zu ihm. Ihre Augen sagten: Worte sind zu schwach, zu gering, sie sind immer ungenügend, selbst die reinsten und schlichtesten Sätze versagen. Ihre Augen sagten: Sieh dich an, wer du bist. Als ich dich traf, hast du geschlafen, aber jetzt bist du wach, also bleib wach! Ich brauchte dich nicht, und ich wollte dich nicht, und doch bist du jetzt da, wach in meinem Körper und in meinem Herzen. Dann sagten ihre Augen: Dies ist das letzte Mal. Ihre Augen sagten: Ich verlasse dich, geh mir nicht nach. Auf meinem Weg wartet nichts als Schmerz. Also küss mich zum Abschied. Küss mich. Bitte. Küss mich. Und ihre Augen weinten.

Er antwortete, indem er sie herumdrehte, sodass er auf ihr lag, die Lippen fest auf ihre drückte und ihr Gesicht mit beiden Händen fest umklammerte. Bleib hier, sagte er ohne Worte, bleib bei mir, sagte er und drückte sich fester in sie hinein. Ja, sagte er, ich bin jetzt wach. Ich bin wach, und ich bin dein. Du hast mich auf eine Reise mitgenommen, die ich niemals begreifen werde, aber jetzt gehöre ich dir, ganz und gar. Ich war nichts, und jetzt bin ich ein Mann, und jetzt bin ich dein.

Sie sagte nichts, was er begriffen hätte, sie verkrallte sich in seinen Rücken, und ihre Leidenschaft wurde heftiger, und sie kratzte ihn mit ihren scharfen Nägeln, bis das Blut aus seinem Fleisch sickerte. Und immer noch fester an sich zog sie ihn, sodass ihre schweißnassen Brustkörbe schmatzten. Sie ließ ihn nicht los, er gab sie nicht frei, sie wanden sich und umschlangen sich und mühten sich bis zur Grenze der Belastbarkeit des Betts aneinander ab, bis ihre Körper, ineinander verwirrt, erschöpft, so heftig atmend, dass es schien, als könnte es ihre Herzen sprengen, endlich erschlafften. Er versuchte zu sehen, was ihre Augen jetzt sagten, aber sie waren geschlossen.

Er schlief wieder ein, er hätte nicht sagen können, ob er träumte oder wach war. Er meinte das Echo von Frauenstimmen zu hören, die in anderen Zimmern schwatzten, aber er hätte nicht sagen können, ob es Traum oder Wirklichkeit war, vielleicht war es auch nur das Gurren der Tauben.

Als er aufwachte, war ihr Kissen leer, und im Zimmer war es totenstill. Er lag da und dachte über all das nach, was er mit ihr empfunden hatte, wie entblößt und verwundbar, doch paradoxerweise zugleich auch wie geborgen und sicher er sich gefühlt hatte. Es kam ihm so vor, als habe er in den Qualen ihrer gemeinsamen Leidenschaft alle seine Hüllen Schicht für Schicht von sich abgeschält und sich ihr vollkommen geöffnet, noch immer wortlos und doch mehr von sich preisgebend, als er je, auch nur sich selbst gegenüber, eingestanden hatte. Er wusste, dass eine Schwelle überschritten worden war und dass das, was er empfand, tiefer war als die verschiedenen Flirts und Romanzen und gedankenlosen Vögeleien, die er vorher gekannt hatte. Denn nun hielt sie einen Teil von ihm in Händen, einen unaussprechlichen, wesentlichen, geheimen Teil, sein bestes Ich, ein Wissen um sein wahres Potenzial, darüber, aus welchem Stoff er gemacht war, wer er sein könnte. Er musste wieder mit ihr zusammen sein, vielleicht nur so lange, wie er noch in Paris blieb, wie lange das auch sein mochte, vielleicht aber auch sein Leben lang, denn wenn sie ihn wirklich

verließ, würde sie diesen wesentlichen Teil von ihm mitnehmen, und dann, das wusste er, würde er sich nie wieder ganz fühlen. Je länger er so lag und darüber nachdachte, desto sicherer war er sich. Sie war zu einem integralen Teil seiner selbst geworden, und es würde ihm unmöglich sein, ohne diesen zur Gänze zu leben. Er wusste nicht, ob er selbst auf ähnliche Weise in ihr lebte, aber er vermutete es. Es fühlte sich zu stark an, um nicht wechselseitig zu sein. Es hatte ein Austausch stattgefunden, von Geborgenheit, von Wissen, von Intimität.

Er wusste, dass das keine Sentimentalität von ihm war, es war etwas Exaktes, Chemisches bis hin zum Elementaren, vielleicht auch etwas Archaisch-Urmenschliches, er konnte es nicht besser sagen. Er wusste nur, dass sie jetzt eins waren. So simpel war das. Man brauchte keinen Doktortitel, um das zu verstehen, oder einen Priester, der es einem von der Kanzel herunter erklärte. Er stand vom Bett auf und wickelte das Laken um sich.

Durch die dunkle Wohnung wandernd suchte er nach einem Anzeichen ihrer Gegenwart, ein paar Zeilen oder einem Indiz dafür, dass sie tatsächlich da gewesen war und vielleicht zurückkommen würde. Doch alles, was er fand, war ein leichtes Brennen von den Kratzern an seinem Rücken und der Duft nach Holzrauch. Abgesehen davon war es so, als sei er immer allein gewesen.

Er steckte sich eine Zigarette an, kochte Kaffee, setzte sich aufs Sofa und sah noch einmal zu, wie die Sonne über Paris aufging. Wenn er an den Morgen zurückdachte, als er unter dem Pont Neuf aufgewacht war, erkannte er das Ich, das er damals gewesen war, nicht einmal wieder. Wie war es möglich, dass ein Mensch in so kurzer Zeit eine so weite Reise in seinem Innern zurücklegen konnte?

Es läutete an der Tür, und Will hetzte zum Knopf. Das war sie, die zurückkam, sie konnte ihn nicht verlassen haben, es ergab keinen Sinn. Als er Augenblicke später die Tür öffnete, war er überrascht, Guizot dort stehen zu sehen.

»Guten Morgen!« Der kleine Mann platzte an ihm vorbei in die Wohnung. »Ich war gestern bei Ihnen in der Firma, da hieß es, Sie seien nicht da, und keiner wusste, wo Sie waren. Also habe ich hier angerufen, ich bin sogar gestern Nachmittag hier vorbeigekommen. Aber heute, aha, heute habe ich Sie erwischt! Ich wusste, wenn ich in aller Frühe käme, würde ich Sie erwischen, und so war es denn auch! Wo haben Sie sich die ganze Zeit versteckt? Na, egal. Aber mein Gott, schauen Sie doch mal in den Spiegel, Sie sehen jämmerlich aus, wir müssen etwas Koffein in Sie reinbekommen!«

Er ging schnurstracks in die Küche, setzte den Wasserkessel auf und fing an, in den Schränken zu kramen, holte den Kaffee heraus, die Presskanne und den Zucker. Währenddessen plapperte er in einem fort. »Ich habe ein Mädchen kennengelernt. Ein reizendes Mädchen! Ich weiß, ich weiß, Sie fragen jetzt: ›Und was ist mit Ihrer Frau, Guizot? Ah, Sie haben sie doch angebetet!‹ Was soll ich sagen, mein Freund, man kann nicht sein ganzes Leben damit vergeuden, einer einzigen Frau nachzutrauern. Also lasse ich mich scheiden. Das ist nicht mein Stil, nein, zugegeben, und meine erzkatholische Mutter trifft deswegen mit Sicherheit der Schlag – *und* es wird ein teurer Spaß werden –, aber wir leben nur einmal, stimmt's? Und dieses neue Mädchen – die wird auch teuer werden, das habe ich ihr auf Anhieb angesehen. Aber sie ist es wert! Also sage ich Ihnen jetzt, was ich tun werde. Ich werde für mein neues Mädchen ein neues Parfüm kreieren. Ich hab schon einen Namen dafür, Eglantine. Wir werden es kübelweise verkaufen und uns eine goldene Nase verdienen! Und das Schönste daran? Die Anwälte meiner Frau werden diese Gewinne nicht in die Krallen bekommen, verstanden? Denn ich habe dieses Parfüm kreiert, *nachdem* sie gegangen ist! Meine Anwälte haben alles eingefädelt. Moderne Romantik, Will, es ist verrückt und wunderbar, nicht? Moment mal, was ist denn los? Sie ziehen ja ein Gesicht, als hätten Sie gerade Ihren Hund erschossen!«

»Tut mir leid, Guizot. Momentan bin ich dazu wirklich nicht aufgelegt.«

»Natürlich sind Sie das, Sie sind mein Werbegenie! Ich brauche Sie! Ich

weiß, ich habe Sie gefeuert, vergessen Sie's, seien Sie nicht sauer! Das ist doch Schnee von gestern. Wir werden das zusammen auf die Beine stellen, noch heute, jetzt!«

»Ich glaube nicht, Guizot.«

»Hören Sie zu« – der kleine Mann schüttelte dozierend den Zeigefinger –, »ich will Ihnen was sagen: Egal, welcher Mist gerade in Ihrem Leben los ist – er hat in Ihrer Arbeit nichts zu suchen! *Die* ist das Wichtigste im Leben eines Mannes! Arbeit ist das Einzige, was irgendeine Bedeutung hat. Das *Einzige*! Was immer Ihr Problem auch sein mag, krempeln Sie sich die Ärmel hoch, spucken Sie in die Hände, reiben Sie sie aneinander, und machen Sie sich an die Arbeit. Arbeit kann die größten Probleme der Welt lösen. Geldprobleme? Familie? Verstopfung? Ich versichere Ihnen, Will, Arbeit löst sie alle!«

Will schüttelte den Kopf. »Es ist nichts davon, Guizot. Es geht um eine Frau. Eine Frau hat mich verlassen.«

Zum ersten Mal, seit er die Wohnung betreten hatte, verstummte der kleine Mann. »Eine Frau, hm?«

»Ja«, sagte Will. »Eine Frau.«

»Dann mögen Sie sie also? Sie fehlt Ihnen? Darum geht's?«

»Ja. Ich habe ihr mein Herz geschenkt, und sie ist gegangen.«

»Oh.« Guizot setzte sich auf den Küchenhocker und war einen Moment lang still. »Wie heißt sie?«

»Zoja.«

»Ah, das ist ein schöner Name!« Es sah so aus, als füllten sich Guizots Augen mit Tränen. Keiner von ihnen sprach ein Wort; das Summen der elektrischen Küchenuhr war das einzige Geräusch im Raum. Dann lächelte Guizot und schnippte mit den Fingern. »Na schön, ich habe eine brillante Idee. Eine spektakuläre Idee! Eine große, kolossale, umwerfende Idee! Wissen Sie, wo wir eine Combo auftreiben können?«

Will seufzte. »Ja, ich glaube, ich weiß, wo wir eine Combo auftreiben können.«

Guizot lächelte. »Na dann, gehen wir!«

Drei Stunden später saßen Guizot und Will im verglasten Kabuff des Toningenieurs und hörten zu, wie Kelly, Flats und Red die Melodie arrangierten, die Guizot im Taxi auf dem Weg zum Pathé-Magellan-Studio komponiert hatte. Der Toningenieur nahm am Mischpult die Feinabstimmung vor, während der kleine Mann zwischen den einzelnen Aufnahmen zwischen Kabuff und Aufnahmeraum hin- und herflitzte und den Musikern Anweisungen zubellte. Die Combo nahm Guizots Äußerungen widerspruchslos hin und schien sich nur über seine Possen zu wundern – wahrscheinlich weil er so gut bezahlte. (Als Will die Jazzjungs aufgespürt hatte, waren die drei von seinem Angebot nicht gerade begeistert gewesen. Wie Kelly es formulierte: »Werbeliedchen trällern ist nicht grad das Beste für unseren Ruf.« Aber Guizot hatte ihnen genügend große Scheine unter die Nase gehalten, um sie umzustimmen, und hatte zur Besiegelung des Geschäfts sogar noch eine Kiste parfümierte Badeseife für Flats draufgelegt.)

Während die Session in den Nachmittag überschwappte, war Will immer weniger von ihrem Projekt überzeugt. »Das haut nie hin«, sagte er.

»Na, und ob es das tut! Gerade in diesem Moment sind meine Leute im Lager und kratzen die alten ›Parfait d'Amour‹-Etiketten von den Fläschchen und kleben die neuen mit ›Eglantine‹ darauf. Meine Lastwagen werden sie noch vor Morgengrauen in der ganzen Stadt ausliefern. Wenn wir die Aufnahme morgen zum Radiosender bringen, wird Eglantine schon in den Regalen stehen. Bis Ende der Woche habe ich Frankreich abgedeckt, dann kommen Hamburg, Düsseldorf, Mailand – peng, peng, peng!«

»Das meine ich nicht«, sagte Will. »Das *Lied* wird nie funktionieren.«

»Na, und ob es das wird, hören Sie sich doch diesen Hintergrundgesang an! Kein Mensch wird den hören außer ihr! ›*Zoja, Zoja, Zoja!*‹ Haha, sie wird *hingerissen* sein!«

Will lehnte sich auf der Studio-Couch zurück und hörte zu, während der kleine Mann mit der Aufnahme mitsang und dabei herumhüpfte wie der

Ball, der in Mitsingfilmen über die Liedtexte springt.

Sie arbeiteten weiter an dem Werbeliedchen und wiederholten es immer und immer wieder; die Melodie war besser als viele der anderen Sachen, die Guizot komponiert hatte. Trotzdem, begriff Will, hatte sein komischer kleiner Kunde mit seiner leidenschaftlichen Philippika gegen den zerstörerischen Einfluss seiner Branche, ein paar Tage zuvor, recht gehabt. Es war nicht nur die Reklame, es war die ganze Maschinerie der fabrizierten Gefühle: Sie hatte die Art und Weise, wie Menschen ihre eigenen Emotionen auslebten, auseinandergenommen, geschändet und dann neu zusammengesetzt. Bevor es Liebesfilme gab, fragte er sich, wie küssten sich da die Menschen? Wie umarmten sie sich, ehe sie Bogart und Bergman dabei zusahen? Bevor die Schlager ihnen sagten, dass sie tanzen und sich verdrehen und sich bei der Hand halten sollten, wie entdeckten sie da ihre Leidenschaften, wenn nicht improvisierend, stümpernd und hinter all den geschlossenen Türen blindlings ans Ziel findend? Doch jetzt wurden sie von Filmen, Fernsehshows, Radiosendungen, Plakatwänden und Inseraten überschwemmt, umschwärmt und umsummt, bis sie vollkommen geblendet und taub waren.

Die Combo legte eine Pause ein und kam aus dem Aufnahmeraum heraus. Red steckte sich eine Zigarette an. »Also gut, eine Stunde oder um den Dreh können wir noch, aber dann müssen wir los, heute Abend haben wir einen Auftritt.«

Will nickte.

»Wie findet ihr das Lied, Jungs?«, fragte Guizot strahlend.

Kelly lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand. »Tja, ich weiß nicht. Es gibt Musik, die versetzt dich an einen schöneren Ort, baut dich auf oder wünscht dir vielleicht viel Glück. Und dann gibt’s die Musik, die man einfach fürs Geld macht.«

Guizot lachte und klopfte Kelly auf die Schulter. »Das ist gut! Wie wär’s jetzt vielleicht mit ein bisschen Flamenco dabei?«

Die Jazzjungs kehrten in den Aufnahmeraum zurück, und der

Tontechniker schaltete das Band ein. Während der Rhythmus wieder losging und Red das Liedchen sang, sog Guizot selig jede Bewegung und jeden Ton der Kapelle in sich auf. Will hörte längst nicht mehr zu. Er wollte von der ganzen Angelegenheit nichts mehr wissen. Diese Konserventricks mochten für Guizot, wenn er von einer Ehefrau zur nächsten flatterte, ihren Dienst tun. Aber bei Zoja würden sie nicht ziehen. Sie war eine Frau, die Gewicht, Ausmaß und Bedeutung der Dinge kannte. Will konnte sich bildlich vorstellen, was für ein Gesicht sie machen würde, wenn sie das Lied zu hören bekommen sollte; es würde der gleiche Ausdruck sein, mit dem sie ihn in der Bar gefragt hatte: »Was passiert, nachdem diese Opfer Ihre Produkte gekauft haben und der Zauberbann gebrochen ist? Wenn sie aufwachen und feststellen müssen, dass ihr Leben genauso leer und traurig ist wie vorher, nur jetzt auch noch ein Stückchen ärmer?«

Die Combo swingte noch immer, und Flats blies gerade in sein Horn, als Will leise aufstand, seinen Mantel anzog, seinen Hut nahm und aus dem Zimmer schlich, ohne sich zu verabschieden. Und das war der letzte Tag von Will van Wicks ehedem vielversprechender Laufbahn in der Werbebranche.

# VIII

Als Adèle die Wohnung betrat, stieß sie einen Schrei aus. Vidot sprang vom Sofa auf. »Oh nein! Kein Grund zur Angst, meine Liebe! Ich bin kein Geist, ich bin einfach hier, ich bin wieder zu Hause.«

Sie sah dünn und blass aus. Wie auch immer ihre Gefühle beschaffen sein mochten, seine Abwesenheit hatte sie ganz offensichtlich sehr belastet. Doch obwohl er es gern getan hätte, machte er keine Anstalten, sie in die Arme zu nehmen. Er stand einfach nur lächelnd da, leicht befangen und förmlich, und fühlte sich in seinem neuen maßgeschneiderten Anzug aus leichter Wolle unerträglich steif. Ihr Wohnzimmer kam ihm sehr klein und leer vor, es war ihm noch nie deutlicher bewusst gewesen, dass sie die beiden einzigen Lebewesen waren, die es enthielt. Offenbar unschlüssig, was sie tun sollte, stand sie ebenfalls nur so da. Sie zupfte ihren Rock gerade. »Wo bist du gewesen? Was ist passiert?«, fragte sie.

»Ich weiß ganz ehrlich nicht, wo ich anfangen soll.« Er streckte die Hände aus. »Ich habe gearbeitet, ermittelt, ein Verbrechen aufgeklärt, mich mit ein paar offenen Problemen befasst. Aber jetzt bin ich heimgekommen, und ich werde eine Zeitlang nicht wieder zur Arbeit gehen.« Das Lächeln fühlte sich in seinem Gesicht fehl am Platz an, sein Magen war vor Sorge verkrampft. »Ach, hier, schau, ich hab dir ein Geschenk mitgebracht.« Er zog einen in Wachspapier eingeschlagenen großen Rahmen neben dem Tisch hervor. Er bückte sich und riss das Papier weg, bemüht, trotz all der Emotionen, die er zu bändigen versuchte, nicht zu zittern. Er trat zur Seite, damit sie das Gemälde sehen konnte.

Es war rasch hingepinselt, impressionistisch. Überwiegend in Blautönen gehalten – Kornblumen-, Persisch und Kobaltblau –, stellte es eine ältere Frau mit melancholischen Augen dar, die aus einem Dachfenster schaute. Sie sah so aus, als dächte sie an bessere Zeiten oder als schaute sie ihrem Geliebten nach, der sich unten auf der Allee entfernte. »Ich habe heute

einen Händler, den ich kenne, mit dem Künstler bekannt gemacht. Ihm gefielen die Arbeiten, er hat dem Mann ein knappes Dutzend seiner Sachen abgenommen. Interessanter Künstler, er malt hauptsächlich Porträts seiner Frau. Er malt sie schon seit Jahren«, sagte Vidot. »Der Kunsthändler, Christophe, schuldete mir einen Gefallen. Er will eine Einzelausstellung veranstalten und auch ein bisschen die Werbetrommel rühren. Ein Bild habe ich selbst gekauft, ich dachte, es würde dir vielleicht gefallen.«

»Oh«, sagte Adèle, die das Gemälde betrachtete. »Ich glaube nicht, dass es besonders gut ist.«

»Nicht?« Vidot kam und stellte sich neben sie. »Warum behalten wir es nicht ein paar Tage hier und probieren es aus? Wenn es uns dann noch immer nicht gefällt, kann ich es ja Christophe zurückgeben.« Er sah auf sie hinunter, bemühte sich dabei, ruhig und heiter zu wirken. »Es ist schön, wieder zu Hause zu sein, Adèle.«

»Ich bin auch froh, dass du wieder da bist«, sagte sie und sah dabei mit einem unergründlichen Ausdruck zu ihm auf.

Er stand da und versuchte zu erraten, was sie empfand. Erleichterung? Schuld? Vergebung? Das Ticken der Kaminuhr war das einzige Geräusch in der Wohnung. Vidot fühlte sich innerlich zerrissen: Seine ganze Seele atmete vor Erleichterung auf, es endlich in seine Wohnung zurück geschafft zu haben. Doch sein Herz war lädiert und unsicher, ob er, seinen eigenen und ihren Worten zum Trotz, wirklich an einem Ort war, den er als Zuhause bezeichnen konnte.

Er rief sich ins Gedächtnis, dass er Franzose war: Er sollte für solche Irrungen des Herzens Verständnis aufbringen. Vielleicht wäre es passender gewesen, die ganze Angelegenheit zu ignorieren und sich schlicht seinerseits eine Geliebte zuzulegen. Vielleicht erwartete sie das von ihm, oder vielleicht glaubte sie, er habe bereits eine. Aber das war noch nie sein Stil gewesen. Es war für ihn keine Frage der Moral – er war einfach ein Mann, der in seine Ehefrau verliebt war. Die letzten paar Tage hatte er nach besten Kräften versucht, die vielen komplexen Facetten dieses Falls zu

lösen beziehungsweise mit denjenigen, die er niemals lösen würde, seinen Frieden zu schließen. Er hatte mit dem Gedanken gespielt, ihrem Liebhaber, Alberto, einen Besuch abzustatten, und sich wiederholt vorgestellt, auf der Straße auf ihn zuzugehen und ihm eins auf die Nase zu geben oder ihm ein blaues Auge zu verpassen, aber nachdem er die Sache in seinem Herzen hin und her bewegt hatte, war er zu dem Schluss gelangt, dass er derlei ausgleichende Gerechtigkeit weder wollte noch brauchte.

Sein einziger Wunsch war, zu wissen, ob diese Wohnung noch irgendeine Möglichkeit barg, für ihn ein Zuhause zu sein. Falls ja, konnte er von Neuem beginnen und es der Vergangenheit überlassen, immer undeutlicher und blasser zu werden und schließlich vollends zu verschwinden, wie es eben ihre Art war. Aber das war es, das abschließende Rätsel seiner Odyssee. Er verspürte keinen Drang zu lächeln. Die Emotionen, die ihn momentan bewegten, und was immer Adèle gerade empfinden mochte, erschienen ihm unergründlicher als jeder noch so rätselhafte Fall, mysteriöser als jeder mystische Zauber. Im Laufe der letzten paar Tage hatte er eine unglaubliche, unfassbare Metamorphose durchgemacht und irgendwie, auf wundersame Weise, überlebt. Auf seiner Wanderung hatte er erstaunliche Taten vollbracht und Gefahren einer Größenordnung überstanden, die er sich nie hätte vorstellen können, und da stand er nun, am Ende, in einem elegant geschnittenen Anzug, zappelte innerlich verlegen, stumm und schüchtern, und was ihn verzagen ließ, war nichts Schlimmeres als der Blick der Frau, die er liebte. Wie ein alter blinder Weber, dem der Faden ausgegangen ist, so stand er da, mit völlig leeren Händen.

Also griff er, mit einer Geste, die Unsicherheit, Neugier und mehr als nur ein wenig Angst in sich barg, sanft nach der kleinen, weichen Hand seiner Frau und umschloss sie. Sie leistete keinen Widerstand, doch ihre Fügsamkeit beruhigte ihn nicht. Er wusste nicht, ob in ihrem Herzen noch ein Funken Liebe zu ihm brannte oder ob sie sich lediglich duldsam und gehorsam zeigte. Er wusste, dass er sie packen und ohrfeigen könnte, sie

schütteln, ja notfalls sogar schlagen könnte, damit sie gestand, aber das war das Letzte, was er wollte. Er sehnte sich schlicht nach einer Andeutung ihres kleinen, vollkommenen Lächelns und verzehrte sich nach einem funkelnden Schimmer von Freude in ihren Augen. Er hatte so einen langen Weg zurückgelegt, um diesen Moment zu erreichen, und das war alles, was er sich wünschte: ihre Hand in seiner, voller Vertrauen, verlässlich bis zum Morgen. Er dachte bei sich, dass das in diesen dürftigen Zeiten vielleicht das Höchste war, worauf er hoffen durfte. Er spürte die Wärme ihrer Haut und sah auf ihrer beider Hände hinunter. Darin lag eines Rätsels Wahrheit: dass eine einzige winzige Sache unermesslich groß und gewaltig sein konnte und dass es, mit zärtlicher, liebevoller Achtsamkeit, möglich war, diese kurzen, flüchtigen Augenblicke zu nehmen und daraus etwas Ewiges zu schaffen. Das ist alles, was wir bestenfalls sind, dachte er, winzige Momente, die sich zu einem größeren Ganzen addieren. Es gibt nichts Großes auf der Welt, dachte er, das nicht aus einer verschwindend kleinen, vollkommen unscheinbaren Tat hervorgegangen wäre. Sehen können wir sie nur, wenn wir besonders achtsam sind, und wir müssen uns bewusst daran erinnern, sie zu vollbringen, dachte er, ja, das ist der springende Punkt: Wir müssen einfach achtgeben. Er drückte sanft ihre Hand, wie um zu sagen: Ich bin hier, ich bin für dich hier. Dann, nach einer kaum merklichen Pause, fühlte er, dass Adèle den sanften Druck erwiderte. Er fasste es als ein gutes Zeichen auf.

In dieser Nacht schliefen sie nicht miteinander, sie gaben sich nicht einmal mehr als einen Gutenachtkuss, aber als sie im Bett lagen, die Arme umeinandergeschlungen, und ihre Zehen sich zaghaft berührten, bewegte sich Adèle endlich, zog ihn an sich und drückte die Nase in sein Nachthemd. Danach schliefen sie beide, fest, ihre Atemzüge steigend und fallend, immer wieder im Gleichklang und dann wieder nicht.

# IX

Es war später Nachmittag, und Oliver hatte ein blaues Auge. Er ließ einen Zuckerwürfel in seinen Kaffee fallen und rührte um. »Natürlich wollte ich mich schon früher melden, aber es war furchtbar viel los. Die Botschaft hatte einen Haufen Fragen, aber nichts Unlösbares, jedenfalls eine Zeitlang. Dann kreuzte der französische Geheimdienst auf und bestand darauf, seinerseits Fragen zu stellen. Es wurde weniger eine Manöverkritik als ein Verhör, aber ich habe mich wacker geschlagen, bis ich irgendwann, aus Eitelkeit vermutlich, den Burschen meine Theorie dargelegt habe, die französische Résistance sei ein ziemliches Phantasiegeschöpf. Natürlich musste einer meiner Inquisitoren ausgerechnet ein echter Widerstandsheld sein, und so, tja …« Er stieß den Rauch seiner Zigarette aus und trank einen Schluck Kaffee, ehe er fortfuhr. »Aber das nur ganz am Rande, wirklich, ansonsten ist mittlerweile alles geklärt oder abgeheftet. Ich hab's tatsächlich geschafft, einen schönen Batzen Geld an Land zu ziehen, um Red und die Jazzjungs zu bezahlen, und ich kann zu meiner Befriedigung sagen, dass sie sich über diesen unerwarteten Bonus gefreut haben. Sie meinten, du hättest ihnen auch etwas Geld verschafft. Apropos Knete: Kennst du Philip Strong?«

»Nein«, sagte Will.

»Dachte, Brandon hätte euch vielleicht miteinander bekannt gemacht. Phil ist eine ganz große Nummer, schmeißt den gesamten Laden für die Firma, ein ganz verfluchter Hurensohn. Wie auch immer, es geht das Gerücht, dass er der Pariser Polizei eine astronomische Summe zahlen musste, damit sie nicht in Bendix' Labor herumschnüffelte, und nur ein paar Stunden später fängt die verdammte Bude Feuer und brennt restlos nieder, einschließlich Bendix, der darin festsaß. Keine Ahnung, wer dahintersteckte, Phils Leute oder die Polizei oder wer auch immer – wenngleich es für eine Aktion der Firma ziemlich amateurhaft wirkt.«

Oliver schwieg kurz, um an seiner Zigarette zu ziehen. »Weißt du, dieser Bendix tut mir fast leid, der gute Herr Doktor hatte doch so grandiose Pläne! Stell dir bloß vor, das Mittel zu finden, um die Welt in einem einzigen, gemeinsamen Bewusstsein zu vereinen! Unglaublich, wirklich. Wenn er diese Macht nur in eine geringfügig friedlichere Richtung gelenkt hätte, hätte er uns alle zur Erleuchtung führen können. Er hätte ein Buddha sein können, doch stattdessen hat er sich als Riesenarschloch erwiesen, haha. Klingt glatt wie was aus Cole Porter.«

Er schwafelte so daher, seit er am Bahnhof angekommen war. Als Will vor dem kleinen Café auf ihn gewartet hatte, war er nicht einmal sicher gewesen, ob Oliver sich überhaupt blicken lassen würde. Als er endlich doch kam, hatte Oliver anfangs rastlos gewirkt. Doch dann hatte er es sich auf seinem Stuhl bequem gemacht und angefangen zu reden. Sah man von Olivers weitschweifigem Monolog ab, war es auf dem Bahnhof still – Nebensaison, die Ruhe vor dem Vorweihnachtssturm mit nur einer Handvoll wartender Reisender. Gepäckträger zogen ihre Karren vorbei, und Bahnbedienstete schlenderten auf und ab und warfen gelegentlich einen Blick auf ihre Uhren. Wills Zug fuhr planmäßig in einer Viertelstunde.

»Eine Sache wollte ich dich fragen«, sagte Will.

»Wirklich? Okay.« Oliver verzog das Gesicht und drückte seine Zigarette aus. »Obwohl ich gestehen muss, dass mir Fragen bis oben hin stehen.«

»Ich weiß, aber mal im Ernst, sag mir eins: Wozu war das Messer?«

Oliver sah ihn ratlos an. »Das Messer?«

»Ja, damals, an dem ersten Abend«, sagte Will, »da wolltest du, dass ich zu diesem Treffen mit Boris und Ned ein Messer mitbringe. So früh kannst du doch wohl nicht schon geplant haben, mich zu erpressen, du wusstest noch nicht mal, wer ich in Wirklichkeit war.«

»Ach ja. Das Messer.« Oliver nickte. »Das klingt jetzt albern, aber ich hatte vorgehabt, einen kleinen Bund mit dir zu schließen, ein kleines Ritual mit einem Blutschwur, wie wir das als Jungs in Camp Kinloch gemacht haben. War nur als Schau gedacht, zur Bekundung unserer

Entschlossenheit zum edlen Kampf, eine kleine Hurra-Veranstaltung.«

»Und wofür haben wir gekämpft?«

»Na, dafür, dass wir in Paris bleiben, natürlich, mit Spesenkonto von der Firma. Es war höchste Zeit für entschlossene Maßnahmen, Will, die kürzten sämtliche Etats, drehten uns allen langsam, aber sicher den Hahn zu. Jetzt, wo de Gaulle wieder da ist, besteht für sie kein Grund zu bleiben. Die einheimischen Kommunisten hat man kastriert, die Russen in ihre Schranken gewiesen, und Deutschland ist ruhig, womit dieser Konflikt weitestgehend erledigt wäre. Die bombastischen Aktionen sind vorbei, Washington braucht sie nicht weiter zu finanzieren, was bedeutet, dass wir alle, die Werbefritzen, die Journalisten, die Intellektuellen und sogar die Dichter – jeder Einzelne von uns, der von der Freigebigkeit der Firma lebte – auf der Straße sitzen.«

»Ach, komm schon, *so* viele Leute haben doch wohl nicht für die CIA gearbeitet!«, sagte Will.

»Na, und ob. Im Quartier Latin konnte man keinen Baedeker in ein Café schmeißen, ohne jemanden zu erwischen, der auf deren Lohnliste stand. Außerhalb der Saison war so ziemlich jeder Amerikaner, den man in dieser Stadt sah, ein Laufbursche der CIA. Ich hatte eigentlich gehofft, wir könnten uns alle zusammentun, alle für einen, einer für alle. Lachhaft natürlich, kindische Idee, aber es war schließlich eine andere Zeit. Eine ganz andere Ära.«

»Das war vor zwei Wochen«, sagte Will.

»Wirklich? Mir kommt’s vor wie eine halbe Ewigkeit, dir nicht?«, sagte Oliver. »Und Brandon, wenn ich’s bedenke, vermutlich wie eine ganze.«

»Apropos Brandon, was trieb er eigentlich für ein Spiel?«

Oliver hob eine Augenbraue. »In der Botschaft halten sich alle bedeckt, aber es ist nicht allzu schwierig, sich das zusammenzureimen. Seine Ziele bei diesen pharmazeutischen Experimenten unterschieden sich offensichtlich nicht sonderlich von meinen: Es ging ihm darum, die Situation aufzuheizen, damit er hierbleiben könnte, um endlose Wellen von

halluzinogenen Angriffen gegen Ho Chi Minhs gottlose Horden zu koordinieren, während er es sich in der Bar vom Ritz gutgehen ließ. Normalerweise hätte er die Operation dieses Wissenschaftlers in konventionelleren Bahnen verlaufen lassen, aber dann hätte sie zu viel Zeit erfordert, und er war in verzweifelter Hetze. Er würde ebenfalls zurückverfrachtet werden; er musste sich beeilen. Ich glaube, Brandon wollte dasselbe, was Ned, Boris, ich und du wollten. Wir wollten alle schlicht und einfach in Paris bleiben.«

»Wie es aussieht, bist du jetzt der Einzige, der bleibt.«

Oliver schüttelte den Kopf. »Nicht mehr lange. Ich werde wahrscheinlich bald gen Heimat abdampfen. Ich habe einen Freund bei der *Herald Tribune*, der mir eine Stelle in der Sportredaktion angeboten hat. Ist nicht gerade ideal. Ich werd mir irgendwas ausdenken müssen, um es interessant zu machen, aber ich brauche den Posten, momentan herrscht in der Speisekammer gähnende Leere.«

»Wirklich? Und was ist mit dem Geld deiner Familie?«

Oliver lächelte. »Jetzt verrate ich dir was, Will: Das Geld meiner Sippe ist so alt, dass es schon ausgestorben ist. Die großen Neuengland-Vermögen haben sich schon vor geraumer Zeit verflüchtigt. Aber das ist egal, ich arbeite gern, ich werd schon zurechtkommen. Neugierig bin ich allerdings, was aus Paris wird. Guck dir diesen prächtigen Bahnhof an, denk an diese Stadt, sie ist jahrhundertelang das Auge des Hurrikans gewesen, ein Feuersturm von Ideen, Kunst und Philosophie, ein Ort, an dem erbitterte Diskussionen in echte Revolutionen mündeten, die dann in blutige Kriege ausarteten. Denk nur daran, was hier alles passiert ist, Descartes, Pascal, Voltaire, Napoleon, die Barrikaden der Kommune. Das alles war Paris, die schimmernde Perle, die im Mittelpunkt einer gewaltigen Schlacht um die Seele der Menschheit ruhte. Ich wollte ein Teil davon sein, einen bescheidenen Beitrag dazu leisten, dass es immer so weiterging. Aber jetzt ist alles vorbei, die Falken und die Bänker daheim wollen einen *richtigen* Krieg, und was wir heutzutage hier treiben, ist viel zu ätherisch.«

»Was meinst du mit ›ätherisch‹?«

Oliver zuckte die Achseln. »Na ja, die amerikanischen Fabriken lechzen nach Bestellungen von Jeeps und Jets, und die amerikanischen Politiker brauchen die Vollbeschäftigung. Ein kalter Krieg verschafft einem das alles nicht, nur ein echter Krieg erfüllt den Zweck. Schließlich bedeutet jeder Soldat, der sich eine Kugel einfängt, eine weitere freie Stelle, und jeder Jeep, der in die Luft fliegt, eine weitere Bestellung. Also haben die sich jetzt so einen richtigen Krieg zugelegt, und alle sind glücklich. Aber wenn wir uns hier zurückziehen, dann war's das für die Stadt. So komisch das auch klingen mag, es war die letzte Schlacht um Paris, der Schlussakt, und jetzt, du wirst sehen, wird die Stadt verlassen werden – nicht von den Menschen, wohl aber von den Historikern. Die hiesigen Intellektuellen werden weiter vor sich hin philosophieren, und de Gaulle wird sich mit seinem kleinen algerischen Problem herumschlagen, aber als das pochende, pulsierende Herz der Welt ist Frankreich erledigt. Ihm wird nichts bleiben als beschränkte Touristen, die wie verschwitzte Sardinen in diesen neuen Pan-Am- und TWA-Maschinen rüberkommen und in Rekordzahlen herausprudeln werden, um die Paläste, Plätze und Museen heimzusuchen. Sie werden nicht die leiseste Ahnung davon haben, dass sie an dem Ort stehen, wo Marat auf die Volksmengen einschrie oder wo Baudelaire nach seinem Absinth suchte oder wo ein Ballett von Strawinski – wohlgemerkt, ein *Ballett*! – einen regelrechten Aufruhr verursachte. Sie werden Degas nicht als den gerissenen kleinen Snob ansehen, der er tatsächlich war, und, mein Lieber, sie werden den Teufel tun, Proust zu lesen. Für sie wird das alles kaum mehr bedeuten als diese billigen Attraktionen am Straßenrand, die man oben in den Catskills sieht, alles wird trivial sein. Der mächtige Dynamo ist hin.«

»Na dann«, sagte Will grinsend. »Klingt ja so, als wär's genau der richtige Zeitpunkt, um sich zu verdrücken.« Er stand auf und sah zum wartenden Zug. »Die steigen jetzt wahrscheinlich ein, Oliver. Danke fürs Kommen, fand ich nett von dir.«

»Ach ja, klar, tut mir leid wegen der Vorlesung. Lächerlich von mir, wirklich«, sagte Oliver und stand ebenfalls auf. »Aber ich bin froh, dass ich dich verabschieden konnte. Dafür sind schließlich Freunde da, oder?«

Will hatte den Verdacht, dass Oliver das lediglich aus Höflichkeit gesagt hatte. Oliver war von Natur aus zu unzugänglich, zu kühl und distanziert; und Will war kaum mehr als ein verirrter Tennisball, der, von einem tollpatschigen Anfänger verschlagen, auf Olivers Sandplatz gelandet war. Aber für Will gab's in Paris jetzt sonst niemanden mehr, und so war dieser lange, dünne Mensch mit dem kühlen Lächeln und der unbekümmerten Art wahrscheinlich schon das, was für ihn einem Freund noch am nächsten kam.

Oliver begleitete ihn auf den Bahnsteig. »Du glaubst wirklich, dass du sie finden kannst?«

»Ich werd's versuchen«, sagte Will. »Sie sprach mal von Spanien, also dachte ich, ich fang dort an.«

»Spanien, weißt du, ist nicht *sooo* klein.«

Will grinste. »Weiß ich.«

»Und deine Zoja ist zwar eine bemerkenswerte Frau, aber ich muss sagen –«

»Ich werde sie finden, Oliver.«

»Ja, ja, natürlich.« Oliver bedachte ihn mit einem zartbitteren Lächeln, als habe er alles getan, was er konnte. Will gab ihm die Hand und ging. Als er zurücksah, stand Oliver immer noch da am Anfang des Bahnsteigs, die Hand zu einem halbherzigen Lebewohl erhoben.

Hoch oben in der Bahnhofshalle saßen zwei Eulen auf einem der wuchtigen Stahlträger und beobachteten gelassen, wie der Reisende auf den wartenden Zug zuging, einen langen Schatten hinter sich herziehend im niedrigen, schwindenden Licht.

# X

Es war die letzte Fähre in dieser Nacht. Als die Maschine anlief, legte sich ihr blaugrauer Dieselrauch über das Deck und mischte sich mit den weißen Nebelschwaden von der See. Zoja lag auf der offenen LKW-Pritsche, zwischen Paneelen, Packkisten und Rollen von Isoliermaterial versteckt. Der Laster parkte auf dem Deck inmitten von Sattelzügen, Bussen und Personenkraftwagen. Während die Fähre durch das unruhige kalte Wasser des Öresunds stampfte und den Hafen von Kopenhagen hinter sich ließ, klang das Stöhnen ihrer Maschine wie ein Echo des Schmerzes in ihrem Herzen.

Zwischen den Ballen und hohen Kisten war ein schmaler Spalt Nachthimmel zu sehen, und ein orangefarbener Mond schaute schräg auf sie herunter. Um sich abzulenken, dachte sie an etwas zurück, was sie vor ein paar Monaten in der Zeitung gelesen hatte: Die Russen, ihre Freunde aus uralten Zeiten, hatten jüngst eine Rakete in den Weltraum geschossen, mit Ziel Mondoberfläche. Das ist so typisch, dachte sie, fortwährend greifen wir gierig nach oben, erst nach den Früchten an den Ästen der Bäume und jetzt nach den Sternen. Selbst die Türme unserer Dorfkirchen und Kathedralen scheinen sich in die Höhe zu recken, sich zu bemühen, am Scheitel des Himmels zu kratzen.

Sie stellte sich vor, wie die sowjetische Rakete ausgesehen haben musste, als sie über die Grenzen der Erde hinaus davonflog. Der Gedanke erinnerte sie an Belagerungen, die sie, lang war’s her, miterlebt hatte, wo der lange rote Bogenstrich der Kanonenkugeln sich hoch über die trostlose dämmerige Zerstörung der Schlachtfelder spannte, bevor sie gegen die zerbröckelnden Bastionen dieser großen überschatteten, untergehenden Städte schmetterten.

Ah, du armer dummer Mond, dachte sie, wie lange du schon da oben kreist und über uns wachst! Du musst geglaubt haben, du seist vor uns

sicher, ewig entrückt, stets auf diskrete Distanz achtend. Ich hätte dir sagen können, dass es keine Rolle spielt, wie weit du fliegst oder wo du dich in der Finsternis versteckst – kein Ort der Welt ist sicher vor den tölpelhaften Exzessen des Menschen.

Sie sah hinunter und streichelte Noëlles Haar. Das schlafende junge Mädchen hatte den Kopf an Zojas Brust geschmiegt und die Arme um ihre Taille geschlungen. Zu leicht gekleidet für den Norden, kuschelten sie sich schon seit zwei Tagen aneinander, um sich gegenseitig zu wärmen. Zoja erinnerte sich daran, dass Elga oft sagte, Frauen hätten deswegen kalte Hände, weil ihr heißes Blut ständig damit beschäftigt sei, ihren Verstand zu versorgen, weswegen sie den Primitivlingen immer meilenweit voraus wären.

Das rotbraune Huhn ruhte dicht bei ihnen, es schien ebenfalls zu schlafen. Zoja hatte das Mädchen genau dort gefunden, wo sie nach Aussage der alten Geister sein sollte, am Stadtrand von Paris, in einem kleinen Park in der Nähe von Gagny, aber der Vogel in ihren Armen war eine Überraschung gewesen. Typisch für diese Frauen, zu vergessen, das Huhn zu erwähnen!, dachte Zoja. Sie wusste nicht, wie sie für das Mädchen würde sorgen können, welche Zaubertricks sie ihr beibringen sollte. Die Geister werden uns helfen, dachte sie, oder zumindest werden sie es redlich versuchen. Am nächsten Morgen würde sie dem Mädchen zuallererst ein Paar wollene Fäustlinge besorgen.

Zoja zog Noëlle dichter an sich und versuchte, es sich bequem zu machen und sich auszuruhen, während die stampfende Fähre sie nach Norden trug. Die dicke Wolke aus Auspuffgasen der Dieselmaschine schleifte hinter dem Schiff her und verschleierte die Sterne, einen nach dem anderen, während ihr Kurs sie tief in die Behaglichkeit des nahenden Winterdunkels führte.

Als sie schläfrig wurde, schweiften ihre Gedanken zurück zu Will. Sie hatte Paris eigentlich nicht verlassen wollen. Sie hatte das Mädchen in die Stadt mitgenommen und eine Unterkunft für sie beide gefunden. Sie

dachte, sie könnten eine Weile dableiben, vielleicht hatte sie gehofft, wieder seinen Weg zu kreuzen, ihn zu beschatten, zuzuschauen, wie ihr Kaninchen versuchte, sich zurechtzufinden. Aber stattdessen war er es gewesen, der sie aufgestöbert hatte, so wie ein Gewehrschuss Vögel aus dem Gesträuch aufscheucht.

Es waren erst ein paar Tage vergangen, seit sie ihn zuletzt gesehen hatte. Sie und Noëlle hatten sich im Hotel Bercy eingegraben. Sie ging zu einem Bäcker, um eine Stange Brot zu kaufen, und da hörte sie das Lied. Es bohrte sich sofort in ihr Ohr, als jagte es nach ihr, riefe nach ihr. Sie hatte sich im Laden umgeschaut, bis sie das kleine Transistorradio entdeckte, das der Bäcker hoch oben in der Ecke platziert hatte. Das Lied schepperte blechern aus dem kleinen Lautsprecher und wurde von Rauschen aufgeraut:

*Zoja, Zoja, Zoja,*
*du Mädchen mit dem ewigen Duft,*
*du Mädchen mit der zauberhaften Art,*
*komm zurück zu mir,*
*komm zurück, ich brauch dich bei mir*
*Eglantine, Eglantine, Eglantine.*

Es war ein Werbeliedchen für ein billiges Parfüm, aber sie wusste, dass es in Wahrheit eine Botschaft für sie war. Er versuchte, sie zurückzulocken. Sie erinnerte sich, wie er von Werbung gesprochen hatte, als sei sie ein militärischer Feldzug. Also hatte er das Lied ausgeschickt, auf den unsichtbaren Luftwellen, wie einen Regen aus Musik, der über die ganze Stadt niederging, um sie zu finden. Das war ein Kunststück, wie ihn sonst nur die geschickteste Hexe zuwege brachte. Sie konnte seine Verzweiflung spüren: Er würde jede Waffe einsetzen, die ihm zur Verfügung stand, absolut alles, was er aufbieten konnte. Dies war lediglich der erste Schuss seiner Kanonade.

Sie kehrte in das kleine Hotel zurück, rief das Mädchen, packte und ging.

Sie wusste jetzt, dass sie in Paris keine Ruhe finden würde. Sie und das Mädchen mussten verschwinden.

Sie wusste auch, dass Will nie aufhören würde, nach ihr zu suchen. Nachdem er es mit jedem ihm verfügbaren Instrument probiert hatte und gescheitert war, würde er sich zu Fuß auf die Suche nach ihr machen. Er würde spüren, dass sie weggegangen war, und dann würde er losziehen und aufs Geratewohl nach ihr suchen. Er würde jeder Spur bis zu ihrem enttäuschenden, eisigen Ende folgen, er würde in menschenleeren Hotelfoyers und auf sonnengrellen Plätzen nach ihr Ausschau halten, er würde durch das Straßengewirr unzähliger Städte und verschlafener Küstenorte irren, er würde durch das schrundige Gelände von tausend zerrissenen Horizonten taumeln. Vielleicht würden die Eulen ihn zu ihr zurückführen, aber wahrscheinlich nicht. Am besten wäre es, wenn sie ihn ziehen ließen, denn er sollte nie innehalten, er sollte unentwegt in die falsche Richtung laufen und in die Irre gehen. Ja, dachte sie, werde nie langsamer, Will, such immer weiter, fruchtlos, endlos, das sei deine Strafe, denn mein Herz brennt wie die schmerzende aufgeschürfte Hand eines ertrinkenden Seefahrers, nachdem der Sturm ihm das letzte Tau entrissen hat. Wer weiß, ob ich je genesen, ob ich je gesund und heil sein werde. Du hast mich weich gemacht, mich verwundbar gemacht, indem du hier in meinem Herzen eine Schwäche geschaffen hast, wo ich mir keine leisten kann. Du hast von einer Löwin verlangt, ein Lamm zu sein, hast ein Krokodil gebeten, dir über den Fluss zu helfen, du hast bei der Viper gelegen und es gewagt, sie zu bitten, dich nicht zu beißen, und das Traurige ist: Ich hab es versucht, mit jeder Faser, jedem Muskel habe ich es versucht, Will. Jetzt aber werde ich für immer leben, und dieser Schmerz wird mich nie verlassen, und deswegen verfluche ich dich. Ich habe dich zu einem Helden gemacht, und du wirst lange stark bleiben, breitbrüstig und scharfäugig, und mein Fluch wird dich immer weiter antreiben, dachte sie, bis du dann endlich gebrochen sein wirst, wie ein blindes, zuschanden gerittenes Pferd, das sich durch die Dornen kämpft. Vielleicht werden dich

die Eulen zu mir zurückführen, vielleicht auch nicht, aber ich hoffe von ganzem Herzen, dass sie dich weiter in die falsche Richtung locken. Ich hoffe, sie werden dafür sorgen, dass du das alles durchleidest. Es ist der älteste und einfachste Fluch auf Erden, und richtig angewandt, ist er durch nichts aufzuheben. Manche mögen ihn Liebe nennen.

*»Zoja, Zoja, Zoja …«*

## Zum historischen Hintergrund

Die Infiltrierung verschiedener von Paris ausgehender europäischer literarischer Strömungen durch die CIA ist hinlänglich dokumentiert. Der Einfluss der »Firma« auf die internationale, insbesondere europäische Werbeindustrie in dieser Periode ist zwar eher Gegenstand von Anekdoten, doch könnte sich eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Thema für den fleißigen Forscher durchaus als lohnend erweisen. Wenngleich die moderne Mythenbildung den Beginn des Niedergangs Detroits bei den Rassenunruhen von 1967 ansetzt, nahm der Bevölkerungsrückgang des »Paris des Mittleren Westens« tatsächlich schon ein Jahrzehnt früher seinen Anfang (siehe den 1961 in *Time* erschienenen Artikel »Detroit in Decline«). Die mit der Oktoberrevolution einsetzende Auswanderung von Russen unterschiedlicher gesellschaftlicher Herkunft – darunter weißrussische Adlige, orthodoxe Geistliche und andere kuriose Gestalten – nach Westeuropa schließlich ist ebenfalls Gegenstand der Geschichtsschreibung sowie vielfältiger Spekulationen gewesen.

# Danksagung

Für gutes Zureden und Ermutigung möchte ich dem Hexenzirkel danken: an erster Stelle Liz Boone sowie meiner Mama & meiner Schwester, außerdem Stephanie Cabot, Sylvie Rabineau, Jennifer Barth, Carolyn Mugar, Audi Martel, Sophia Rzankowski, Catherine Bull, Kat Hartman, Helen Ectors, Shannon Cobb, Valerie Elbrick, Susanne Hilberry sowie den zwei Sternen, die mich durch die Dunkelheit leiten, Nora Montana & Carolina Rose.

Ein herzliches Dankeschön auch meinem dauerverwunderten Lektor Sean McDonald & der Truppe von Farrar, Straus and Giroux, Lorin Stein & der Bande von *The Paris Review* – und ganz besonders Botschafter Hartman dafür, dass er mich zu seinem Schneider geführt hat.

# Über Toby Barlow

Foto: Linda Hamlin

Toby Barlow ist Creative Director einer Werbeagentur in Detroit und schreibt für das Literaturmagazin *n+1* und für die *Huffington Post*. Sein mehrfach ausgezeichneter Debütroman *Sharp Teeth* erschien 2008 in den USA. *Baba Jaga* ist sein zweiter Roman. Toby Barlow lebt in Detroit und New York.

# Impressum

*Atlantik Bücher erscheinen im Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg*

Copyright © 2013 by Toby Barlow
Für die deutschsprachige Ausgabe
Copyright © 2014 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Covergestaltung: Favoritbüro München
Coverabbildung: Roberto Castillo, N. Réka, Shutterstock/Keithbishop, Gettyimages
ISBN 978-3-455-17001-6

Unsere Homepage finden Sie im Internet unter: *www.hoca.de*

*www.facebook.com/Hoffmann.und.Campe.Verlag*

*www.twitter.com/HoCaHamburg*

HOFFMANN UND CAMPE

*Ein Unternehmen der*
GANSKE VERLAGSGRUPPE